Hans Herlin

Die Welt des Übersinnlichen

Hans Herlin • Die Welt des Übersinnlichen

Hans Herlin

Die Welt des Übersinnlichen

moderne verlags gmbh · *München 23*

Umschlag: Dieter Eisenlau
Gesamtherstellung: Ensslin & Laiblin, Reutlingen
Printed in Germany

Inhalt

I. TEIL

Die geheimen Kräfte der menschlichen Seele

II. TEIL

Die geheimen Kräfte einer uns übergeordneten Welt

III. TEIL

Anhang

I. Teil

Die geheimen Kräfte der menschlichen Seele

Für die meisten Menschen mag es nützlich sein, gelegentlich hart und unausweichlich vor etwas gestellt zu werden, was man mitunter als übersinnlich bezeichnet. Es trägt dazu bei . . . sich dessen bewußt zu bleiben, wie unglaublich klein unsere Möglichkeiten sind, die Wirklichkeit zu verstehen. *John Björkhem*

Eine gute, gerade Wissenschaft hat es nicht nötig, alle ihre Probleme in einem Augenblick zu lösen. Nur voreilige Leute sind nicht imstande, zu warten und ruhig zu forschen, bis die Tatsachen ihnen die richtige Antwort geben. *J. B. Rhine*

Unterbewußtsein

Die Aufgabe lautete: $\sqrt[4]{2826761} - \sqrt[4]{531441}$. Das Ergebnis: 14. Das Pferd löste die Aufgabe innerhalb 20 Sekunden. Das Publikum war hingerissen. Und die Wissenschaft stand vor einem Rätsel. Wie war so etwas möglich?

Die ganze Welt sprach damals vom »Klugen Hans«, dressiert von einem Herrn von Osten, und ihren Nachfolgern, den »rechnenden Pferden von Elberfeld«. Sie beherrschten die Schlagzeilen der Presse. Sie füllten Säle zu Tausenden. Sie waren viele Jahre die Sensation des Kontinents – Pferde, die über die geheimnisvolle Fähigkeit zu verfügen schienen, Gedanken zu lesen. Sie beantworteten Fragen, schrieben ganze Sätze nieder. Sie waren mathematische Genies, die mit Leichtigkeit Kubik- und Quadratwurzeln zogen. Sie gaben die Lösung dadurch an, daß sie mit den Hufen auf große Tafeln traten, die vor ihnen am Boden der Arena lagen. Mit dem einen Huf die Zehner, mit dem anderen die Einer ...

Sorgfältige und jahrelange Untersuchungen lüfteten das Geheimnis: Die Pferde beobachteten, während sie mit den Hufen schlugen, intensiv ihren Herrn, der ihnen die Aufgabe gestellt hatte, und der natürlich auch die Antwort kannte. War nun die

richtige Anzahl Hufschläge erreicht, so gab der Dresseur den Pferden keineswegs ein Zeichen! So einfach war die Erklärung nicht. Betrug, so ergaben die strengen Untersuchungen, schloß sich aus. Und doch verriet der Dresseur den Tieren unbewußt die Antwort. Es genügte, daß der Dresseur sich auf die richtige Antwort konzentrierte. Seine innere Spannung, sein Wunsch, das Tier möge es richtig machen, verriet ihn: Durch eine unwillkürliche Muskelbewegung des Gesichts, eine Unregelmäßigkeit des Atems, Dinge, die völlig unbewußt erfolgten. Und doch hatten die Pferde gelernt, diese unsichtbaren Zeichen aufzunehmen; als Reaktion darauf hielten sie bei der richtigen Zahl inne!

Ein späterer Laboratoriumsversuch bestätigte, daß Tiere solcher Leistungen fähig sind: Der Experimentator stellte zwei Eßnäpfe auf. Auf der rechten Seite des Raumes einen Napf mit einem Knochen – auf der linken einen Napf mit Keksen. Er dressierte einen Hund nun so, daß dieser bei einem bestimmten hohen Signalton den Knochen holte, bei einem bestimmten tiefen Signalton aber die Kekse. Dann wurde das Gehör des Hundes zerstört. Und etwas Erstaunliches trat ein: Weiterhin wandte sich der Hund beim Anschlagen des hohen Tones – den er nicht mehr hören konnte – zur Rechten, beim tiefen Signalton zur Linken. Die Erklärung: Der Hund hatte nie auf die Töne reagiert – er hatte einfach den Experimentator beobachtet. Obwohl der sich bemühte, beim Anschlagen des Tones dem Hund keine Hinweise zu geben, hatte der Hund solche unwillkürlichen Zeichen bei ihm gefunden. Was also dem Laien wie Gedankenübertragung erscheinen muß, ist nur eine Rekordleistung der Sinne!

Solche Erkenntnisse machen den Wissenschaftler vorsichtig und zurückhaltend, wenn es um übernatürliche Kräfte des Menschen

geht. Wenn schon Tiere zu solchen Höchstleistungen fähig sind – wo liegen da die Grenzen beim Menschen? Professor Dr. A. Neuhäusler warnt zu Recht: »Was zum Wesen der wissenschaftlichen Forschung gehört, neuentdeckte Tatsachen zu unterscheiden, ob sie wirkliche Tatsachen sind oder Schein, gilt für die Parapsychologie par excellence.« Nicht alles muß also übernatürlich sein, nur weil es unvorstellbar ist. Ehe wir das Übernatürliche anerkennen, gilt es immer zu prüfen, ob es nicht eine natürliche Erklärung gibt: Viele Fälle, die uns ganz und gar »magisch« erscheinen, finden auf diese Weise ihre Erklärung:

Ein Kaufmann, auf Reisen in Südamerika, behauptete, eine »Geisterstimme« habe ihm das Leben gerettet: als er mit einer Reisegruppe Rast unter einem riesigen Baume machte, befahl sie ihm: »Rettet euch!« Kaum hatte die Gesellschaft sich in Sicherheit gebracht, stürzte der Baumriese zusammen. Aber die Warnung war alles andere als die Einflüsterung eines Geistes; die Untersuchung ergab, daß der Baum – äußerlich unsichtbar – von Termiten zerfressen war. Jetzt gab der Kaufmann die Möglichkeit zu, daß sein überempfindliches Gehör ihn gewarnt hatte.

Bergson, der französische Philosoph, hielt bei einem Experiment ein geöffnetes Buch hinter den Kopf eines »Hellsehers«: Bergson konnte es lesen, unmöglich aber die Versuchsperson, vor der er stand. Dennoch las die Versuchsperson, was auf der Seite stand. Die scheinbar einzige Erklärung: Gedankenübertragung. Die Wahrheit: Die Versuchsperson hatte die Fähigkeit, das Spiegelbild der Buchseite im Auge Bergsons zu lesen! Die Höhe des Spiegelbildes im Auge: ein Millimeter!

Ein Professor der Mathematik an der Universität Cambridge, Saunderson, seit seinem ersten Lebensjahr blind, konnte aus einem

Haufen antiker Münzen die Fälschungen bezeichnen, wo oft die erfahrensten Kenner betrogen wurden.

Es gibt völlig Taube, die dennoch Konzerte aufsuchen: Sie empfinden Rhythmus und Melodie und sind auch fähig, falsche Töne zu erkennen. In Rußland verblüfft seit Jahren die jetzt 21jährige Rosa Kulestrowa die Wissenschaftler: Ihr Tastsinn – andere sprechen allerdings von Hellsehen – ist so fein entwickelt, daß sie mit ihren Fingerspitzen Farben lesen lernte.

Nichts davon Magie. Nur Rekorde, Höchstleistungen unserer Sinne. Sie spielen als Quelle der Täuschungen im Okkultismus immer wieder eine verhängnisvolle Rolle, zumal das, was sie uns vorspiegeln, hauptsächlich unbewußten Ursprungs ist.

Wir wissen tatsächlich viel mehr, als wir wissen. Und wir wissen es kraft jener Macht, die wir – im Gegensatz zum Bewußtsein – das Unterbewußtsein nennen. Erst unsere Zeit schickt sich an, das Geheimnis des Unterbewußtseins zu enthüllen. Das Unterbewußtsein ist gleichsam die Nachtseite unserer Seele, oder wer das Wort nicht mag, unserer Persönlichkeit. Es ist unser zweites, verborgenes Ich. Es bestimmt den größten Teil unseres täglichen Lebens. Und es verfügt über geheimnisvolle Kräfte und Fähigkeiten, von deren Existenz unser Bewußtsein nichts weiß. Es kann uns zu den scheinbar widersinnigsten Handlungen verleiten, die uns »gar nicht ähnlich sehen«. Und es kann sinnvoll, das heißt warnend, in unser Leben eingreifen.

Wer in die Geheimnisse des Okkulten eindringen will, muß erst dem Geheimnis des zweiten Ich auf die Spur kommen. Moderne Psychologen haben die Fähigkeiten unseres Unterbewußtseins so charakterisiert:

Es kennt keine Müdigkeit.
Es nimmt viel mehr wahr.
Es geht ihm nichts verloren.
Es reagiert auf äußere Eindrücke viel feiner.
Es urteilt viel richtiger.

Unser Unterbewußtsein beeinflußt unseren Körper auf die verschiedenste Weise. Ein unbewußter Wille kann unsere Kräfte verdoppeln – unbewußte Furcht sie ganz erlahmen lassen. Erasmus Darwin berichtet von einem Mann, der auf Kommando die Bewegungen seines Herzens für einige Sekunden anhalten konnte. Professor Bernheim hatte einen Assistenten, der seinen Puls um fünfzehn Schläge pro Minute beschleunigen oder verlangsamen konnte, je nachdem, ob Bernheimer langsamer oder schneller zählte.

Der Berliner Arzt Professor Carl Ludwig Schleich untersuchte einen Patienten, der es – allein kraft seines Willens – soweit brachte, seine Schulter- und Hüftgelenke beliebig ein- und auszurenken. Eine seiner Patientinnen konnte, wann immer man es von ihr verlangte, bis zur lebensgefährlichen Temperatur von 42 Grad fiebern.

»Ganz verwirrt und unfähig, eine Erklärung abzugeben«, so berichtet der irische Arzt Dr. Cheyne von dem Fall Townsend: Dieser Oberst beherrschte die Funktionen seines Organismus so, daß er sich in einen todähnlichen Zustand versetzen konnte: Sein ganzer Körper wurde eiskalt, steif, das Gesicht fahl, spitz, eingefallen, die Augen glasig, starr, ohne jedes Lebenszeichen. Atmung und Puls waren nicht nachweisbar. Das Herz stand still. So verharrte Townsend Stunden, bis er sich wieder weckte.

Das Lebendig-Begraben-Werden der indischen Jogi und der

Fakire – immer wieder angezweifelt – gibt es wirklich! »Es ist kaum zu bestreiten«, erklärt Fanny Moser, »daß sie durch die jahrelangen systematischen Übungen die Fähigkeit erwerben können, ihre Lebensprozesse auf ein Minimum herabzudrücken, wie das bei den Winterschläfern der Fall ist, und sich dann, durch Autosuggestion in einen lang dauernden Zustand des Scheintodes zu versetzen.« Ein ägyptischer Arzt, der sich als Fakir Tahra Bey nannte, führte wiederholt solche Experimente durch. Einer der Zeugen, der englische Journalist Paul Brunton, schreibt darüber: »Das bemerkenswerteste Experiment des Abends war das Lebendig-Begraben-Werden. Diese außerordentliche Vorführung wurde unter Prüfungsbedingungen unternommen, die nicht den leisesten Zweifel an ihrer Echtheit zuließen. Tahra Bey sagte, er werde zunächst die genaue Stunde und Minute bestimmen, in der er erwachen werde. Er bat uns daher, ihn nicht länger beerdigt zu lassen als genau eineinhalb Stunden, so daß er sein Erwachen auf fünf Minuten nach dieser Zeit festlegen werde.«

Tahra Bey versetzte sich in seinen todähnlichen Schlaf. Ärzte bestätigten: kein Herzschlag, keine Atmung. Ohren, Nasenlöcher und Mund des Fakirs wurden verstopft, der steife Körper in einen Sarg gelegt. Der Sarg wurde mit Sand zugeschaufelt, bis Tahra Bey damit vollständig bedeckt war. Ein Holzdeckel wurde aufgenagelt, der ganze Sarg in eine Kiste gehoben, die wiederum bis zum Rand mit Sand gefüllt wurde.

»Wir ließen uns nieder, um die eineinhalb Stunden abzuwarten«, schreibt Brunton weiter. »Endlich war die ausbedungene Frist abgelaufen. Der Sarg wurde ausgegraben, herausgehoben und der Deckel geöffnet. Der Fakir lag ausgestreckt da und steif wie ein Leichnam, das Gesicht hatte die stumpfgraue Farbe einer

Leiche. Er wurde herausgenommen, die Steifheit ließ nach, und man setzte ihn auf einen Stuhl. Nach einigen Minuten erschienen die ersten Anzeichen zurückkehrenden Lebens. Die Augenlider zitterten, dann vernahm man den Rhythmus ruhiger Atmung, und der ganze Körper belebte sich nach und nach wieder.«

Tahra Bey, studierter Arzt, Leiter einer Klinik, ließ sich bei anderen Experimenten bis zu achtundzwanzig Tage begraben. Um jeden Betrug auszuschalten, wurde bei einem dieser Experimente ein Bleisarg auf den Boden eines Schwimmbassins versenkt. Tahra Bey selbst erklärt: »Viele Zweifler sagen, daß die Fakire einen geheimen Luftkanal graben und auf diese Weise weiteratmen können. Zweifellos kommt so etwas bei Pseudofakiren vor, aber es ist völlig unnötig bei denen, die die echten Geheimnisse unserer Kunst erlernt haben und den Körper ihrem Willen zu unterwerfen vermögen ...«

Daß es eine Leistung des Willens ist, bewies auch Mirin Dajo. Unter diesem Namen trat der im Jahre 1912 in Rotterdam geborene Holländer in verschiedenen Varietes auf, als »der Mann, der täglich dreimal starb«. Seine »Nummer«: Er ließ sich mit einem Florett durchstechen, dessen Klinge zwar am Körper Narben hinterließ, aber scheinbar keine inneren Blutungen oder Verletzungen der lebenswichtigen Organe zur Folge hatte. Zuschauer fielen bei solchen Vorstellungen regelmäßig in Ohnmacht, aber Mirin Dajo schien gegen jeden Schmerz unempfindlich. »Wo die Waffe hinkommt«, gab er als Erklärung ab, »da ist mein Körper nicht. Nie hatte ich bei diesen Versuchen ein Gefühl der Angst.«

Ein Scharlatan und Betrüger? Oder eine wissenschaftliche Sensation? Am 31. Mai 1947 stellte sich der Holländer der zweifelnden Fachwelt. Ort des Experiments: der Operationssaal der

Poliklinik des Züricher Kantonspitals. Anwesend: Journalisten, Studenten, Professoren, darunter der Chef der Chirurgischen Abteilung, Professor Dr. Brunner. Werner Rosenberg, einer der anwesenden Journalisten, berichtet darüber: »Begleitet von zwei holländischen Freunden tritt ein mittelgroßer, hagerer Mann herein, Mirin Dajo. Er entblößt den Oberkörper bis zum Gürtel. Jetzt wird ein Florett gebracht, und die Ankündigung, daß Mirin Dajo sich mit dieser Waffe durchstechen lassen wird, löst auf vielen Gesichtern ein ungläubiges Lächeln aus. Dann nimmt sein Begleiter de Groot das Florett und stößt es Mirin Dajo in den Leib. Der Stoß erfolgt von hinten, wenig über der Gürtellinie. Die Spitze des Floretts ragt dicht unter dem Brustkorb etwa 30 cm vorn aus dem Leib heraus. Die Klinge ist blank und zeigt keinen Tropfen Blut. Das alles vollzieht sich mit solcher Geschwindigkeit und Selbstverständlichkeit, ohne daß dabei ein Laut oder auch nur ein Zucken einen Schmerz verrät. Die Verblüffung der Anwesenden ist so groß, daß die meisten noch gar nicht fassen, was sich da vor ihren Augen abgespielt hat ...«

Aber die Ärzte sind keineswegs überzeugt. Professor Brunner bittet, eine Röntgenaufnahme machen zu dürfen. Erst dann könne er ein Urteil abgeben. Mirin Dajo gibt sein Einverständnis. Der Röntgenraum der Poliklinik liegt ein Stockwerk über dem Operationssaal. Immer noch mit dem Florett im Leib, steigt der Holländer mühelos die Treppen hinauf. Das nach der Aufnahme sofort entwickelte Röntgenbild läßt keinen Zweifel: Lebenswichtige Organe wie Niere und Leber sind durchstochen worden. Professor Brunner erklärt, daß er vor einem Rätsel stehe ...

Über fünfhundertmal, so wird berichtet, habe sich Mirin Dajo auf diese Weise durchstechen lassen, ohne daß mehr davon zurück-

blieb als ein paar äußere Narben. So rätselhaft wie seine Unverletzbarkeit war sein Tod: Auch Mirin Dajo hatte die Gabe, wie er es nannte, seinen Körper zu »verlassen«. In völliger Erstarrung, ohne wahrnehmbare Atmung, lag er da, bis er wieder in seinen Körper »zurückkehrte«. Seine Freunde waren daran so gewöhnt, daß sie kaum noch Notiz davon nahmen: aber als bei einem dieser Versuche Mirin Dajo nach zwei Tagen noch immer nicht aufwachte, riefen sie einen Arzt. Er kam zu spät. War Mirin Dajo in seinem Experiment zu weit gegangen, im wörtlichsten Sinne? Hatte er die Grenzen seines Willens überschätzt? Mirin Dajo, der »Mann, der täglich dreimal starb«, war tot.

So wenig an solchen Berichten zu zweifeln ist – wir dürfen nicht vergessen, es sind immer Ausnahmeerscheinungen. Manche haben ihre seltsame Begabung durch einen Zufall entdeckt: Mirin Dajo stellte als Kind nach einem Unfall fest, daß er unverletzlich sei. Manche wurden – wie Tahra Bey – dann systematisch ausgebildet. Aber es sind immer nur einzelne, sehr wenige Menschen, die solche Fähigkeiten besitzen.

Aber nicht nur der Wille bewirkt solche »Wunder«. Auch die Furcht. Immer schon hat man davon gehört, daß Primitive an einem Wort, an einem Zauber plötzlich sterben können. So berichtet ein Forschungsreisender aus Indien: Elf Männer seines Gefolges hatten aus Versehen Kuhfleisch gegessen – eine schwere religiöse Sünde. Sie starben, obwohl eine Untersuchung ergab, daß das Fleisch einwandfrei war. »Der Glaube, daß die Verletzung der Heiligen Gebote sie töten würde, tötete sie wirklich.«

Ärzte haben dieses Phänomen oft beachtet und bestätigt. Professor Schleich machte einmal einen Besuch bei einer jungen Dame. Es war ein heißer Sommertag, in der Ecke des Zimmers summte

ein Ventilator. Plötzlich, mitten in der Unterhaltung, zuckte die Frau erschreckt zusammen: Sie glaubte, daß eine Biene im Zimmer sei. Der Arzt versuchte vergeblich, ihr den Gedanken auszureden. Die Frau bestand darauf: »Es ist bestimmt eine Biene, mein Gott, wenn sie mich nun ins Auge stechen würde ...«

»Während ich sie zu beruhigen suchte«, schreibt Schleich in seinem Buch »Schaltwerk der Gedanken«, »schwoll unter dauerndem Wehklagen und dauerndem Zureden das untere Augenlid der Ärmsten zu einer fast hühnereigroßen Geschwulst (Ödem) an, mit teigiger Konsistenz und deutlich entzündlicher Rötung, bei großer Schmerzhaftigkeit.«

Einen anderen charakteristischen Einzelfall berichtet Schleich aus dem Lazarett am Reichskanzlerplatz in Berlin: »Ein Unteroffizier mit Gelenkschüssen durch beide Schultern, der nach viermonatiger Behandlung wieder die Arme frei bewegen konnte, sah es mit an, daß in ein Bett ihm gegenüber ein neuer Kranker mit Krampfzuständen gebracht wurde. Diese Krampfzustände waren sicher keine Wundstarrkrampfanfälle. Es fiel aber von einem Nervenarzt unvorsichtigerweise das Wort: ›Vielleicht ist es doch Tetanus‹, welches der Schulterschußkranke aufschnappte. Am nächsten Tag bekam nicht der Hirnschußkranke ... Wundstarrkrampf, sondern der Unteroffizier ... bekam einen typischen Tetanusanfall von da ab bis zu zwölfmal des Tages, typisch mit allen Symptomen des Starrkrampfes ... Die Rückenmarkspunktion ... ergab völlige Freiheit von Erregern des Starrkrampfes ... Als wir dem Kranken dann sagten: ›Der Mann da drüben hat keinen Tetanus und Sie auch nicht!‹ und ihm das Wesen der Probe klarmachten, war der Wundstarrkrampf verschwunden.« Schloß Schleich: »Was an diesem Falle das Rätselhafte ist, ist die Kennt-

nis und Imitation sämtlicher Symptome, so wie sie nur ein medizinisches Lehrbuch aufweisen kann.«

Ein anderer seiner Patienten starb allein an der Einbildung, er habe eine Blutvergiftung. Der Mann hatte sich mit einer Schreibfeder gestochen. Er verlangte in seiner Furcht eine sofortige Amputation des Armes. Schleich und andere Ärzte lehnten sie ab: Der Patient hatte weder eine Entzündung noch die geringste Temperaturerhöhung. Wenige Tage später war der Mann tot. Man nahm eine Obduktion vor. Ergebnis: »Überhaupt keine Todesursache.«

Welche Bedeutung solche starke Selbstsuggestion für die in späteren Kapiteln behandelten Geistererscheinungen haben kann, zeigt schließlich noch jener klassische Fall Brooks aus den Protokollen der »Gesellschaft für psychische Forschung«: Ein in New York lebender junger Mann, Brooks, körperlich vollkommen gesund, hatte während einer leichten Erkrankung die Vision seines verstorbenen Lehrers Hall. Brooks behauptete steif und fest, dieser habe ihm prophezeit, er, Brooks, werde am 5. Dezember um 3 Uhr nachmittags an einem Herzleiden sterben. Niemand aus seiner Umgebung nahm diese Mitteilung ernst. Der Arzt, Dr. Mann, versicherte dem Vater des Patienten, der Sohn habe nie etwas mit dem Herzen gehabt, ordnete aber zur Vorsicht an, der Sohn solle in sein Haus übersiedeln. Am Morgen des 4. Dezember stand Brooks wie gewöhnlich auf, frühstückte mit gutem Appetit und machte einen so ruhigen Eindruck, daß Dr. Mann ohne Bedenken seine Besuche machte. Um 2 Uhr, beim Essen bei seiner Familie, klagte Brooks über eine Schwäche und legte sich hin. Um 3 Uhr und 10 Minuten starb er.

Können wir nach all dem noch an jenen Berichten zweifeln, die

davon sprechen, daß der Blick bestimmter Menschen die suggestive Macht habe, zu töten? Dem Sänger Massol von der Kaiserlichen Oper Paris sagte man einen solchen »Bösen Blick« nach. Von diesem Liebling des Pariser Publikums berichtet Siegfried Seligmann glaubwürdig: »Zu den Repertoirestücken der Kaiserlichen Oper zählte König Karl VI., und die sogenannte Flucharie galt für die beste Nummer darin ... Als Massol diese Arie zum erstenmal sang, wandte er, dem Geiste der Rolle entsprechend, den Blick himmelwärts, von den ewigen Mächten die Erfüllung seines gegen das Haupt des Feindes geschleuderten Fluches fordernd. Atemlos lauschte das Publikum dem Sänger, und als er geendet hatte, brach ein selbst in diesen Räumen nicht häufiger Jubel aus. Aber plötzlich verstummte der Applaus; aus der Höhe, wo Massols Blick gehaftet hatte, stürzte ein Maschinist herab auf die Bühne und ward als Leiche weggetragen.«

Lange – so erfahren wir – sträubte sich Massol gegen eine zweite Aufführung. Als er dann, nach Jahren, die Rolle wieder sang, richtete er seinen Blick bei der Flucharie ins Orchester hinunter. Das Unglaubbare, Unvorstellbare geschah: Kaum hatte er seine Arie beendet, als der Kapellmeister der Oper, ein geborener Elsässer mit dem Namen Habeneck, nicht mehr weiterdirigieren konnte. Er wurde nach Hause gebracht, von Ärzten untersucht, die nichts feststellen konnten. Drei Tage später war er tot.

»Als dann die Oper zum dritten Male angesetzt war«, schreibt Siegfried Seligmann, »vermochte das Haus die Menge der Besucher kaum zu fassen. Nicht ohne innere Aufregung, aber mit der früheren, düsteren, das Publikum hinreißenden Wirkung sang Massol, den Blick auf die einzige leere Loge gerichtet. Diese gehörte einem reichen, jungen Kaufmann, den die Vorbereitungen

zu einer weiten Reise abhielten, rechtzeitig zu erscheinen. Aber während der ominösen Arie betrat er die Loge, um sie nach Schluß des Aktes wieder zu verlassen. Er hat das Ziel seiner Reise nie erblickt: In einem französischen Grenzstädtchen setzte ein Herzschlag seinem Leben ein Ende ...«

Massol, der Sänger mit dem Bösen Blick, sang die Flucharie nie mehr. Er trat von der Bühne ab. Am 14. Januar 1858 gab er seine Abschiedsvorstellung in einer Rossini-Oper. Auf dem Weg zur Oper wurde ein Attentat auf Kaiser Napoleon III. und Kaiserin Eugéne verübt. Kaiser und Kaiserin entgingen dem Anschlag, aber über hundert Personen wurden dabei getötet ...

War das alles nur ein merkwürdiger Zufall? Es bleibt uns nichts übrig, als zuzugeben, daß wir vieles nicht verstehen oder erklären können. So hat die Wissenschaft bis heute keine schlüssige Antwort auf die Frage geben können, was das Wegzaubern von Warzen bewirkt. »Sie mögen noch so groß, zahlreich und hartnäckig gegen alle Behandlungen sein«, meint Fanny Moser, »plötzlich verschwinden sie durch irgendein Zauberwort, das ›packt‹. Ein goldener Kern, eine merkwürdige Wahrheit steckt also in dem alten Volksaberglauben des Besprechens ...«

Sie erlebte es selbst bei einer Freundin: Diese war mit ihrem Vater, einem evangelischen Geistlichen, zu einer Hochzeit eingeladen. Im Hause ihrer Bekannten lernte sie eine alte Frau kennen, die in dem Ruf stand, Zauberkräfte zu besitzen. In deren Gegenwart erwähnte die Freundin, daß sie sich zur bevorstehenden Hochzeit noch Handschuhe kaufen müsse; eine große Dornwarze verunstalte ihre Hand. Die alte Frau sah nur nach der Hand und meinte, die Warze werde sie nicht mehr stören. Das war alles. Die Frau vergaß es. Als sie am folgenden Tag die

Handschuhe kaufen wollte, war die Warze weg. Und seit Jahren hatten alle Mittel – Vitamine, Chemikalien und sogar Röntgenstrahlen – versagt.

Solche Fälle sind zahllos. Jeder Hautfacharzt, der mit den modernsten Mitteln keinen Erfolg erzielte, kann sie bestätigen. Lange von der Wissenschaft als »unmöglich« angesehen, hat man heute dieses »kleine Wunder« anerkannt: Unsere seelische Kraft reicht so weit, daß sie die erstaunlichste körperliche Wirkung hervorrufen kann. So weiß jeder Arzt, daß das Versehen der Schwangeren eine Tatsache ist: die Mutterschaftsorgane sind besonders empfindsam gegenüber Einflüssen der Gedankenwelt der Mutter. Ein Beispiel, das Darwin berichtet hat: Ein Kind glich Zug für Zug einem Mädchen aus der Nachbarschaft, dem der Vater während der Schwangerschaft der Frau den Hof gemacht hatte; die Gedanken der schwangeren Frau hatten sich so lebhaft mit diesem Mädchen beschäftigt, daß die Konzentration ihrer Vorstellung die unglaublich erscheinende Veränderung bewirkte. Du Prel, der eine Sammlung von Berichten vom Versehen der Schwangeren veröffentlicht hat, geht so weit zu sagen, daß der Mensch die Fähigkeit besitzt, »mit seiner geistigen Kraft auf die Materie zu wirken«. Wir werden dieser Kraft in noch seltsamerer Form begegnen, wenn wir später von der »Gedankenphotographie« und den »Klopfenden Tischen« berichten.

Die ganze Rätselhaftigkeit der Macht der Seele aber veranschaulichen erst die Fälle von falschen Schwangerschaften. Rein seelisch hervorgerufen, mit allen Symptomen täuschen sie selbst die erfahrensten Ärzte. So bestätigen die Ärzte der Zarin Alexandra Feodorowna von Rußland, daß ihr sehnlichster Wunsch nunmehr endlich in Erfüllung gegangen sei: Sie erwarte ein Kind.

Aber im zehnten Monat erwies sich die Schwangerschaft als Täuschung.

Professor Schleich beobachtete in der Praxis eines Berliner Gynäkologen den folgenden Fall: Die Patientin, eine Siebzehnjährige, behauptete, schwanger zu sein. Der Arzt zweifelte, stellte sich bei der Untersuchung doch heraus, daß sie noch virgo intacta, jungfräulich, war. Drei Monate später kam das Mädchen erneut zur Untersuchung. Die verblüfften Ärzte konstatierten eine Schwangerschaft im dritten Monat. Aber das Rätsel wurde noch größer: Im fünften Monat hörten sie die Herztöne des Kindes, wie stets, abweichend vom Puls der Mutter. Im sechsten Monat stellten sie Bewegungsstöße des Kindes fest. Über das, was dann geschah, berichtet Schleich selbst:

»Im neunten Monat normaler Stand der Gebärmutter. Wir glaubten Schädellage des Kindes feststellen zu können.

Am 10./11. des Monats Stillstand, aber keine Geburt. Am 12. Erklärung des Professors: ›Wir müssen uns geirrt haben, es ist keine Schwangerschaft, sondern eine Geschwulst. Operieren wir also.‹ Der Leib wurde geöffnet – nichts: normale Gebärmutter, normale Eingeweide, keine Geschwulst. Jeder erfahrene Arzt kann derartiges Material beibringen und solche Wunder bestätigen.« Und der erfahrene und skeptische Arzt fügt hinzu: »Woher weiß unser kindliches Mädchen alle Symptome der Schwangerschaft? Mit welchen Mitteln vollzieht sich das so viele Ärzte täuschende Fakirkunststück der wachsenden Gebärmutter? Woher weiß sie, wie diese rhythmisch wächst, woher weiß sie den ganzen Mechanismus des Menschwerdens? Hat sie Medizin studiert, und wenn ja, wer lehrte sie dieses Zauberstück? Sie wußte aber gar nichts von Medizin!« Und er hat nur eine Antwort. Ein Wunder.

»Daß bei derartigen organischen Veränderungen das Unterbewußtsein als ausführendes Organ fungiert«, schreibt Dr. Görig, »müssen wir schon deshalb vermuten, weil das Oberbewußtsein in vielen Fällen gar nicht über die Kenntnisse und niemals über die Mittel verfügt, welche für die verwickelten Maßnahmen unerläßlich sind.«

Wir werden sehen, wie wichtig diese Tatsachen für die Beurteilung der Medien sind. Ein großer Teil der modernen Psychologen steht auf dem Standpunkt, daß alle »okkulten« Erscheinungen durch die Kraft unseres Unterbewußtseins ausreichend erklärt sind: Ein Geist ist für sie kein größeres »Wunder« als das, was bei den falschen Schwangerschaften geschieht: eine Täuschung, eine Vorspiegelung unbewußten Ursprungs.

Schlaf und Traum

Der Mensch führt tatsächlich ein Doppelleben – eines bei Tag und eines bei Nacht. Was wir Schlaf nennen, ist nur das Ausruhen eines Teiles von uns, nur unser Körper ermüdet und ist der Ruhe bedürftig, unser zweites Ich kennt keinen Schlaf.

Besonders auffallend äußert sich das in den sogenannten »Leistungsträumen«: Es gibt zahllose Beispiele solcher Traumberichte, denen Dichter, Maler und Gelehrte große Werke verdanken:

Carl Duisberg, Chemiker der Farbenwerke Bayer, »erfand« im Traum einen neuen Farbstoff, dessen Auswertung dem Unternehmen Millionen einbrachte. August Kekulé von Stradonitz, ein Pionier der chemischen Großindustrie, erschien seine epochemachende Strukturtheorie, als er auf dem Dach eines Londoner Omnibusses eingenickt war. Und seine Benzoltheorie entstand im Schlaf in seinem Arbeitszimmer in Gent. Nobelpreisträger Paul Ehrlich, Erfinder des Salvarsans, verdankte seine bedeutendste Arbeit – die Erklärung, wie Zellen sich der in den Organismus eingedrungenen Gifte erwehren – einem Traumbild. J. A. Symmonds, der englische Schriftsteller, träumte von einem Rennen, bei dem ein Pferd namens »Anton« um viele Längen ge-

wann. Zu seinem Erstaunen stellte er tags darauf fest, daß es ein Pferd dieses Namens wirklich gab, das an diesem Tag in einem Rennen lief. Nach Meinung der Experten hatte es aber gar keine Chance, zu gewinnen. Aber das Pferd gewann.

Solche Berichte von der »Traumarbeit« werden erst verständlich, wenn man bedenkt, daß im Schlaf allein unser Unterbewußtsein regiert, frei von allen Fesseln. Jenes zweite Ich, von dem wir hörten, daß es viel mehr weiß, als wir wissen. Und der Weg, in dem dieses zweite Ich sich zu erkennen gibt – ist der Traum.

Traumforscher Sigmund Freud nannte Träume den »Königsweg zum Unterbewußtsein«. Nach seiner Meinung erfüllt sich der Mensch in seinen Träumen jene Wünsche, die ihm im Wachzustand versagt bleiben, verbannt der Mensch Konfliktsituationen und Unerfreuliches, das ihn schlaflos macht, in sein Unterbewußtsein. »Mit anderen Worten«, erklärt der amerikanische Psychologe G. H. Estabrooks, »wir können uns unser Unterbewußtsein als einen dunklen Keller vorstellen. Unerfreuliche Gedanken werden durch die Falltür in den Keller verbannt und die Tür hinter ihnen verschlossen.« Das Ganze hat jedoch einen Haken: Gedanken, die wir aus unserem Bewußtsein verbannt haben, tragen eine gewisse Kraft in sich; der Psychologe spricht von Libido.

»Man stellt sich diese Kraft am besten als Dampf vor«, macht es Psychologe Estabrooks klar. »Wenn solche Gedanken also in den Keller verbannt – unterdrückt – werden, nehmen sie ihren Dampf mit sich.« Und je mehr Gedanken wir unterdrücken, desto größer wird der Druck gegen die Wände unseres Unterbewußtseins. Resultat: Der Druck sucht sich einen Ausweg. »Träume«, sagt der Psychologe, »sind die Sicherheitsventile, durch die der Überdruck abgelassen wird.«

Die experimentelle Traumforschung hat diese Deutung neuerdings bestätigt: Wissenschaftler der kalifornischen Stanford-Universität hinderten Testschläfer vierzehn Nächte lang daran, zu träumen. Sobald die Meßgeräte – sogenannte Elektrookulografen – anzeigten, daß der Schläfer träumte, wurde er geweckt. Die Ergebnisse waren dramatisch. Traumentzug bewirkte bei den Testschläfern einen »tiefgreifenden Wandel der Persönlichkeit«. Die Versuche mußten abgebrochen werden. Er halte es für möglich, meinte der Leiter des Tests, Professor William C. Dement, daß Menschen, denen man länger als zwei Wochen ihre Träume entzöge, daran sterben könnten. Katzen, die durch einen operativen Eingriff am Gehirn der Traumfähigkeit beraubt wurden, starben nach zwanzig Tagen ...

Nun enthält unser Keller nicht nur – wie Freud vereinfachend meinte – unerfüllte Wünsche und unterdrückte Konflikte. Der Schweizer Carl G. Jung hat herausgefunden, daß dieser Keller auch unausgesprochene Teile unserer Persönlichkeit enthält – unbewußt gebliebene Erinnerungen, längst Vergessenes und Niegeschautes. Auch sie, Vergangenheit und Zukunft, können sich also im Traum äußern.

Der Volksglaube sah in gewissen rückschauenden oder vorschauenden Wahrträumen schon immer eine Demonstration des Übersinnlichen. Die Frage, ob es Träume gibt, die ein Wissen offenbaren, das der Träumer nicht auf normale Weise erfahren haben kann, bleibt für den Psychologen umstritten, aber die beobachteten Tatsachen scheinen dafür zu sprechen.

Ein solch rückschauender Wahrtraum wird uns von Professor J. B. Rhine berichtet. »In meiner Jugend«, erzählt Professor Rhine in seinem Buch »Neuland der Seele«, »war in den Bergen von

Pennsylvanien der Glaube an Warnungen oder Botschaften aus einer unbekannten Welt weit verbreitet. Mein Vater war diesen Dingen gegenüber sehr skeptisch. Er riet mir, sie als Aberglauben anzusehen und nicht zu beachten.« Aber dann, an der Universität, erzählte ihm ein Professor der Naturwissenschaften ein Erlebnis, dessen Augenzeuge er selbst gewesen war: Spät in der Nacht wurde die Familie von einem aufgeregten Nachbarn geweckt. Er wollte sich Pferd und Wagen ausleihen – Telefone gab es in der abgelegenen Gegend damals noch nicht –, um zu einem 16 km entfernten Dorf zu fahren: Seine Frau habe im Traum ihren im Nachbardorf lebenden Bruder gesehen; er sei heimgekehrt, habe die Pferde in den Stall gebracht und abgeschirrt, sei dann in den Heuschober gegangen und habe sich dort erschossen. Sie sah jede Einzelheit der Tat: die Waffe, die aus seinen Händen fiel, den Körper, der über das etwas schräg gestapelte Heu, in eine Vertiefung darin hineinglitt ...

»Mein Vater lieh ihm also den Wagen und das Pferd«, zitiert Rhine seinen Professor, »und sie fuhren zu ihres Bruders Haus. Sie fanden dessen Frau, die, immer noch nichts ahnend, auf die Rückkehr ihres Mannes wartete.«

Sie gingen in den Stall und fanden die Pferde abgeschirrt. Sie gingen zum Heuboden hinauf, und da lag der Leichnam genau an der Stelle, welche die Schwester auf Grund ihres Traumes beschrieben hatte, ebenso die Pistole.

»Wir Studenten hörten die Geschichte«, erinnert sich Professor Rhine, »wir glaubten an die Richtigkeit, denn wir wußten, daß der Mann, der sie erzählt hatte, so normal und ausgeglichen war wie wir selber, daß er ein Mann war, dessen Ehrlichkeit sowohl im täglichen Leben wie in der Wissenschaft außer Frage stand.

Heute weiß ich, daß wir, trotz allem, nicht so ganz an ihre Wahrheit glaubten. Wir wußten nicht, inwiefern wir ungläubig waren, da wir ja des Professors Wahrheitsliebe nicht bezweifelten. Aber man konnte eben eine solche Geschichte einfach nicht glauben.«...

Dieses »Man« kann es doch nicht glauben ist der Grund, warum wir solchen Ereignissen so zweifelnd gegenüber stehen. Selbst wenn sie auch noch so gut beglaubigt sind wie folgender Fall, der aus Paris berichtet wird:

Die Familie Ostrowsky war vor der Revolution aus Rußland geflohen; nach langen Irrwegen kamen sie gegen Ende des ersten Weltkrieges in der französischen Hauptstadt an. Die Hotels der Stadt waren von Fronturlaubern überfüllt. Erst nach langer Suche bekamen sie Zimmer in einem Hotel. Der Sohn die Nummer 16 im ersten Stock. In der folgenden Nacht sah er im Traum einen jungen Mann in französischer Hauptmannsuniform ins Zimmer treten. Unschlüssig, grübelnd ging dieser eine Zeitlang hin und her, ließ sich schließlich in einen Sessel nieder, zog seine Pistole und erschoß sich. Ostrowsky stürzte auf den Gang hinaus. Dem ersten Menschen, dem er begegnete, einem Etagenkellner, rief er zu: »Kommen Sie schnell. Hier drinnen hat sich jemand erschossen.« Die lakonische Antwort des Kellners: »Was? Schon wieder einer?« Sie betraten das Zimmer. Ostrowsky starrte auf den leeren Stuhl, bis ihm klar wurde, daß er nur geträumt hatte. Als er dem Kellner seinen Traum erzählte, stellte sich heraus: In der Nacht zuvor hatte sich ein französischer Hauptmann, auf Urlaub von der Front, in diesem Zimmer erschossen. »Dort, auf diesem Stuhl, haben wir ihn gefunden.«

Die parapsychologische Forschung hat ans Licht gebracht, daß nicht nur gewisse Ereignisse aus der Vergangenheit »Traumaus-

löser« zu sein vermögen, sondern auch Vorkommen aus der – meist nahen – Zukunft; wir sprechen dann von praekognitiven Träumen. Da J. W. Dunne der erste war, der solche Träume systematisch untersuchte, spricht man auch vom »Dunne-Effekt«. Die Geschichte kennt viele Beispiele sogenannter vorausschauender Wahrträume mit solchen »Dunne-Effekten«.

So ist bezeugt, daß der Medizinalrat Dr. Gudden aus München im Frühjahr 1886 Freunden erzählte, er habe in der Nacht ein schreckliches Traumgesicht gehabt: Im Wasser stehend, ringe er mit einem Mann um sein Leben! Dr. Gudden war jener Arzt, der mit der Überwachung des für geisteskrank erklärten Königs Ludwig II. betraut worden war. Ein Vierteljahr nach diesem Traum fand man König und Arzt ertrunken im Starnberger See; eine Rekonstruktion ergab, daß der Arzt im Wasser um das Leben des Königs gerungen habe.

Der Maler Franz Marc – das bekannteste seiner Bilder »Die Blauen Pferde« – schrieb unmittelbar vor seinem Tod an einen Freund:

»Mein Lieber!

Mir hat die jenseitige Welt eine Ahnung geschickt, daß auch ich nun bald abtreten muß von der Bildfläche dieser Zeitlichkeit. Und das ging so: Acht Tage waren wir vorn in Stellung – eine furchtbare Zeit im wütenden Trommelfeuer. Fast zwei Drittel meiner Kompanie hatte ich schon verloren, da kam endlich der Ablösungsbefehl. Wir bezogen Ruhestellung in einer kleinen Dorfkirche, einige Kilometer hinter der Front. In ihr war alles zerstört mit Ausnahme eines alten Kreuzes. In dieser Nacht nun erlebte ich in eben derselben Kirche einen seltsamen Traum. Das Kreuzbild hat

Holzschnitt der Lübecker Bibel aus dem Jahre 1494: der Traum des Pharao von den sieben fetten und den sieben mageren Kühen; von den sieben vollen und den sieben dünnen Ähren.

Giottos Fresko von dem symbolischen Wahrtraum des Papstes Innocenz III. (1198–1216), in dem dieser vorhersah, daß der hl. Franz von Assisi die ins Wanken geratene Kirche stützen würde.

anscheinend meine Sinne gefesselt. Ich sah nämlich, wie Christus an dem Kreuz lebendig wurde, wie er von dort herabstieg, es auf seine Schulter nahm. Damit schritt er hinaus ins Freie... der Front entgegen, gerade dorthin, wo wir so furchtbare Tage verbracht hatten.

Bald schlugen die Granaten des französischen Sperrfeuers links und rechts in den Boden und warfen gewaltige Erdfontänen hoch. Christus mit seinem Kreuz aber ging ruhig seinen Weg... Sollte das nicht ein tröstlicher Hinweis sein, daß auch mein Kreuzweg in diesem furchtbaren Krieg bald in die Verklärung führt...?«

Der Brief wurde nicht vollendet. In fremder Handschrift stand unter den letzten Zeilen: »Die Kompanie wurde plötzlich alarmiert. Kompanieführer Marc fiel im Kampf um die Höhe 304.«

Als letztes Beispiel ein Bericht aus der Gegenwart. Auf eine Umfrage der Zeitschrift »Schweizerischer Beobachter« meldeten sich über 1200 Personen, die solche Vorahnungen, Wahrträume und Erscheinungen gehabt hatten. Eine Mutter schrieb:

»Mein Sohn besuchte die Rekrutenschule in Basel. Da träumte ihm von seinem verstorbenen Vater. Er sah nur sein Gesicht und die erhobene Hand und hörte ihn dabei sagen: »Du darfst nicht über die Brücke!« Am Morgen vergaß er den Traum, doch in der nächsten Nacht hatte er die gleiche Erscheinung. Nun wurde er zum Küchendienst abkommandiert, und da überaß er sich so gründlich, daß er mit neununddreißig Grad Fieber erwachte und im Bett liegen mußte, während seine Kameraden einen Ausmarsch und Übungen machten. Nach ungefähr drei Stunden kam in die Kaserne der Bericht, eine Brücke sei eingebrochen und hätte einen

halben Zug – seinen Zug – unter sich begraben. Es gab einen Toten, einige Schwerverletzte ...

Mein Sohn konnte an den Bergungen teilnehmen, vom Fieber war keine Spur mehr vorhanden. Der Arzt stand vor einem Rätsel; aber er wußte, daß ihn sein Vater beschützt hatte.«

Die Mutter glaubte, ihrem Sohn sei der »Geist« des Vaters erschienen, aber eine natürliche Erklärung reicht aus: Sein Unterbewußtsein, sein zweites Ich hatte ihn vor der Gefahr gewarnt; und da es sein Bewußtsein nicht wahrnahm, ihn durch die Krankheit gehindert, sich in Gefahr zu begeben!

Als letztes Beispiel bringen wir einen Traum von weltgeschichtlicher Bedeutung, den Traum eines Bischofs von der bevorstehenden Ermordung des österreichischen Thronfolgerpaares. In den frühen Morgenstunden des 28. Juni 1914 ahnte noch niemand, daß in wenigen Stunden zwei Menschen sterben mußten und daß ihr Tod den von Millionen anderer nach sich ziehen würde. Nur drei Menschen ahnten es. Zwei davon waren die Attentäter. Der dritte war jener, der alles im Traum vorhergesehen hatte.

Um Punkt Viertel vor sechs Uhr betrat der Hausdiener des Bischöflichen Palais in Großwardein das holzgetäfelte Arbeitszimmer des Bischofs. Josef Lànyi saß versunken an seinem Schreibtisch, den Rosenkranz in den Händen. Er schien den Diener nicht zu bemerken. Die dunklen Holzperlen glitten durch die schmalen Hände, seine Lippen bewegten sich im Gebet. Erst als der Diener Miklos (Nikolaus) die schweren Vorhänge beiseite zog und an den Schreibtisch trat, merkte er, daß etwas anders war als sonst. Das Gesicht des Bischofs war blaß. Besorgt erkundigte sich der Diener:

»Sind Euer Bischöfliche Gnaden krank?« Jetzt erst blickte Lànyi auf. »Sie, Miklos? Wie spät ist es?«

»Dreiviertel sechs, wie immer.«

»Rufen Sie gleich meine Mutter. Und kommen Sie auch. Ich hatte einen schrecklichen Traum.«

Der Bischof von Großwardein – das heutige rumänische Oradea liegt 450 km von Sarajewo entfernt – berichtete später selbst darüber:

»Am 28. Juni 1914, halb vier Uhr früh, erwachte ich aus einem schrecklichen Traum. Mir träumte, daß ich in den Morgenstunden an meinen Schreibtisch ging, um die eingelangte Post durchzusehen. Ganz oben lag ein Brief mit schwarzem Rand, schwarzem Siegel und dem Wappen des Erzherzogs. Sofort erkannte ich dessen Schrift. Ich öffnete und sah am Kopf des Briefpapiers in himmelblauem Ton ein Bild wie auf Ansichtskarten, das eine Straße und eine enge Gasse darstellte. Die Hoheiten saßen in einem Automobil, ihnen gegenüber ein General, neben dem Chauffeur ein Offizier. Auf beiden Seiten der Straße eine Menschenmenge. Zwei junge Burschen sprangen hervor und schossen auf die Hoheiten. Der Text des Briefes ist wörtlich derselbe, wie ich ihn im Traum gesehen:

›Euer Bischöfliche Gnaden! Lieber Doktor Lànyi! Teile Ihnen hiermit mit, daß ich heute mit meiner Frau in Sarajewo als Opfer eines Meuchelmordes falle. Wir empfehlen uns Ihren Gebeten ... Herzlichst grüßt Sie Ihr Erzherzog Franz, Sarajewo, 28. Juni, 1/24 Uhr morgens.‹

Zitternd und in Tränen aufgelöst sprang ich aus dem Bett, sah auf die Uhr, die halb vier zeigte. Ich eilte sofort zum Schreibtisch,

schrieb nieder, was ich im Traum gelesen und gesehen hatte. Beim Niederschreiben behielt ich sogar die Form einiger Buchstaben, wie sie vom Erzherzog geschrieben waren, bei.«

Sobald seine Mutter, der Diener und ein im Haus befindlicher Gast ins Arbeitszimmer traten, berichtete Bischof Lànyi ihnen von seinem Traum. Anschließend begab er sich mit ihnen in die Hauskapelle des Bischöflichen Palais. »Der Tag«, schreibt er, »verging in Angst und Bangen . . .«

Zur gleichen Stunde, als der Bischof von Großwardein für den Erzherzog Franz Ferdinand – dessen ungarischer Lehrer er gewesen war – betete, brach das österreichische Thronfolgerpaar von Ilidje, wo es übernachtet hatte, im offenen Wagen nach Sarajewo auf. Der Rest ist Geschichte. Und sie ereignete sich so, wie der Bischof sie im Traum vorhergesehen hatte. Mit einem Unterschied: Bischof Lànyi hatte ein Attentat gesehen, in Wirklichkeit waren es zwei. Das erste erfolgte, als die Autokolonne sich der Brücke über den Miljacka näherte; dort schleuderte Cabrinowic seine Bombe, die aber nur das dritte Automobil traf. Das zweite erfolgte bei der Rückkehr von dem großen Empfang im Rathaus in der Franz-Joseph-Straße; mitten in der dichtgedrängten Menge stehend, feuerte Princip die zwei tödlichen Schüsse ab.

Es war genau halb vier an diesem Nachmittag – zwölf Stunden nach seinem Traum –, als ein Telegramm dem Bischof von Großwardein die Nachricht von der Ermordung des Erzherzogs und seiner Gemahlin brachte.

An der Authentizität dieses Berichtes ist nicht zu zweifeln, obwohl Zweifel daran geäußert wurden, daß Bischof Lànyi seinen Traum *unmittelbar* drei Zeugen berichtet hat und die Niederschrift

des Traumes noch am Morgen des unglücklichen Tages, also *vor* dem Ereignis, gemacht wurde. Pater Donat aus Innsbruck ist im Besitz eines Briefes des Bischofs, der den Traum genau erzählt.

»Nur um die Deutung kann sich der Streit noch drehen«, meint Fanny Moser, die sich in ihrem Buch »Der Okkultismus« um die Dokumentation dieses Falles bemüht hat. »Handelte es sich lediglich um einen Angsttraum des befreundeten Bischofs, Wiedergabe der allgemeinen Befürchtungen, die auch die Erzherzogin bewogen hatten, ihren Mann zu begleiten? Denn die Ermordung lag sozusagen in der Luft. Wien war sogar von der serbischen Regierung gewarnt worden, denn der Tag des Besuches der Thronfolger war ein nationaler Feiertag, an dem die patriotischen Gefühle der Bevölkerung sich bis zum Siedepunkt steigern mußten.« Und sie fragt: »Oder war es mehr ein telepathischer Traum, Resonanz der verbrecherischen Pläne der beiden Mörder?«

Angsttraum oder Prophetie? Überlassen wir die Antwort den Gelehrten. Wer ein lehrreiches Beispiel möchte, welche Gefechte – dies Wort ist noch milde – sie sich liefern, lese nur das Kapitel über den Traum des Bischofs in dem Buch W. Gubischs. Uns genügt vorerst die Feststellung, daß der Mensch in seinen Träumen ein Wissen um Dinge hat, die unserem normalen Erkenntnisvermögen entzogen sind.

Wie wir gesehen haben, überwiegen bei solchen Wahrträumen meistens die tragischen Vorkommnisse. Bei der Auswertung der 1200 Einsendungen der schon erwähnten Umfrage der Schweizer Zeitschrift mußte Aniela Jaffé feststellen: »Im allgemeinen handelt es sich bei den vorausgewußten Dingen um Ereignisse, die in irgendeiner Weise schicksalhaft sind, und in weitaus den meisten Fällen betreffen sie ein schweres oder sogar tragisches Schicksal.

Vorausträume von Verlobung, Lotteriegewinn oder anderen Begebenheiten des Alltags, kommen immer wieder vor, aber ihre Zahl steht in keinem Verhältnis zu der überwältigenden Mehrheit von Träumen und Ahnungen, die Krankheiten, Unglück und Tod künden ...«

Träume bedienen sich dabei ihrer eigenen Sprache, einer Art Geheimschrift, des Symbols. »Eine alte Dame teilte mir mit,« berichtet Professor Tenhaeff, »daß sie eines Nachts träumte, daß ein junger Mann, der zum Kreise ihrer Bekannten gehörte, plötzlich vor ihr stand. Nach einem kurzen Gespräch ... verließ er ihr Haus, wobei er eine alte Jacke ihres Mannes mitnahm. Eine Befragung der gemeinsamen Bekannten ergab, daß der junge Mann unerwartet gestorben war ... Ungefähr ein Jahr nach diesem Traum erhielt sie einen Brief von ihrer Tochter, die im Ausland wohnte, worin sie unter anderem fragte, ›ob Vater noch die alte Tweedjacke trägt, die die Kinder scherzend ›das ewige Leben‹ genannt hatten.‹ – Nun begriff sie, daß das Mitnehmen der alten Jacke durch den jungen Mann sein Sterben symbolisierte.«

Es ist dies ein Beispiel für ein *individuelles* Symbol. Daneben treten in zahlreichen Träumen auch *kollektive* Symbole auf. Weißer Schnee ist ein solches kollektives Symbol für Sterben und Begrabenwerden. Brückenträume stehen in der Regel in Zusammenhang mit Sterbefällen; im Volksglauben und in der Mythologie galt die Brücke als ein Ort, den die Abgeschiedenen benutzen mußten, um »das andere Ufer« zu erreichen. So berichtet Aniela Jaffé von einem Mädchen aus Solothurn, die in einer bestimmten Nacht träumte, daß sie auf der Bahnhofsbrücke in Zürich ihre Cousine traf, die ihr mitteilte, daß ihre Großmutter gestorben war. Am folgenden Morgen erhielt sie die Nachricht, daß ihre Großmutter

in derselben Nacht völlig unvermutet gestorben war. Aniela Jaffé konnte die Feststellung machen, daß sich Vorausahnungen vom Tode oft hinter dem Bild einer Reise verbergen; ein Motiv des Todes, wie es uns in vielen Sagen begegnet. Ein Beispiel:

»Mein Vater war, von einem Unfall herrührend, lange Zeit krank, und als er in der Nacht um halb ein Uhr sterben sollte, sagte er meiner lieben Mutter und zu Verwandten schon am Mittag, mit dem Nachtzug um halb ein Uhr fahre er heim.« Er starb in der angegebenen Zeit.

Der Abschied ist ein anderes Symbol dieser Geheimsprache. »Als mein Bruder starb, wachte sein Freund genau zur gleichen Zeit auf, weckte seine Frau und sagte zu ihr: ›Eben hat mich Hermann angerufen, ich hörte seine Stimme ganz genau: Adieu, Ernst, ich muß jetzt gehen.‹ Fünf Minuten später wurde ihnen von den Angehörigen telefonisch die Todesnachricht übermittelt.«

So kehren gewisse Symbole immer wieder: Eine leuchtende Inschrift symbolisiert eine Warnung, eine dunkle Wolke Gefahr. Hunger und Not kündigen sich durch eine Schar Mäuse an, Tränen durch Perlen, Reichtum durch Eier. Das eigene Bild: Glück. Das Bild anderer: Neuigkeiten. Und wird eine Frau links von einem Mann gesehen, so soll es ein Vorzeichen sein, daß sie seine Frau wird. Viele Traumbücher versuchen auf diese Art den Kode zur Entschlüsselung der Geheimschrift der Träume zu geben; sie sind aber keineswegs immer verbindlich. Es gehören viel Erfahrung und Praxis dazu, Träume zu deuten, und wirklich dazu berufen sind nur die Psychologen.

Eine besondere Form des Traumes gibt uns einen noch tieferen Einblick in die unterbewußten Fähigkeiten unserer Seele: das

Schlafwandeln. Auch hier Zweifel und Vorurteil: »Unmöglich!« Aber, um es hier einmal zu sagen: was ist nicht alles schon für unmöglich gehalten worden. Daß die Erde sich um die Sonne drehe – unmöglich. Das Skelett eines Lebenden mit Hilfe von Röntgenstrahlen zu fotografieren – unmöglich. Die menschliche Stimme und menschliche Bewegung festzuhalten – unmöglich. Noch jede Epoche hat sich mit neuen Tatsachen abfinden müssen. »Das Unwahrscheinliche ist oft das Wahre, das Unmögliche von heute die Wissenschaft von morgen«, schreibt Fanny Moser, und sie wirft auch in diesem Punkt der Wissenschaft mit Recht vor, sie begnüge sich »mit der einfachen Feststellung, daß der Schlafwandler sich im Stockfinstern mit größter Sicherheit überall bewegen und wahre Akrobatenstücke ausführen kann, Taten, an die er sich im Wachen selbst in Gedanken nicht heranwagt, um dann plötzlich ins Bett zurückzukehren und in todesähnlichen Schlaf zu versinken.«

Nur über eines scheinen die Wissenschaftler sich einig zu sein: Schlafwandeln ist nichts anderes als »eine besondere Form des Traumes, und zwar ein handelnder, ein gespielter Traum«. Der Fachmann spricht von natürlichem Somnambulismus, natürlichem Schlafwandeln.

»In leichten Fällen richten sich die Patienten auf und beginnen zu sprechen«, schreibt Professor Wiersma über das Schlafwandeln. »In schwereren Fällen steigen sie aus dem Bett und versuchen allerlei Tätigkeiten. Dann legen sie sich wieder nieder, und am nächsten Tag wissen sie von alledem nichts mehr.« Der Wiener Psychiater Sadjer, ein Schüler Freuds, sieht im Schlafwandler einen Wunschträumer, der zum Handeln übergeht; wie beim Unterbewußtsein liegen dem Schlafwandeln seiner Ansicht nach lediglich verdrängte Wünsche, Gefühle und Strebungen zugrunde.

Das Schlafwandeln gibt uns ein ausgezeichnetes Beispiel dafür, wie unser Körper völlig von unserem Unterbewußtsein kontrolliert wird. Unser zweites Ich hat von uns Besitz ergriffen, und es leistet dabei Erstaunliches. So berichtet der Münchner Arzt Dr. L. Loewenfeld über den Fall eines seiner Studenten:

Drei Tage hatte dieser sich vergeblich um die Lösung einer komplizierten mathematischen Aufgabe bemüht. Am dritten Abend ging er völlig erschlagen und entmutigt zu Bett. Zu seinem größten Erstaunen fand er am nächsten Morgen auf dem Schreibtisch einen Bogen mit seiner Handschrift: Die Aufgabe, um die er drei Tage gerungen hatte, war fehlerlos gelöst. Im Schlaf. Die Methode, die er dabei angewandt hatte, erwies sich als viel einfacher und besser als jene, mit der er bisher gearbeitet hatte.

Ein junger Geistlicher im Priesterseminar von Bordeaux wurde dabei beobachtet, wie er nachts im Schlaf aufstand und seine Predigten und Noten niederschrieb. Dem Erzbischof wurde die mysteriöse Sache gemeldet. Dieser beobachtete nun selbst: Der Geistliche stand auf, nahm wie selbstverständlich Papier und Schreibzeug und begann mit geschlossenen Augen zu schreiben. Bevor er Noten schrieb, nahm er ein Lineal und zog säuberliche Linien. Die Predigten las er sich nach der Niederschrift vor und strich Stellen, die ihm nicht gefielen, aus und verbesserte sie an der richtigen Stelle. Er wußte auch immer, wenn die Feder trocken und wenn das Blatt vollgeschrieben war. Als der Bischof einen Deckel zwischen Augen und Blatt hielt, schrieb der Schlafwandler ruhig weiter.

Das gleiche Erstaunen rief der Fall eines Studenten des Lehrerseminars in Creuse hervor. Wir besitzen darüber den Bericht des Direktors Badaire. Er schrieb ihn für die Akademie der Wissen-

schaften und er wurde in den Protokollen der britischen Gesellschaft für psychische Forschung (Band 6) veröffentlicht. »Theophile Janicaud«, so berichtet Badaire, »stand jede Nacht auf, ging im Schlafraum herum, stieg ins Studierzimmer hinauf, wo er im Dunkel arbeitete, oder er ging oft für Stunden in den Garten, um sich dann wieder schlafen zu legen. Er machte dabei vollständig den Eindruck, wach zu sein; mit Ausnahme eines besonderen Ausdruckes seiner Stimme, wenn er vor sich hin sang oder auch Fragen beantwortete. Sein Verhalten war dabei ein ganz anderes; sonst verlegen und schüchtern, wurde er übermütig, schlagfertig in seinen Antworten, äußerte sich mit größter Leichtigkeit und kritisierte unbarmherzig die anderen. Im Normalzustand war sein Gedächtnis schlecht, im Somnambulismus dagegen konnte er ganze Seiten fehlerlos hersagen ...

Eine Nacht verließ er, obwohl wir ihn dauernd beobachteten, den Schlafraum. Am nächsten Morgen fand man ihn im Bett, aber sein Kopfkissen und die Uhr fehlten. Das ganze Haus und der Garten wurden durchsucht, ohne Erfolg. Später am Tag wurde etwas Weißes auf dem Dach entdeckt: Es war sein Kissen, das er dort gelassen hatte, ebenso seine Uhr und ein Strauß Blumen aus dem Garten.«

Das Schlafwandeln ist keineswegs eine Erscheinung, die sich nur während der Nacht zeigt. Bei manchen Menschen tritt sie auch tagsüber auf. Am eindrucksvollsten ist jener Fall, der uns von Dr. von Rentergham mitgeteilt wird:

Dr. M., ein rüstiger alter Herr, der trotz seines hohen Alters von 78 Jahren noch seine Krankenbesuche machte, hielt regelmäßig seinen Mittagsschlaf in einem blauen Sessel in seiner Praxis. Nur in den allerdringendsten Fällen durfte er dabei geweckt

werden. Aber der Fall schien ernst: er wurde von einer Hebamme zu einer schweren Entbindung gerufen.

Als man ihn weckte, stand er jedoch ohne ein Wort sofort auf, suchte – scheinbar ganz wach – alle Instrumente zusammen, die er brauchte, und zog seinen Mantel an.

Die Adresse lag in der Nähe, und er ging zu Fuß zu der Patientin, die schon wiederholt seine Dienste als Geburtshelfer angenommen hatte. Er entband die Frau mit Hilfe einer Zange, nachdem er das Kind zuvor umgedreht hatte. Das Kind kam scheintot zur Welt, doch gelang es dem Arzt, es zum Leben zurückzurufen; damit verging eine halbe Stunde. Dem Ehemann fiel nur auf, daß der Arzt »ein wenig zerstreut und verwirrt« erschien.

Loewenfeld schreibt dazu: »Zu Hause ging er wieder an seinen alten Platz und schlief sofort ein. Beim Erwachen, nach einigen Augenblicken, erinnerte er sich an nichts und war äußerst erstaunt, eine schwere Entbindung glücklich beendet zu haben, ohne irgendeine Erinnerung daran zu haben.«

Die moderne Wissenschaft sieht auch im Schlafwandeln längst nichts Geheimnisvolles, Okkultes mehr: Daß der Schlafwandler mit Leichtigkeit auf dem Rand eines Daches gehen kann, ist gar kein so großes Wunder, ebensowenig wie der Mann, der im Schlaf ein mathematisches Problem löst.

Die Konzentration des Schlafwandlers – so erklärt sie sich dieses Phänomen – ist nur auf eines gerichtet: seinen Traum. Er benutzt dabei nur die Sinne, die er gerade braucht. Diese aber sind dadurch um ein Vielfaches schärfer – der Fachmann spricht von »Verschärfung der Hyperästhesie« – und ermöglichen dem Schlafwandler erstaunlichste Leistungen. Tast- und Gehörsinn ersetzen

ihm das Auge. Ein gesteigertes Raumgedächtnis leitet ihn wie ein unsichtbarer Radarstrahl. Und vor allem: alles, was ihn im Wachen hemmt, wie zum Beispiel Angst, ist von ihm abgefallen.

Schlafwandeln ist also kein Beweis für übernatürliche Dinge, sondern nur der Beweis dafür, welche gewaltigen Kräfte in der menschlichen Seele ruhen.

Und doch ist Schlafwandeln, der natürliche Somnambulismus, nur die erste Stufe zu einem noch größeren Phänomen, dem »künstlichen Somnambulismus«, der Hypnose. Auch sie ist – *hypnos* bedeutet im Griechischen Schlaf – nur eine Form des Schlafens. Aber während bei natürlichem Schlafwandel der Mensch vor seinem zweiten Ich selber kontrolliert wird, geschieht hier etwas anderes: Ein anderer, ein Hynotiseur oder »Operateur«, setzt sich mit unserem Unterbewußtsein, unserem zweiten Ich, in Verbindung und befiehlt ihm. Ein geschickter Hypnotiseur kann seiner Versuchsperson alles einreden: Er hat die Macht, ihr zu suggerieren, sie habe sich an einer gewissen Stelle gebrannt – und die Haut wird sich dort röten, und eine Blase bildet sich. Er kann ihr sagen, sie sehe eine Schlange, und sie wird vor Schreck zurückweichen. Er könnte der Versuchsperson aber auch – und darum ist es für uns so wichtig – einreden, sie sehe am Fenster einen Geist. Und sie wird beschwören, die Vision einer jenseitigen Welt gehabt zu haben!

DRITTES KAPITEL

Hypnose

Das Odstock-Hospital, ein Unfallkrankenhaus in Salesbury, England, ist bekannt für seine Abteilung Plastik-Chirurgie. Der Chef dieser Abteilung, der Chirurg John N. Barron, vollbringt wahre Wunder. Aber erst die Idee des an diesem Krankenhaus arbeitenden Psychiaters Dr. Denys Kelsey machte das Odstock-Hospital weltberühmt: Die Verwendung der Hypnose bei Hautübertragungen.

Es begann Anfang 1958 mit der Einlieferung eines vierundzwanzigjährigen Mannes. Der Fall selbst war keineswegs ungewöhnlich: Unfall auf regenglatter Straße. Patient bei Bewußtsein. Leichte Brüche, stark blutende tiefe Wunde am rechten Unterschenkel. Es war diese klaffende Wunde, die eine Überpflanzung von heiler Haut vom Arm des Patienten nötig machte. Die normale Therapie: Starre Gipsverbände fesseln den Arm – den die gesunde Haut liefernden Körperteil – an die Wunde. Dauer des Heilungsprozesses, bis das Gewebe an der verletzten Stelle angewachsen ist: vier Wochen. Nachteile: der Gipsverband zwingt den Patienten, die ganze Zeit in dieser unbequemen Lage – linker Unterarm quer auf dem Rücken des rechten Unterschenkels – fast bewegungslos im Bett zu verharren.

An diesem Patienten erprobte Dr. Kelsey nun zum erstenmal seine Methode, So unglaublich es klingt: Er verzichtete auf jeden Verband. Dagegen gab der Psychiater dem Patienten – mit dessen Einwilligung – den hypnotischen Dauerbefehl, er habe seinen Arm unverrückbar an die Wunde zu pressen. Achtundzwanzig Tage lang bot sich den Mitpatienten das erstaunliche Bild eines Menschen, der in dieser grotesk wirkenden Körperhaltung verharrte. Das ärztliche Protokoll vermerkt: »Patient schläft, ißt, badet in dieser Zwangslage und geht auf Krücken gestützt, ohne daß sich Arm und Bein auch nur um Millimeter gegeneinander verschieben. Transplantation nach 28 Tagen geglückt.«

Trotz solcher Leistungen, die seither am Odstock-Hospital oft wiederholt wurden und zweifellos eine Revolution auf dem Gebiet der Hautübertragung bedeuten, ist Hypnose in den Augen vieler Menschen immer noch Schwindel und Humbug. Kein Wunder – waren doch selbst in den Augen der offiziellen Wissenschaft jahrzehntelang alle jene, die sich damit befaßten, Scharlatane oder Verrückte. Was Hypnose ist, darüber gibt es auch heute noch viele falsche Vorstellungen. Sie ist eine Form des Schlafes: unsere Glieder sind gelöst, der Gesichtsausdruck wird schläfrig, die Atmung langsamer. Wir scheinen willenlos dahinzudämmern – aber der äußerliche Eindruck täuscht: der Hypnotisierte befindet sich zwar wie der Schlafende in einem Zustand körperlicher und seelischer Entspannung, aber sein Unterbewußtsein, sein zweites Ich, hört alles. »Die Hypnose ist – wir müssen dies vor allem betonen –« schreibt Loewenfeld – »kein Zustand der Bewußtlosigkeit, oder, richtiger gesagt, der Bewußtseinsunfähigkeit, wie man das verschiedenfach angenommen hat. Der Hypnotisierte ist fähig, Sinneseindrücke jeder Art wahrzunehmen und dieselben logisch zu

verwerten, auch jede Gedankenoperation zu vollziehen, die ihm in normalem Zustand möglich ist.«

Wir alle kennen sicher Menschen, die im Schlaf reden. Oft sind es unzusammenhängende Worte, dann aber kommt es auch vor, daß man solche Menschen in ein Gespräch verwickeln kann: der Schlafende beantwortet unsere Fragen, als sei er hellwach. Nichts anderes geschieht in der Hypnose: ein anderer setzt sich mit unserem Unterbewußtsein in Verbindung. Ein geübter Hypnotiseur kann dabei unser zweites Ich völlig beherrschen.

Es gibt verschiedene Grade der Hypnose. Manche Wissenschaftler, wie Forel, unterscheiden drei. Andere fünf, sechs, wie Liébault, der Kliniker Professor Bernheim nahm gar neun Grade an. Es genügt zu wissen, daß es einen leichteren und einen tieferen Grad der Hypnose gibt. Beim leichteren Grad wird der Hypnotisierte schläfrig, er spürt seine Glieder schwer werden. Er verliert seinen Geschmackssinn, den Geruchs- und Muskelsinn – aber was um ihn herum geschieht und gesprochen wird, faßt er noch mit aller Deutlichkeit auf. Und er wird sich auch nach dem Erwachen noch daran erinnern. – Die Empfänglichkeit für hypnotische Einwirkungen ist, je nach Art der Menschen, verschieden; aber Wissenschaftler glauben, daß von zehn Personen neun in den leichten Grad des hypnotischen Schlafs versetzt werden können.

Der tiefere Grad wird als Somnambulzustand bezeichnet. Dabei existiert die Umwelt für den Hypnotisierten nicht mehr – er nimmt nur noch auf, was der Hypnotiseur ihm befiehlt. Und nach dem Erwachen hat die Versuchsperson keine Erinnerung mehr an das, was geschehen ist. – Jeder fünfte Mensch kann in diesen Zustand versetzt werden.

Jeder moderne Psychologe wird uns bestätigen, daß die Hypnose nichts Ungewöhnliches oder gar Verbrecherisches ist. Es gibt sie seit den Anfängen der Menschheitsgeschichte. Eingehend beschäftigte sich zum erstenmal der deutsche Arzt Franz Anton Mesmer (1733–1815) mit den heute hypnotisch genannten Erscheinungen. Er hielt sie für eine Bewirkung einer fluidalen Kraft, die er »Animalischer Magnetismus« nannte. Zahlreiche wissenschaftliche Kommissionen diskutierten leidenschaftlich über die von den »Mesmeristen« gezeigten außergewöhnlichen Phänomene, unter denen auch hellseherische Fähigkeiten der sogenannten Somnambulen die Gemüter erregten. Erst der englische Arzt James Braid konnte zeigen, daß nicht nur das Magnetisieren durch Handauflegen, sondern reine Wortsuggestion genügte, um die Erscheinungen herbeizuführen. Er nannte das Phänomen »Hypnose«.

Mit der Hypnose ist zwar viel Mißbrauch getrieben worden, doch ist sie – von Kundigen angewandt – eine bedeutende Methode, von der der schwedische Forscher und Spezialarzt für Nervenleiden Dr. Björkhem sagt: »Unter rein experimentellen und genau definierten Bedingungen reicht sie tiefer in die untersten Schichten des Seelenlebens hinab als irgendeine andere uns bekannte Methode.«

Die erste und bedeutendste Erscheinung der Hypnose ist die Beeinflußbarkeit des Menschen durch die Macht der Suggestion. Das Wort ist von dem lateinischen *suggerere* = eingehen abgeleitet, bedeutet also so viel wie Eingebung. Eine hypnotisierte Versuchsperson wird alles glauben, was ihr erzählt wird, sie wird jeden Befehl ausführen, der ihr suggeriert wird, vorausgesetzt, daß er nicht gegen ihr moralisches Gewissen verstößt.

Ein Wissenschaftler suggerierte Versuchspersonen ein »Getränk«

Die Gedankenleserin Robin erregte Mitte des 19. Jahrhunderts großes Aufsehen in Deutschland; hier mit ihrem Gatten im Jahre 1855 bei einer Soiree in Leipzig.

Der Amerikaner Edgar Cayce, die erstaunlichste Erscheinung unter den zur medialen Diagnose befähigten Menschen. Er stellte anwesenden und abwesenden Personen erstaunlich zutreffende Diagnosen in einer Art autosuggestiven Schlaf.

»Ich deute die Zukunft in der Gottheit Auftrag«, lautet die Inschrift dieser nach Jahrtausenden aufgefundenen Tafel, die ursprünglich am Haus eines griechischen Traumdeuters eingelassen war.

von einem Liter; sie gaben daraufhin 900 Kubikzentimeter mehr Urin ab als normal, obwohl sie überhaupt keinen Tropfen getrunken hatten. Die Zusammensetzung des Magensaftes kann durch suggerierte Nahrung – dem jeweiligen Gericht entsprechend – verändert werden; ebenso die Sekretion der Speichel- und Brustdrüsen, die Zahl der roten oder weißen Blutkörperchen. Der Arzt William Carpenter berichtet von einer Frau, die ihr Baby nicht stillen konnte, aber auf keinen Fall darauf verzichten wollte. Sie wurde hypnotisiert, und der bis dahin zweifelnde Arzt mußte zu seinem großen Erstaunen feststellen, daß die Brüste der Frau sich schon nach einigen Sekunden füllten; sie konnte ihr Kind stillen.

Vor dem III. Internationalen Kongreß für Psychologie und Psychotherapie in München berichtete der Facharzt Dr. Bonjour aus Lausanne über den erstaunlichen Fall einer hypnotischen Entbindung. Der Frau, die unter so starken Beschwerden litt, daß eine frühere Entbindung vom ärztlichen Standpunkt aus unbedingt ratsam erschien, sagte Dr. Bonjour: »Nach drei Tagen werden Sie ihr Kind zur Welt bringen!« Die Geburt erfolgte am dritten Tag. »Diese Geburt«, so Dr. Bonjour, »war unter dem Einfluß meines Willens Wochen vor dem von der Natur festgesetzten Zeitpunkt erfolgt. Ich weckte die junge Frau. Sie wußte gar nicht, daß sie geboren hatte.«

Von der seltsamen Kraft des Unterbewußten, das fähig ist, selbst die rein körperlichen Funktionen zu beeinflussen und zu kontrollieren, haben wir schon berichtet. Diese Fähigkeit einiger Menschen, in ihr Inneres zu schauen, Krankheiten zu erahnen, ist in der Hypnose noch verstärkt! Schon Hippokrates, der »Vater der Medizin«, hatte die Erfahrung gemacht, daß sich der Anfang von Krankheiten im Traum bemerkbar machen kann. Und in den

alten griechischen Tempeln, die dem Gott der Heilkunst geweiht waren, versuchte man die Kranken in einen künstlichen Schlaf zu versetzen: im Traum erschien ihnen dann der Gott und flüsterte ihnen das Heilmittel ein. Priester und Ärzte waren früher in einer Person vereinigt. Sie wußten, was unsere moderne Medizin erst langsam wieder entdeckt: daß der Mensch im Trancezustand wie mit Röntgenaugen zu sehen vermag. Das Verdienst, dieses Geheimnis des Tempelschlafes wieder neu entdeckt zu haben, gebührt einem französischen Arzt des 18. Jahrhunderts: dem Marquis de Puységur. Und wie oft in der Geschichte der Wissenschaft kam ihm dabei der Zufall zu Hilfe. Der Marquis lebte zurückgezogen auf seinem Gut Buzancy bei Soissons. Unter den von ihm kostenlos behandelten Patienten war ein Bauer, Victor Rasse. Immer wieder fiel er bei der Behandlung in den Schlaf. Zuerst hielt der Arzt es für eine tiefe Ohnmacht. Da der Kranke Ruhe brauchte, ließ er ihn ungehindert schlafen. Er war daher aufs höchste erstaunt, daß der Patient trotzdem fähig war, auf seine Fragen zu antworten.

Puységur: »Rasse, sag einmal, weißt du, woran du eigentlich leidest?«

Rasse: »Warten Sie ein wenig . . . ich sehe es . . . Der Magen ist heftig entzündet.« Und nun beschrieb der einfache Bauer seine Krankheit in allen Einzelheiten.

Das veranlaßte den Grafen, den Patienten zu fragen, ob er vielleicht auch ein geeignetes Heilmittel angeben könne. Der Bauer gab in der Tat eine Behandlungsmethode an. De Puységur notierte alles. Die angegebene Behandlung wurde durchgeführt, der Patient genas.

Dieser Vorfall veranlaßte de Puységur, Victor Rasse mit anderen Kranken zusammenzubringen, um festzustellen, ob er auch imstande sei, in seinem Schlaf Aussagen über die Krankheiten anderer zu machen. Der Versuch gelang.

Andere Ärzte setzten Puységurs Arbeiten fort. Viele Ärzte bedienten sich der Somnambulen als diagnostische und therapeutische Ratgeber. Der französische Arzt Liébeault fand: »Ich habe oft bei intelligenten und sensiblen Menschen Somnambule beobachtet. Sie waren fähig, wenn ich sie in Verbindung mit ihnen unbekannten Kranken setzte, die Stelle anzugeben, wo diese litten. Gegen diese merkwürdigen Erscheinungen kann man Zufall nicht geltend machen, denn die Somnambulen errieten meistens mit größter Genauigkeit.« Der bedeutende englische Wissenschaftler Haddock bekannte: »Die Kenntnisse, die hellsehend gewonnen werden, können für den Arzt wertvoll sein. Ich muß zugeben, auf diese Weise Auskünfte erhalten zu haben, die ich nicht durch gewöhnliche Untersuchungsmethoden gewinnen konnte. So benutzte ich oft diese Fähigkeit, um die Natur dunkler Leiden festzustellen, die Somnambule wie ein Stethoskop verwendend, ähnlich wie der Astronom, um mein Urteil zu unterstützen. Aber«, so fügte er warnend hinzu, »Hellseher sollen nicht über dem Arzt stehen, sondern als Instrument benützt werden.«

Und in Deutschland vermittelten viele angesehene Ärzte – wie etwa Hufeland zu Beginn des 19. Jahrhunderts – Konsultationen mit diesen »schlafenden Ärzten«.

Der Einwand der Gegner der Schulmedizin: Ohne medizinische Vorkenntnisse könne niemand die Krankheiten der Menschen erkennen. In der Tat beschrieben viele dieser »schlafenden Ärzte« das Krankheitsbild ihrer Patienten in einer sehr primi-

tiven Weise. Fast niemals wird ein technischer Ausdruck verwendet. Sehnen sind für sie Schnüre. Von den Adern sprechen sie als Röhrchen, »in denen etwas fließt«. Der Eierstock ist eine kleine Tasche mit Körnchen. Leber, Milz sind »Schwämme«, Bronchien korallenartige Verästelungen. Die Herzklappen erscheinen ihnen als Türen. Zerrissene Telegrafendrähte, die wirr durcheinanderhängen, bedeuten ein organisches Nervenleiden. Sie waren eben nicht in Hörsälen geschulte Ärzte. Sie glichen eher den Priestern, den alten Volksheilern, in deren Händen in früheren Zeiten die Medizin lag.

»Solche begnadeten Volksheiler«, schreibt Fanny Moser, »besitzen vielfach das, was den ärztlichen Beruf zu einer Kunst, den Mediziner zum Arzt macht. Sie verfügen über intuitive Einsichten und Heilfähigkeiten, die den theoretisch geschulten und leider heutzutage viel zu verstandesmäßig dressierten Medizinern meist mehr oder weniger fehlen.«

Vor einigen Jahren war die Presse Deutschlands voll von Berichten über die »Frau mit den Röntgenaugen«. Ein Arzt in einer bayrischen Stadt »durchleuchtete« seine Patienten mit dem Hellsehmedium Frau S. Die Frau – sie lebt heute nicht mehr – setzte sich dem Patienten direkt gegenüber. Ihr Gesicht, vor dem Körper des Kranken, spielte gewissermaßen eine Untersuchung vor dem Röntgenschirm: Wo sie eine Erkrankung zu spüren glaubte, hielt sie ein. Das waren einige der Fälle: Frau S. diagnostizierte bei einem Arzt in München Nierensteine, die bald darauf unter schweren Koliken abgingen; auf früher angefertigten Röntgenaufnahmen waren die Steine nicht einmal angedeutet. Ein Kriegsversehrter litt an einer ständig eiternden Fistel im Brustbein. Frau S. entdeckte einen im Brustbein steckenden Duralsplitter, auf Rönt-

genaufnahmen war er nicht zu erkennen gewesen, da er die gleiche Dichte wie der Knochen hatte. In einem anderen Fall – durch die Nervenklinik in München bestätigt – stellte Frau S. eine bisher unentdeckt gebliebene Geschwulst am Rückenmark in der Hals-Brust-Wirbelsäule fest: Durch die jetzt möglich gewordene Operation konnte die Patientin geheilt werden. Selbst äußerst skeptische Ärzte kamen danach zu der Ansicht, daß es sich dabei keineswegs nur um Zufallsergebnisse handelte.

Immer wieder liest und hört man von der Fähigkeit medial begabter Personen, auf diese Art Krankheiten zu diagnostizieren. Wunderdoktoren und magnetische Heiler versuchen, Diagnosen auf medialem Weg zu stellen. In einem Ort in Südbaden wendet ein Heilpraktiker seit 25 Jahren seine Fähigkeiten – mit großem Erfolg an: Der Patient wartet im Vorzimmer, während der Heilpraktiker »im Geist« den Körper des Patienten abtastet. Andere bedienen sich eines Pendels oder einer Wünschelrute, um an den Schwingungen oder Ausschlägen krankhafte Veränderungen abzulesen. So schreibt Fanny Moser in ihrem Werk über den Okkultismus:

»Der Glaube ist uralt, daß gewisse Somnambulen die Fähigkeiten besitzen, wie mit einer Laterne in den menschlichen Körper, den eigenen oder den fremden, hineinzusehen, Krankheiten intuitiv zu erkennen, ihren Sitz und Ursprung anzugeben, ihren Verlauf vorauszusagen und die richtigen Heilmittel zu bestimmen.«

Heute hat die Wissenschaft die mediale Diagnose anerkennen müssen. Sie unterscheidet dabei zwei Formen: die *Autoskopie*, d. h. die *Selbstschau* in den eigenen Körper, und die *Xenoskopie*, die Schau in den fremden Körper.

Der Pariser Arzt Dr. Gerey berichtet aus seiner Praxis von einem solchen erstaunlichen Fall der Selbstschau. Es war am 28. Oktober 1916, als er zu einem seiner Patienten gerufen wurde, dem sechsundsiebzigjährigen H. Dencausse. Die Frau, aufgelöst in Tränen, empfing ihn in der Wohnung. Was sie dem Arzt berichtete, klang fast unfaßbar: Schon vor sechs Monaten, noch völlig gesund, habe ihr Mann ihr erklärt, er werde noch vor dem Winter sterben. Er habe diese Vorhersage seither oft wiederholt, ohne daß sie daran glaubte. Aber heute habe er ihr eröffnet: »Ich weiß nun, daß mein Tod bevorsteht. Allerheiligen, am 31. Oktober, werde ich sterben. Ruf den Arzt.« Geley betrat darauf das Zimmer des Kranken. Er untersuchte ihn – der Mann lag nicht zu Bett – eingehend. Geley berichtet, daß er ihn zwar abgemagert, aber sonst organisch gesund und ohne jegliche Anzeichen eines baldigen Todes vorgefunden habe. Doch versicherte Dencausse auch dem Arzt gegenüber, daß er an Allerheiligen sterben werde. Geley: »Er sprach davon in völliger Ruhe.« Am Tag darauf, dem 29. Oktober, bei einem zweiten Besuch, vervollständigte Dencausse seine Prophezeiungen: »Ich werde Allerheiligen Schlag Mitternacht sterben ohne Leiden und Agonie. Ich werde mich bis zum letzten Moment unterhalten. Um Mitternacht werde ich anscheinend einschlafen, aber es wird der Tod sein.«

Alles erfüllte sich genau: Am Morgen des 31. zeigte sich der Beginn einer leichten Lungenentzündung. Dencausse legte sich ins Bett. Gegen halb zwölf Uhr nachts – seine Frau und seine Tochter wachten an seinem Bett – fragte er: »Wieviel Uhr?« Um ihn zu täuschen, antwortete die Frau: »Mitternacht ist längst vorbei. Es ist zwei Uhr morgens.« »Nein«, sagte der Kranke, »noch nicht. Mitternacht sterbe ich.« Um Mitternacht drehte er sich zur Wand.

Er schien eingeschlafen zu sein. Seine Frau beugte sich über ihn. Da deutete er, ohne zu sprechen, auf die Uhr. Sie begann in diesem Augenblick zu schlagen. Als die Schläge verklungen waren, sank seine Hand herab. Er war tot.

Ein Fall des französischen Arztes Comar gibt ein Beispiel der Selbstschau: Die Patientin M. hat hohes Fieber. 40 Grad. Einziges Symptom: schmerzhafte Empfindungen rechts, Kreuzgegend. Diagnose des Arztes Comar: Bauchfellreizung in der Blinddarmgegend. Nach einer kurzen, vorübergehenden Besserung verstärken sich die Symptome: Übelkeit, stechende Schmerzen in der Blinddarmgegend, hohes Fieber. Der Arzt rät zur Operation, als die Patientin – in hypnoseähnlichem Tiefschlaf – einen eigenen, ganz anderen Befund gibt: »Das kleine Ende (des Darmes) ist voller Schmutz. Das ist schon lange darin. Das ist es, was mir weh tut, aber es kann nicht heraus.

Comar: »Was denn?«

»Ich sehe nicht recht, von Schmutz eingehüllt, das kleine Ende, drin ist etwas Zugespitztes ... Ich beginne besser zu sehen ... Nur das eine Ende, man würde sagen, ein Stück Knochen, an einem Ende ist es spitzer, am anderen breiter, ungefähr einen Zentimeter lang.«

Comar: »Sind Sie sicher?«

»Ich sehe es gut.«

Comar änderte sogleich seine Behandlung. Er verordnete einen Einlauf. Man findet die Ursache der Darmentzündung: ein spitzer Knochen von der angegebenen Größe. Das Fieber fällt sofort. Drei Tage später kann die Patientin aufstehen ...

Über einen Fall der Fremdschau berichtet der bekannte Pariser Chirurg Cloquet. Die Patientin: Madame Plantin. Die ärztliche Diagnose: eine krebsartige Geschwulst unter der Brust. Einzige Rettung: sofortige Amputation! Sie wird ausgeführt. Einige Tage danach kam die Tochter der Patientin nach Paris. Man sagte ihr nach, daß sie im Tiefschlaf hellseherische Fähigkeiten habe. Cloquet entschließt sich, mit ihrem Einverständnis, zu einem Experiment. Er versetzt sie in Tiefschlaf und stellt ihr Fragen über ihre Mutter: »Glauben Sie, daß sie leben wird?«

»Nein, sie wird morgen früh sterben, ohne Agonie, ohne zu leiden.«

»Wie sind die Bauchorgane?«

»Magen und Darm gesund. Leber weiß, entfärbt an der Oberfläche.«

Und nun die entscheidende Frage: »Welches sind die kranken Stellen?«

»Die rechte Lunge ist geschrumpft und von einer Membrane wie Gummi umgeben, sie schwebt im Wasser und atmet nicht mehr. Sie ist tot. Die linke ist gesund . . . Etwas Wasser in der Umhüllung des Herzens.«

Die Mutter stirbt – wie prophezeit – am Morgen des nächsten Tages um sieben Uhr. Um die Diagnose der Tochter nachzuprüfen, entschließt sich Cloquet zu einer Sektion der Leiche. Zu seinem Entsetzen muß er erkennen: Seine Diagnose war falsch. Die Aussagen der »Schlafenden« dagegen stellen sich als richtig heraus. Das Protokoll vermerkt ausdrücklich: »Die Zeugin nimmt in der medizinischen Welt eine angesehene Stellung ein. Man hat ihre

Mitteilungen auf verschiedene Weise ausgelegt, doch hat niemand einen Zweifel an ihrer Ehrlichkeit geäußert.«

Und erst in letzter Zeit machte der niederländische Frauenarzt Dr. Noë bei einer Reihe von schwangeren Frauen eine interessante Entdeckung: Die Frauen hatten die Gabe, im hypnotischen Tiefschlaf Lage und Geschlecht ihres Fötus genau zu beschreiben. »Viele von mir hypnotisierte Frauen«, sagt Dr. Noë, »bei denen ich nach einigen Séancen alle psychischen Hemmungen überwunden hatte, waren imstande, in der Hypnose ohne Mithilfe ihrer Augen zu sehen, ja nicht selten sogar das Geschlecht und die intrauterine Lage ihres Fötus genau zu beschreiben.« Dr. Noë berichtet, daß von vierzig schwangeren Frauen, die er untersucht hat und die sich als leicht hypnotisierbar erwiesen – »dreizehn genaue Angaben hinsichtlich Geschlecht und Lage des Kindes zu machen vermochten.«

Der erstaunlichste Fall: ein einfaches dreiundzwanzigjähriges Bauernmädchen. Sie hatte nicht nur das Geschlecht ihres eigenen Kindes feststellen können – auch in fünfzehn anderen Fällen sagte sie genau voraus, ob die Frauen einen Jungen oder ein Mädchen zur Welt bringen würden!

An dieser anscheinend so rätselhaften Fähigkeit gewisser Menschen ist also nicht zu zweifeln. Nur über die Deutung geht der Streit der Fachleute noch weiter. Er braucht uns nicht zu kümmern. Denn die Fähigkeit des Menschen, mit einem anderen Menschen eine seelische Einheit herzustellen – außerhalb der uns bekannten Sinnesorgane –, das erleben viele Menschen jeden Tag.

So wachte die Frau des englischen Landschaftsmalers Arthur Symmonds eines Morgens, Schlag sieben, mit dem Gefühl auf, sie

habe einen heftigen Schlag auf den Mund bekommen. Überzeugt, eine Schnittwunde zu haben und an der Oberlippe zu bluten, nahm sie ein Taschentuch und drückte es gegen die Lippen. Aber das Tuch enthielt keine Spur von Blut, und vor dem Spiegel entdeckte sie, daß es nur »ein böser Traum« gewesen sein konnte ... Aber am Tag darauf fand der Traum eine natürliche Erklärung: Ihr Mann hatte am betreffenden Tag mit Freunden gesegelt. Um Punkt sieben Uhr schlug ihm bei einer unvermuteten Böe die Rahe gegen den Mund und hinterließ eine blutende, klaffende Wunde.

»Bei diesem, keineswegs vereinzelt dastehenden Falle«, so kommentiert Professor Tenhaeff, »war der Frau nicht nur zumute, als bilde sie trotz der Entfernung von ihrem Gatten eine momentane seelische Einheit mit ihm. Es muß ihr auch so vorgekommen sein, als befände sie sich in diesem Augenblick an zwei Orten zugleich: nämlich daheim im Bett und bei ihrem Mann im Boot.«

So mag sich auch das Phänomen der medialen Diagnose erklären. Der bekannte Hellseher Ossowiecki, der diese Fähigkeit besaß, sagte auf eine Frage Dr. Ostys darüber:

»Das Wichtigste ist für mich, daß ich mit diesem Menschen in Kontakt komme.« Raoul de Fleurière, ein anderer echter Hellseher, meinte: »Dieser Zustand läßt auch an den ... Ausspruch denken, den Frau de Sévigné ihrer Tochter gegenüber machte, die von einem heftigen, schmerzlichen Husten gequält wurde: ›Mein Kind, ich habe Schmerzen in deiner Brust‹. Denn durch Versetzung meines Wesens in jenes des Konsultanten bin ich imstande, seine Schmerzen mit ihm mitzufühlen. Es ist irgendwie, als ob ich in der Lage wäre, zu gleicher Zeit ich selbst und eine mir völlig fremde Persönlichkeit zu sein.«

Und Edgar Cayce erklärte einmal: »Sie fragen, was geschieht.

Es ist ganz einfach: Die Seelen der Menschen halten Zwiesprache miteinander.«

Dieser Edgar Cayce, der »schlafende Arzt«, war die erstaunlichste Erscheinung unter den zur medialen Diagnose befähigten Personen. Er war ein Bauernsohn aus den amerikanischen Südstaaten mit einer lückenhaften Grundschulausbildung, der die größten »Leuchten« der Medizin in Staunen versetzte. Er stellte in autohypnotischem Schlaf Menschen detaillierte medizinische Diagnosen, ohne mehr zu benötigen als den Namen und ihren augenblicklichen Aufenthaltsort.

Er gab Heilmethoden und Medikationen, die teilweise dem neuesten Fachwissen entsprachen. Experten verschiedener Fachgebiete standen vor einem Rätsel, woher dieser Mann, der nie ein medizinisches Buch gelesen oder eine Ausbildung genossen hatte, seine überzeugenden Fachkenntnisse nahm, Fachkenntnisse, die nur durch jahrelanges Studium erworben werden können. Ärzte neigen zu Zweifel. Ganz besonders, wenn sie so etwas hören. Sie hätten eine solche Behauptung nie ernst genommen – wenn sie nicht von einem Gremium vorgetragen worden wäre, das als eine der angesehensten medizinischen Gesellschaften Amerikas galt und gilt, der »American Society Of Clinical Research«. Dazu von einem hochgeschätzten Kollegen, Dr. Wesley H. Ketchum. Was dieser Arzt auf der Jahrestagung der Society in Boston im September 1910 vortrug, klang in der Tat wie eine Sensation. Schlagzeile der New York Times: »Ungebildeter Mann wird in Hypnose zum Arzt! Geheimnisvolle Kräfte, wie sie Edgar Cayce praktiziert, geben den Ärzten Rätsel auf!«

Auf dem Kongreß in Boston hatte Dr. Ketchum den staunenden Kollegen verkündet: »Vor ungefähr vier Jahren machte ich

die Bekanntschaft eines jungen achtundzwanzigjährigen Mannes. Er stand in dem Ruf, im Schlaf wundervolle Wahrheiten zu verkünden. Ich brauche nicht zu betonen, daß die meisten aus unserem Beruf zweifeln, wenn sie von solchen Dingen hören.« Trotzdem hatte Dr. Ketchum begonnen, den Fall zu untersuchen. »Meine Versuchsperson legt sich einfach nieder, faltet die Hände und versetzt sich durch Autosuggestion in den Schlaf. In diesem Schlaf, der wie ein natürlicher Schlaf wirkt, ist sein Oberbewußtsein völlig ausgeschaltet, nur sein Unterbewußtsein arbeitet ... Ich gebe ihm dann den Namen meines Patienten und den genauen Aufenthaltsort, und nach einigen Minuten beginnt er zu sprechen, klar und verständlich. Er diagnostiziert den Fall in allen Einzelheiten, wobei seine Ausdrucksweise und seine Beschreibungen jedem Fachmann zur Ehre gereichen würden ... Nachdem er seine Diagnose gestellt hat, wird er durch die Suggestion geweckt; er erwacht in wenigen Minuten, ohne jede Erinnerung an das, was er zuvor ausgesagt hat. Ich habe meine Versuchsperson in über hundert Fällen getestet. Bis heute sind keine Irrtümer in der Diagnose aufgetreten ...«

Dr. Ketchum forderte seine Kollegen auf, ihre schwierigsten Fälle zur Verfügung zu stellen, damit sie sich selber überzeugen könnten. So kam es, daß sich sieben würdige Männer der Medizin in der kleinen Stadt Hopkinsville im Staate Kentucky zusammenfanden. Zeugen haben die Szene beschrieben: Die sieben Ärzte hatten kaum Platz in dem kleinen Raum. Sie saßen dort mit undurchdringlichen Mienen; jeder auf seinem Gebiet eine Kapazität. Zu sagen, daß sie voller Mißtrauen waren, wäre eine Untertreibung: In Wirklichkeit waren sie aus ganz Amerika hierher gereist in der Erwartung, einen Schwindler zu entlarven. Die Ärzte schie-

nen verlegener als der Mann selbst, der jetzt in den Raum trat, seine Krawatte lockerte, den Gürtel seiner Hose, die Bänder seiner Schuhe ... Edgar Cayce schien die Anwesenden überhaupt nicht zu bemerken, als er sich auf das alte lederbezogene Sofa legte, völlig entspannt, die Hände, Handflächen nach oben, über der Stirn kreuzte. Ein Stenograf, der jedes Wort mitschrieb, nahm an einem Tischchen Platz. Cayces Frau, Gertrude, setzte sich auf den Stuhl am Kopfende der Couch. Ihre Aufgabe: eine Art Suggestionsformel zu sprechen, sobald Cayces Atem langsam und ruhig wurde und seine Augenlider zu flattern begannen; das Zeichen, daß sich die Wirkung der Selbsthypnose einstellte. Die Worte waren immer die gleichen:

»Du wirst jetzt den Körper von ... (Hier folgte Name und Adresse des Patienten) vor dir sehen. Du wirst diesen Körper mit aller Gewissenhaftigkeit untersuchen, uns seinen gegenwärtigen Zustand beschreiben, die Ursachen des gegenwärtigen Zustandes nennen und ebenso Anregungen geben, um diesem Körper Erleichterung und Hilfe zu geben.«

Der Ausdruck auf den Gesichtern der Ärzte schien noch um einen Grad kühler und distanzierter zu werden. Sie blickten sich an, kopfschüttelnd. Aber ihre Haltung änderte sich, als sie nun, einer nach dem anderen, dem Schlafenden die Namen ihrer Patienten nannten. Nur den Namen, den Ort, wo sie sich zur Stunde aufhielten ...

Die Diagnosen Edgar Cayces kamen ruhig, genau, mit einem verblüffenden Sprachschatz, erstaunlichen Fachkenntnissen, selbst auf ganz speziellen Teilgebieten der Medizin. Der Körper blieb dabei unbeweglich, entspannt. Nur einmal, als ihm der vierte Name genannt wurde, warf der Schlafende sich unruhig hin und

her, bis die Antwort sehr zögernd aus seinem Mund kam: »Wir finden keine Person mit diesem Namen.« Die anderen sahen den Kollegen fragend an, der den Namen genannt hatte. Flüsternd ging die Erklärung von einem zum anderen: Der betreffende Arzt hatte absichtlich, in der Hoffnung, Cayce zu überführen, einen falschen, nicht existierenden Namen angegeben ...

Dann nannte einer der Ärzte, Dr. Layne, den Namen eines fünfjährigen Mädchens: Aime Dietrich. Mit zwei Jahren hatte dieses Kind einen schweren Grippeanfall gehabt. Die Folgen: Aime wuchs zwar körperlich weiter, aber ihre geistige Entwicklung war gehemmt. Sie lernte nicht sprechen, erkannte ihre Eltern nicht mehr, vegetierte dumpf vor sich hin. Viele Ärzte hatten sich um den Fall bemüht, ohne helfen zu können. Nach drei Jahren hatte sich der Zustand eher noch verschlechtert. Was »sah« Edgar Cayce im Schlaf? Einige Tage, ehe Aime die Grippe bekam, sei sie aus dem Wagen gefallen, mit dem Ende ihrer Wirbelsäule aufgeschlagen. (Die Eltern bestätigten die Angaben.) Keime der Grippe hätten sich in der Wirbelsäule festgesetzt; sie verursachten Anfälle, bei denen das Kind von Krämpfen geschüttelt wurde. (Bestätigt.) Der Arzt solle die Wirbel in die richtige Lage rücken, dann würde eine schnelle Besserung eintreten. Mit der Behandlung wurde einige Tage später von Dr. Layne auf Grund der Anweisungen von Edgar Cayce begonnen. Bereits nach einer Woche zeigte sich die erste Besserung. Nach drei Wochen rief Aime den Namen einer Puppe aus. Nach einer weiteren Woche kannte sie Vater und Mutter. Die Krämpfe, die zuvor jeden Tag aufgetreten waren, blieben aus. Nach einem Vierteljahr hatte Aime die geistige Stufe ihrer Alterskameraden erreicht. Das Mädchen – so wurde später bestätigt – war für ihr Leben geheilt. Aber es hätte

dieses einzigartigen Falles nicht bedurft: Schon als die sieben Ärzte Hopkinsville verließen, hatten sie keinen Zweifel mehr, daß die ungewöhnliche Begabung Edgar Cayces, im Schlaf eine medizinische Diagnose zu stellen, echt war. Wie immer sich ein solches Phänomen auch erklären ließ.

Edgar Cayce hatte seine seltsame Begabung durch einen Zufall entdeckt. Es hatte alles damit begonnen, weil kein Arzt fähig gewesen war, ihm zu helfen. Mit zweiundzwanzig Jahren hatte der junge Fotograf plötzlich, ohne ein Krankheitssymptom, von heute auf morgen seine Stimme verloren. Fast ein Jahr lang war er unfähig zu sprechen. Von Zeit zu Zeit trat eine vorübergehende leichte Besserung ein, dann konnte er ein paar heisere Worte flüstern. Die verschiedensten Ärzte hatten ihn untersucht. Er war zu bekannten Spezialisten gereist – ohne Erfolg. Ihre Diagnose: eine Lähmung des Kehlkopfes. Aber ihre Mittel versagten. Damals hatte Edgar Cayce in seiner Not die seltsame Macht der Suggestion entdeckt: Abends, wenn er schlaflos lag, hatte er sich in seiner Verzweiflung eingeredet, daß am nächsten Morgen eine Besserung eintreten würde. Und wirklich: An den Tagen darauf gelang ihm ein verständliches Flüstern. Schließlich gab er sich den Befehl: Morgen wirst du aufwachen und wieder sprechen können. Als er am Morgen erwachte, spürte er ein Gefühl der Erleichterung, und als er sprach, kamen die Worte so klar und deutlich, als sei er nie stumm gewesen. Die Ärzte standen vor einem Rätsel.

Jahre später sollte Cayce noch einmal zeigen, wie groß die Macht der Seele über den Körper ist. Sein Sohn, Hugh Lynn Cayce, hat erst jetzt darüber berichtet: Der Arzt hatte bei Edgar Cayce eine schwere lebensgefährliche Lungenentzündung festgestellt. »Ihr Vater muß sofort ins Krankenhaus!« Während der

Arzt nach dem Krankenwagen telefonierte, trat der Sohn an das Bett seines Vaters. »Ich berührte seine Hand und seinen Kopf«, erzählt der Sohn. »Er fieberte stark. Ich sagte ihm, was der Arzt geraten hätte. ›Schließ die Tür‹, sagte er, ›und laß niemand in dieses Zimmer, bis ich wieder aufwache.‹ Ich gehorchte, ohne zu fragen. Nach Sekunden begannen seine Augenlider zu flattern; sein Atem wurde tief, regelmäßig und schwer. Nach fünf Minuten strömte Schweiß von seiner Stirn und seinem Gesicht. Als ich ihn beobachtete und auf seinen immer schwerer werdenden Atem lauschte, wurde das Leinentuch, das seine Brust bedeckte, feucht. Nach einer Viertelstunde war er in Schweiß gebadet ... Jemand klopfte an die Tür. Ich versuchte zu erklären, ließ aber die Tür verschlossen. Nach etwas mehr als zwanzig Minuten öffnete mein Vater seine Augen. Er reckte sich, lächelte mir zu. Dann schlug er die Decke zurück. Die Leinentücher, die Decke und die Matratze waren naß. Aber seine Stimme war klar, seine Stirn und seine Hände kühl, ohne Fieber. Der Krankenwagen fuhr ohne ihn wieder fort.«

Nachdem die Ärzte ihr – anerkanntes – Urteil gesprochen hatten, wurde Edgar Cayce mehr denn je überlaufen. Tausende meldeten sich bei ihm und baten um ein »Reading«, eine Lesung, wie Cayce es nannte. In Briefen und Telegrammen teilten sie ihre Namen mit. Eine Stunde wurde festgesetzt. Cayce versetzte sich in Schlaf und gab seine Diagnose. Das Protokoll wurde dem Patienten oder seinem Arzt zugesandt. Die Entfernung schien dabei keine Rolle zu spielen. Ob die betreffende Person sich in der gleichen Stadt oder – wie in einem Fall – in London befand, es hatte auf die Wirksamkeit seiner Aussagen keinen Einfluß. Nie tauchten Zweifel daran auf, daß der Mann dort auf seiner Couch sich

auch nur eines einzigen Wortes bewußt war, das er sprach. Sein ganzes Wissen speiste sich aus einer Quelle: seinem Unterbewußtsein.

Obwohl er jede Publikation vermied, kamen immer mehr Menschen zu ihm. Cayce gab in seinem Leben – er starb 1945 – in einem Zeitraum also von 44 Jahren über 160 000 »Readings«. Seit 1900 wurden alle mitgeschrieben und anschließend in Schreibmaschine übertragen. In den Akten der »Society For Research and Enlightment«, die den Nachlaß Cayces betreut, sind 14 726 solcher Gesundheitslesungen abgelegt. Eine Ärztekommission, die diese Fälle kritisch überprüfte, kam zu dem Ergebnis, daß Cayce in neunzig Prozent der untersuchten Fälle eine korrekte Diagnose gegeben hatte. Nur einmal irrte er sich. Und bezeichnenderweise geschah es, als er versuchte, aus seiner Begabung Gewinn zu ziehen.

Es war 1920. Der ganze Kontinent sprach damals von ihm. Er hatte bis dahin nie Geld genommen, sondern weiter in seinem Beruf gearbeitet. Ölsucher aus Texas brachten ihn auf die Idee. Sie erbaten von ihm eine »Lesung«. Aber sie interessierte keine Krankheit. Sie interessierte nur Öl. Ihre Frage an Cayce. Wo sollen wir bohren? Zuerst hatte er nur zögernd eingewilligt. Aber das Ergebnis war überraschend: Genau an der Stelle, die er als aussichtsreich beschrieben hatte, wurde man fündig! Die Gesellschaft bot Cayce an, seine Gabe ganz in ihren Dienst zu stellen. Die Gegenleistung: Beteiligung am Gewinn. Es war eine große Versuchung für Cayce. Seit Jahren war es sein Traum, ein großes Hospital zu bauen, wo die Patienten an Ort und Stelle durch ein Team von Fachärzten nach seinen Aussagen behandelt werden konnten. Jetzt sah er den Traum Wirklichkeit werden. Cayce nahm das Angebot der Ölleute an. Eine beispiellose Odyssee be-

gann. Drei Jahre zog Cayce mit den Technikern und Türmen von Bohrfeld zu Bohrfeld, verblendet von seiner Sucht nach schnellem Reichtum. Zu Beginn waren seine »Lesungen« manchmal erfolgreich – aber seine Vorhersagen wurden immer ungenauer. Schließlich versagte seine Gabe ganz. Freunde, die sich mit ihrem Geld an der Suche beteiligt hatten, waren arm geworden. Und auch er stand am Ende der drei Jahre vor dem Ruin, ärmer als zuvor. Aber sobald er sich wieder in den Dienst der Kranken stellte, kehrte seine Fähigkeit wieder zurück. Und zwei Jahre später wurde sein Traum dennoch Wirklichkeit: In Virginia Beach, im Staate Virginia, wurde aus zahllosen Spenden ein Krankenhaus mit 30 Betten errichtet. Dort arbeitete er weiter, bis zu seinem Tode.

Aber Cayce war nicht nur ein Phänomen auf dem Gebiet der medialen Diagnose. Er wagte sich auch auf ein Gebiet, vor dem die Wissenschaft mit Recht warnend die Hand hebt: das der medialen Heilungen! Auch hier schien der Erfolg Cayce recht zu geben: Gelang es ihm doch in einem Fall sogar das Leben seiner von den Ärzten schon aufgegebenen Frau zu retten. Nach der Geburt des zweiten totgeborenen Kindes stellt der Hausarzt, Dr. Jackson, bei Gertrude Cayce eine schwere Tuberkulose mit Brustfellentzündung fest. Die Kranke verfiel von Tag zu Tag mehr. Hugh Lynn Cayce, der Sohn, bestätigte dies. An einem Augustmorgen rief Dr. Jackson Cayce zu sich: »Edgar, du erwartest sicher von mir die Wahrheit. Ich weiß mir nicht mehr zu helfen. Ich habe andere Ärzte zugezogen. Auch sie wissen keinen Rat mehr. Aus der Sache mit deinen Botschaften bin ich nie so ganz klug geworden. Ich weiß nicht, aber vielleicht bietet sich hier eine letzte Hoffnung.« Der äußerst skeptische Dr. Jackson bat eine Reihe

seiner Kollegen als Zeugen zu der Sitzung: zwei Lungenfachärzte, einen Apotheker, einen Homöopathen, einen Geistlichen. Was Edgar Cayce als Behandlung empfahl, rief bei den Ärzten nur Unglauben hervor. Das Urteil des Facharztes, nachdem Cayce aus dem Schlaf erwacht war: »Ihre Anatomie ist ganz großartig. Ihre Diagnose ausgezeichnet. Doch ihre materia medica (Heilmittel) sind ganz unmöglich! Sie sagten: Heroin ist flüssig zu mischen und in einer Kapsel einzugeben. Es sind nur drei Kapseln miteinander zu füllen, für jeden Tag eine. Ich kann Ihnen nur sagen, ich weigere mich, das gefährliche Gift Heroin zu verschreiben.« Schließlich war es der Apotheker, der sich bereit erklärte, auf seine Verantwortung hin das Rezept herzustellen. Dr. Jackson sagte der Frau offen, daß er mit seinem Rat am Ende sei. Ob sie das Mittel versuchen wolle, läge an ihr zu entscheiden. Sie nahm es. Nach der ersten Kapsel hörten die Blutstürze auf. Am zweiten Tag ging das Fieber zurück. Es erfolgten Rückschläge, sogar eine schwere Lungenentzündung, aber langsam kam die Frau wieder zu Kräften. Ob es wirklich nur das Mittel war oder einfach der Glaube, daß ihr Mann sich nicht irren könne – nach einem halben Jahr war die schon Totgeglaubte gesund.

Natürlich warnen verantwortungsvolle Ärzte, in solchen Dingen allzu leichtgläubig zu sein. Sie weisen auf jene Fälle hin, in denen blinder Glaube mit dem Tode des Patienten endete. »Es ist einfach kriminell«, so sagen sie, »ein Kind mit einer Blinddarmentzündung durch ein Gebet heilen zu wollen.«

Sie warnen zu Recht! Selbst die mediale Diagnose kann nur Hinweise geben, sie kann nur ein Hilfsmittel der ärztlichen Diagnose sein. Nur wenn durch die Untersuchungsmethoden der medizinischen Wissenschaft die Angaben eines solchen Mannes be-

stätigt werden, ist die Gefahr verhängnisvoller Irrtümer gebannt. Man kann aber die Gefahren nicht dadurch bekämpfen, daß man die Existenz dieser Fähigkeit einfach leugnet. Denn gerade die besten Ärzte haben heute erkannt, daß zum Heilen medizinisches Wissen allein nicht ausreicht. Noch vor vierzig Jahren konnte der berühmte Serologe Wassermann verkünden: »Die Vollkommenheit medizinischer Exaktheit wird an dem Tage erreicht sein, da die Krankheitsdiagnose nicht mehr am Krankenbett, sondern in chemischen Laboratorien hergestellt wird.« Dagegen der schwedische Arzt John Björkhem: »Die Ärzte laufen Gefahr, zu Technikern zu werden, und der Patient zu einer Maschine, die eine Panne hat.« Heute besinnt man sich wieder auf die geheimnisvollen Kräfte im Menschen. Edgar Cayce, der seine Stummheit überwindet; seine Frau, die durch ein Mittel, an dem der Arzt zweifelt, an das sie aber glaubt, geheilt wird – solche Beispiele zeigen, wie weit die Macht der Seele über den Körper reicht.

Besonders im Kampf gegen eine Krankheit unserer Zeit, der Neurose, gewinnt die Hypnose in den Händen erfahrener Ärzte immer mehr an Bedeutung. So berichtet der Münchner Arzt Dr. Loewenfeld von dem folgenden Fall: Die fünfzigjährige Patientin leidet seit einem Jahr infolge eines Schocks an Basophobie, an Zwangsangst. Diese äußert sich darin, daß sie nicht mehr ohne Begleitung ausgehen kann. Auch in ihrer Wohnung kann sie sich nur bewegen, wenn sie sich an Wänden und Möbeln festhält. Fordert man sie auf, allein zu gehen, beginnt sie zu taumeln und stürzt. Dr. Loewenfeld: »Behandlung mit Medikamenten und Elektroschock ohne jeden Erfolg.« Aufklärung über ihren Zustand und ermutigender Zuspruch erweist sich ohne Nutzen; dagegen gelingt es, in sechs hypnotischen Sitzungen die Patientin völlig

und dauernd von ihrer Phobie zu befreien. Sie kommt zu den letzten Sitzungen schon von ihrer entfernten Wohnung ohne Begleitung zu mir.«

Immer größer werden mit der Zeit die auf diese Weise erzielten Heilerfolge. Es gibt heute viele Sanatorien, in denen durch suggestive Beeinflussung seelische und körperliche Gebrechen – Taubheit, Stottern, Lähmungen – überwunden werden. In Trinkerheilanstalten wird sie angewandt. Selbst gewisse organische Leiden – wie Asthma und Rheumatismus – werden geheilt. Solche Heilerfolge werden sehr oft allzu schnell als magisch, übersinnlich, als außerhalb der menschlichen Kräfte angesehen. Sie sind es nicht, und sie beschränken sich auch nicht allein auf die Hypnose.

Besonders deutlich zeigt sich die Beeinflußbarkeit des Menschen bei den sogenannten Heilsuggestionen. Menschen werden allein durch Worte und Kraft ihres Glaubens geheilt. So weiß der Arzt Sobernheim von einem Fall zu erzählen, der unheilbar schien. Der Patient war von einer Lähmung der Zunge befallen. Keines der Mittel half. Sobernheim erfand ein neues Instrument, von dem er sich die Heilung erhoffte. Bevor er es anwandte, maß Dr. Sobernheim bei seinem Patienten die Temperatur im Mund. Der Kranke aber glaubte, das sei schon das heilbringende Instrument. Er war wenige Minuten später von seiner Lähmung befreit!

»Jeder Arzt weiß, daß sein Ansehen und seine Persönlichkeit mehr Patienten heilen als seine Rezepte«, bekennt Dr. Björkhem. »Zweifellos beruht der Erfolg gewisser Heilkundiger und Wunderheiler darauf, daß sie stark suggestive Persönlichkeiten sind. Der Arzt, der die Macht der Suggestion nicht kennt, kommt niemals über ein berufliches Mittelmaß hinaus.«

Viele Ärzte benutzen daher homöopathische oder auch ganz

wirkungslose Mittel – wie Brotpillen und gefärbtes Wasser – und erreichen damit erstaunliche Heilerfolge. Es gibt sogar Fälle, in denen Ärzte an ihren Patienten Scheinoperationen ausführten und sie damit heilten. »Je größer das Vertrauen, das der Patient dem Arzt entgegenbringt, und je größer dessen Gläubigkeit im allgemeinen ist«, sagt auch Dr. Loewenfeld, »um so einfachere Mittel genügen zur Erzielung eines Heilerfolges. Der Arzt, der ... ein Mittel zu suggestivem Zweck verwendet, darf ... in keiner Weise merken lassen, daß er die Art und Gebrauchsweise desselben für gleichgültig hält. Je eingehender und präziser die Vorschrift für die Anwendung des gewählten Mittels gestellt wird, um so bedeutendere Suggestivwirkung ist zu erwarten.«

So finden auch die erstaunlichen Heilerfolge an den »Gnadenorten« wie Lourdes, die uns als »Wunder« erscheinen, ihre ganz natürliche Erklärung. »Wer in vollem Vertrauen auf überirdische Hilfe etwa nach Lourdes fährt«, schreibt Dr. Johannes M. Verweyen, »befindet sich in einem Zustand hochgespannter Erwartung, der nach unserer Kenntnis vom Wesen der Suggestion dem Heilerfolg äußerst günstig ist.« Der Kranke, vielleicht von vielen Ärzten enttäuscht, glaubt von ganzer Seele, daß er dort Heilung finden werde. Die ganze Umgebung, Prozessionen und Votivtafeln, Gebet, Glockengeläut, der Besuch der Grotte wirken auf ihn ein. Menschen berichten von Wundern, die ihnen widerfahren sind. Kurz: »Die Summe der ›suggestiven‹ Faktoren, das ganze lokale ›Fluidum‹, die ›Aura‹ des Ortes ... ergeben ein höchstes Maß an günstigen Bedingungen für den Heilungsprozeß«, so Dr. Verweyen. Die katholische Kirche untersucht die Heilungen von Lourdes mit Hilfe einer internationalen Ärztekommission und räumt nur in seltenen Fällen (insgesamt etwa 50) ein, daß es sich

um eine auf natürliche Weise völlig unerklärliche Heilung handelt, die dann als Wunder bezeichnet wird.

Eine andere Erscheinung der Hypnose, ohne die wir gewisse Phänomene des Okkulten nicht erklären könnten, ist die Anästhesie – die Unempfindlichkeit unserer Organe und Sinne. Die Geschichte der Heiligen und die Bibel kennen viele Beispiele der Unempfindlichkeit. Eine besondere Abart ist die Feuerfestigkeit. Die einen werden ins Feuer geworfen und versengen nicht einmal ihre Haare, die andern bleiben sogar auf dem Scheiterhaufen ohne Verbrennungen. Sie unterwerfen sich, wie Bonifacius, der Feuerprobe, um kirchliche Wahrheiten zu beweisen oder um ihre Unschuld darzutun, wie die Kaiserin Kunigunde. So berichtet der Prophet Daniel von den Männern im Feuerofen:

24. Da entsetzte sich der König Nebukadnezar und fuhr auf und sprach zu seinen Räten: »Haben wir nicht drei Männer gebunden in das Feuer werfen lassen?« Sie antworteten und sprachen: »Ja, Herr König.«

25. Er antwortete und sprach: »Sehe ich doch vier Männer frei im Feuer gehen, und alle sind sie unversehr; und der vierte ist gleich, als wäre er ein Sohn der Götter.«

Plötzlich gewinnen solche »Legenden« an Glaubwürdigkeit! Denn auch unsere Zeit kennt das Feuerphänomen und die Unverletzlichkeit des Körpers. Eines der berühmtesten Medien, der Schotte Daniel D. Home, demonstrierte dieses Phänomen wiederholt vor zahllosen skeptischen Wissenschaftlern. Einer von ihnen, der Physiker Crookes, schreibt in seinem Bericht darüber: »Home erhob sich dann in Trance ... ging zur Kerze und führte seine Finger mehrmals durch die Flamme, so langsam, daß sie unter ge-

wöhnlichen Umständen ernstlich verbrannt wären ... Darauf trat er zum Feuer (im Kamin), berührte die heißen Kohlen mit der Hand, nahm ein glühendes Stück, fast so groß wie eine Orange, legte es in die rechte Handfläche, bedeckte es mit der linken Hand und blies in diesen kleinen Ofen, bis die Kohle fast weißglühend war.« Die anschließende Untersuchung der Hand ergab keinerlei Verletzungen und »keine Anzeichen einer vorherigen Präparierung«.

Genau wie ein narkotisches Mittel, zum Beispiel Morphium, kann auch die Hypnose uns schmerzunempfindlich machen: Ihre Kraft geht so weit, daß ganze Körperpartien völlig schmerzlos gemacht werden können. In der Hypnose haben Ärzte Amputationen einzelner Glieder vorgenommen und schwerste Operationen ohne Narkose und bei vollem Bewußtsein ausgeführt. Der Chirurg Esdail, dem in Kalkutta von der Regierung ein eigenes Spital errichtet wurde, führte unter strenger Kontrolle sechs Jahre lang Operationen an hypnotisierten Patienten aus. Er bevorzugte dabei komplizierte Fälle. Der Erfolg gab ihm recht. Bei der Entfernung von zweihundert schweren Tumoren hatte er sechzehn Sterbefälle, das sind acht Prozent; während zur selben Zeit die Sterblichkeit bei »normaler« Durchführung bei über vierzig Prozent lag.

Diese Unempfindlichkeit in der Hypnose kann auf jeden unserer Sinne übertragen werden: Auf die Suggestion, daß Ammoniak Rosenöl sei, wird die Versuchsperson dies ohne Tränen und Augenzwinkern verzückt einatmen. Ein hypnotischer Befehl kann vollständige Taubheit erzeugen, Menschen erblinden lassen – obwohl weder dem Gehör noch dem Auge das mindeste fehlt.

Am erstaunlichsten aber sind jene schon ans Geheimnisvolle gren-

zenden Fälle der suggestiv erzeugten Brandwunden, Blasen und Blutungen. Der Petersburger Arzt Dr. Rybalkin hypnotisierte vor einem Gremium von Ärzten einen Maler. Sein Befehl: »Nach dem Erwachen werden Sie frieren. Sie werden an den Ofen gehen, um sich zu wärmen. Sie werden ihn berühren und sich dabei verbrennen!« Der Maler gehorchte. Er stieß bei der Berührung des – kalten! – Ofens einen Schmerzensschrei aus. Minuten später zeigte sich an der »verbrannten« Stelle eine starke Rötung der Haut. Nach drei Stunden erhebliche Schwellungen und Blasenbildung. Die Wunde mußte verbunden werden, und später blieb eine Narbe zurück. Ärzte haben Kranken eine Briefmarke auf den Arm gelegt und suggeriert, es handle sich dabei um ein starkes Senfpflaster: eine Blase bildete sich. Man ist versucht, bei solchen Berichten ungläubig den Kopf zu schütteln. Aber der Autor könnte eine ganze Reihe Wissenschaftler, die über den Verdacht der Leichtgläubigkeit erhaben sind, zitieren. Sie haben anerkannt, daß solch »unmögliche« Dinge möglich sind.

Professor Bernheim, einer jener französischen Ärzte, welche die Grundlagen zu unserem heutigen Wissen über die Hypnose schufen, schreibt: »Selbst blutige Stigmata können allein durch Suggestion hervorgerufen werden.« Er wurde Zeuge folgenden Experiments an einem jungen Marinesoldaten. M. Bourru, der Hypnotiseur, gab ihm in der Hypnose den Befehl: »Heute nachmittag um vier Uhr werden Sie in meine Praxis kommen. Sie werden sich in den Lehnstuhl setzen, Ihre Arme über der Brust kreuzen, und Sie werden aus der Nase bluten.« Auf die Stunde erschien der junge Mann. Blutstropfen traten aus seiner linken Nasenhöhle. Darüber hinaus können sogar die Form und die Größe der Wundmale bestimmt werden. »Bei einer anderen Gelegenheit

schrieb der Experimentator den Namen des Patienten mit der stumpfen Spitze eines Instrumentes auf beide Arme«, lesen wir bei Dr. Bernheim. »Dann, in der Hypnose, sagte er: ›Heute nachmittag um vier Uhr werden Sie einschlafen. Im Schlaf werden Ihre Arme zu bluten beginnen, und zwar genau an den Stellen, die ich gezogen habe. Ihr Name wird dort in blutigen Lettern erscheinen.‹ Die Buchstaben erschienen in leuchtender Schrift. An einigen Stellen traten Blutstropfen hervor. Die Buchstaben waren noch drei Monate später sichtbar, obgleich sie schon langsam verblaßt waren.«

Bei Versuchen mit dem Medium Ilma erschienen die Rötungen ja nach den Anweisungen des Experimentators: einmal als ein sieben Zentimeter langes Kreuz, ein anderes Mal der Buchstabe K. Und auch der berühmte Psychologe Krafft-Ebing erzielte bei seinen Patienten Brandmale und Blasen in der Form des Gegenstandes, den er zuvor nur ganz leicht auf die Haut aufdrückte und als glühend suggerierte. Auch hier blieben die Narben als Zeugen dieses kleinen Wunders zurück.

Nur noch ein kleiner Schritt weiter, und wir sind bei den sogenannten »heiligen Stigmatisationen« einer Therese Neumann von Konnersreuth. Erst durch unser heutiges Wissen hat dieses Phänomen viel von seinem übernatürlichen Charakter verloren, der so viele Nichtgläubige diese Dinge schroff ablehnen oder belächeln ließ.

»Der Unglaube, dem der Fall Neumann begegnet«, meint denn auch die Forscherin Fanny Moser, »ist ganz unangebracht. Beim Vergleich der verschiedenen Fälle ist nicht mehr zu zweifeln, daß es sich dabei um einen natürlichen, und zwar autosuggestiven Vorgang handelt.« Die intensive Konzentration ihrer Gedanken auf

die Leiden Christi bewirke die Blutaustritte an den Stellen der Nagelmale.

Fanny Moser: »Stigmatisationen reihen sich ohne weiteres den übrigen Wirkungen der Seele an, wenn diese auch nirgends so verblüffend in Erscheinung treten wie gerade hier, wo bestimmte Gedanken und Vorstellungen genau ins Körperliche übertragen werden.

Vielleicht wollen die Psychologen hier zu viel erklären. Ein Wunder bleibt aber, es ist immer das gleiche: die Macht der Seele über den Leib.«

Eine weitere Form der Hypnose, die als Quelle der Täuschung im Okkultismus eine große Rolle spielt, ist der posthypnotische Befehl: Der Hypnotiseur gibt der Versuchsperson in der Hypnose einen Befehl, der erst nach dem Erwachen ausgeführt wird. Der Hypnotiseur befiehlt zum Beispiel: »Nach dem Erwachen werden Sie an das Bücherregal gehen. Sie werden das und das Buch nehmen und Seite siebenundzwanzig aufschlagen.« Die Versuchsperson wird ohne Erinnerung an den Befehl aufwachen. Und doch wird sie ihn ausführen! Komplizierter wird das Experiment, wenn man dabei genau bestimmt, wann der Befehl ausgeführt werden soll – nach einer Stunde, nach einer großen Anzahl von Tagen oder gar Monaten. Auch hier als Beispiel ein klassischer Fall von Professor Bernheim:

Der Versuchsperson, einem altgedienten Feldwebel S., befahl Bernheim in der Hypnose: »Hören Sie genau zu! Am ersten Donnerstag im Oktober werden Sie zu Dr. Liébeault gehen. Sie werden dort den Präsidenten der Republik treffen. Er wird Ihnen einen Orden überreichen.« Dies geschah im August. Dr. Bernheim

sah seinen Patienten in der Zwischenzeit noch einige Male, aber er erwähnte seinen Befehl mit keinem Wort mehr. »Am 3. Oktober, dem ersten Donnerstag, dreiundsechzig Tage nach dem hypnotischen Befehl«, so berichtet Dr. Bernheim, erhielt ich von Dr. Liébeault den folgenden Brief: »S. erschien heute um zehn Minuten nach eins bei mir. Er ging in meine Bibliothek, ohne sich um irgend jemand zu kümmern. Dort beobachtete ich ihn, wie er sich sehr respektvoll verbeugte; ich hörte ihn das Wort ›Exzellenz‹ aussprechen. Dann streckte er seine rechte Hand aus und sagte: ›Vielen Dank, Exzellenz!‹ Als ich ihn fragte, mit wem er spreche, antwortete er ruhig: ›Wieso? Mit dem Präsidenten der Republik.‹ Dann verbeugte er sich noch einmal und ging davon. Herr F., Zeuge dieser seltsamen Szene, fragte mich natürlich nach diesem Narren – für einen solchen hielt er ihn. Meine Antwort war, daß S. ebenso normal sei wie ich.«

Wie groß die Kraft solcher posthypnotischer Befehle sein kann, davon berichtet der amerikanische Psychologe Estabrooks. Es handelt sich hierbei um ein Experiment, das einer der größten amerikanischen Experten auf diesem Gebiet kürzlich veranstaltete: Er suggerierte einer Versuchsperson, daß sie nach dem Erwachen auf ein bestimmtes Signal hin zum Fenster gehen würde, aus einem dort liegenden Kartenspiel das Pik As heraussuchen und dem Hypnotiseur überreichen werde. Diese Versuchsperson war ein Student der Psychologie. Er wußte alles über Hypnose, und folgendes geschah: Er ging zwar zum Fenster, nahm auch das Kartenspiel in die Hand – dann aber hielt er inne, wandte sich um.

»Wissen Sie«, sagte er, »ich glaube, dies ist ein posthypnotischer Befehl.«

»Und was wollten Sie tun?« fragte der Hypnotiseur.

»Ich wollte das Kartenspiel nehmen, das Pik As heraussuchen und Ihnen überreichen.«

»Sie haben recht. Es ist eine posthypnotische Suggestion. Und nun?«

»Ich werde den Befehl nicht ausführen.«

»Ich wette mit Ihnen, daß Sie dem Befehl nicht widerstehen können.«

»Die Wette gilt.«

»Das Resultat war höchst interessant«, schreibt der amerikanische Psychologe Estabrooks, der dieses Experiment in seinem Buch »Spiritism« mitteilt. »Die Gruppe blieb während der nächsten zwei Stunden in dem Raum. Von Zeit zu Zeit bewegte sich die Versuchsperson wie abwesend auf das Fenster und das Kartenspiel zu – um dann erschreckt zusammenzuzucken und zu beteuern, daß er dem Befehl nicht nachkommen werde.« Nach zwei Stunden erklärte der Professor, er habe seine Wette gewonnen. Aber am Nachmittag dieses Tages geschah etwas Seltsames: Die Kraft des posthypnotischen Befehls war so stark, daß der Student keine Ruhe mehr fand. Er war unfähig, sich auf irgendeine andere Arbeit zu konzentrieren. Schließlich wurde der Zwang so stark, daß er den Befehl doch noch ausführte.

»Nur wer solche Fälle selber beobachtet hat«, schreibt Estabrooks, »kann den unwahrscheinlichen Einfluß ermessen, den die Hypnose, und durch sie unser Unterbewußtsein, auf einen normalen und gesunden Menschen hat.«

Öffentliche Vorführungen von Bühnenhypnotiseuren erwecken leicht den Eindruck, als bedürfe es nur eines Blickes, um jeden

Menschen zu einer willenlosen Marionette zu machen. – Kann aber wirklich jeder hypnotisiert werden? Auch gegen seinen Willen? Kann nun ein Mensch gegen seinen Willen hypnotisiert werden? Die Antwort im allgemeinen: Nein. Der Hypnotisierte ist trotz der Verringerung seiner Willenstätigkeit durchaus kein Automat, kein willenloses Werkzeug in den Händen des Hypnotiseurs. Auch der erfahrenste kann einen Menschen durch hypnotische Einwirkung nicht dazu veranlassen, etwas zu tun, was dessen Charakter im Wachzustand zuwiderläuft. Empfänglichkeit für Hypnose hat übrigens nichts zu tun mit Willensschwäche, wie man oft glaubt. Im Gegenteil: Gerade robuste und willensstarke Menschen haben sich als die besten Versuchspersonen erwiesen. Und jene Geschichten von »Mord in Hypnose«, von denen man immer wieder hört? Wissenschaftler haben Tausende von Experimenten gemacht. So gab Dr. Cooke einer Versuchsperson einen Papierdolch in die Hand und befahl ihr, auf ihn einzustechen. Der Befehl wurde sofort ausgeführt. Cooke überreichte hierauf der Hypnotisierten ein offenes Taschenmesser und wiederholte seinen Befehl. Die Versuchsperson hob zwar die Hand, verfiel dann aber in einen hysterischen Anfall.

Die Experimente schienen zu beweisen, daß unter hypnotischem Einfluß ein Mord möglich sei. Aber sobald der Hypnotiseur der Versuchsperson ein feststehendes Messer oder eine geladene Waffe gab, wurde der Befehl verweigert.

Die Versuchsperson, oder vielmehr ihr Unterbewußtsein, wußte sehr wohl, daß es sich nur um eine Komödie handelte. Sie spielte das Spiel mit, solange dadurch kein Schaden angerichtet werden konnte. Alle diese Versuche lehren, mein Dr. Loewenfeld, »daß Hypnotisierte imstande sind, nicht nur kriminellen und ausge-

sprochen unmoralischen, sondern auch an sich harmlosen, aber ihren Gefühlen und Grundsätzen zuwiderlaufenden Eingebungen erfolgreichen Widerstand zu leisten.« und »Wohl entwickelte ethische Gefühle und Grundsätze, wie sie ein ausgeprägt sittlicher Charakter in sich schließt, gewähren dem Individuum einen sehr wirksamen Schutz nicht nur gegen Kriminelle, sondern überhaupt gegen unmoralische und anstößige Eingebungen jeder Art.«

Und in jenen seltenen Fällen, in denen wirklich Verbrechen unter Hypnose geschahen, stellte man hinterher immer fest, daß es sich dabei um Menschen handelte, die auch sonst eines Verbrechens fähig gewesen wären.

Jedenfalls: Hypnose ist kein »Gesellschaftsspiel« – wenn es auch oft so in Anzeigen angepriesen wird. In der Hand eines Laien wird sie gefährlich. Sie bedeutet immer einen tiefen Eingriff in das Seelenleben der Versuchspersonen.

Phänomene, von denen wir hier berichtet haben, sind aber keineswegs an den Zustand der Hypnose gebunden. Sie begegnen uns im täglichen Leben. Und sie geschehen Menschen, die in jeder Beziehung als völlig normal gelten. So haben viele Menschen eine Fähigkeit, die auffallend den posthypnotischen Befehlen gleicht. – Sie können zu einer ganz bestimmten Zeit, die sie sich vorgenommen haben, aufwachen. Psychologen sprechen von einer Kopfuhr oder dem Zeitgedächtnis. Solche Menschen tun nichts, als vor dem Einschlafen »ihre Uhr zu stellen«. Sie sagen sich: »Um halb acht wirst du aufwachen.«

Die einen erwachen dann pünktlich ohne erkennbare Ursache. Bei anderen führt ein Traum das Erwachen herbei; sie sehen eine Uhr mit der festgesetzten Zeit. Andere haben mir berichtet, sie vernahmen eine Stimme, die ihnen die Zeit zurief.

Um vieles rätselhafter ist die Fähigkeit einiger Menschen – im Wachen und ohne jeden hypnotischen Einfluß –, Stimmen zu hören. Ich kenne eine Mutter, deren einziges, heißgeliebtes Kind gestorben war. Der Wunsch, von ihrem Kind zu hören, wurde in ihr so stark, daß sie tatsächlich die Stimme ihres Kindes vernahm. Sprach es aus einer anderen Welt? Nein – erklären die Psychologen. Das Unterbewußtsein der Mutter hat die Fähigkeit, ihr diesen Wunsch zu erfüllen. Ich kenne eine Frau, die ihren Mann, der ihr alles bedeutete, verloren hatte. Sie konnte sich mit dem Verlust nicht abfinden; und plötzlich, eines Abends, als sie vor seinem Bild saß, begann ihre Hand automatisch zu schreiben. Die Schrift ähnelte ganz der ihres Mannes. Die Botschaft eines Toten? Auch hier hat unser Wissen von der Hypnose uns einen Blick in das Reich des »Übersinnlichen« tun lassen: Viele kennen sicher jene Varietévorführungen, in denen ein Mensch sich auf Befehl des Hypnotiseurs wie ein Hund auf allen vieren bewegt, bellt. Ein sonst ganz und gar schüchterner Mensch verwandelt sich auf der Bühne in einen herrischen Napoleon und befehligt Schlachten! »Der Mensch erscheint hier plötzlich wie durch Zauber vollständig umgewandelt«, schreibt Fanny Moser, »und zwar in x-beliebige andere Menschen mit all ihren physischen und psychischen Eigenschaften. Alle ändern sich dabei, das Denken, Fühlen, Benehmen, das Gedächtnis und sogar die Stimme, auch die Schrift wecheslt.« Medien, die in fremden Zungen reden? Medien, die Botschaften aus einer anderen Welt empfangen? Für den Psychologen sind es nur, unbewußte, Täuschungen unseres Unterbewußtseins. Wir werden später untersuchen, ob ihre Erklärung ausreicht.

Bernburger Hellseherprozeß 1925. Angeklagt und freigesprochen: der Lehrer Augustin Christian Drost (unten rechts). In einer Sitzung am Abend vor der Urteilsverkündung untersuchen die Sachverständigen den Trancezustand des Mediums (oben). Von links: Dr. Tischner, Dr. Gröner, Medium Blenke, Dr. Thoma.

Jan Eric Hanussen (oben) und Frau Else Günther-Geffers (links) wurden in zwei Hellseherprozessen angeklagt, das Publikum zu täuschen. Beide Prozesse endeten mit Freispruch. Die Gerichte erklärten sich außerstande, die Frage nach der Echtheit des Phänomens zu klären.

Telepathie

Das Unglück ereignete sich in Nordfrankreich in der Nähe von Beauvais in der Nacht zum 5. Oktober 1930. Ein englisches Luftschiff – R 101, auf dem Jungfernflug nach Paris – stürzte brennend ab. Ganz London sprach von nichts anderem. Achtundvierzig Menschen wurden getötet, darunter der englische Luftfahrtminister und zahlreiche Experten für Luftschiffahrt aus verschiedenen Ländern, die sich als Ehrengäste an Bord befanden. Die Ursache des Absturzes war unbekannt. Eine Spezialkommission begab sich an den Unglücksort. –

Aber dann geschah etwas, was den Leuten noch mehr zum Reden und zum Nachdenken gab: Während die Kommission gerade erst ihre Untersuchungen begonnen hatte, gab ein Toter eine genaue Schilderung der Ursache der Katastrophe – durch den Mund einer Mrs. Eileen J. Garrett.

Mrs. Garrett war zu dieser Zeit eines der bekanntesten internationalen Trance-Medien. Wiederholt hatte sie erstaunliche Beweise ihrer übernatürlichen Fähigkeiten geliefert: Fremde, die an ihren Sitzungen teilnahmen, verblüffte sie durch intime Kenntnisse aus deren Leben, Dinge, die sie auf natürlichem Wege nicht

in Erfahrung gebracht haben konnte. Manchmal erschienen ihr Tote – »Geister« so heißt es, die sich zu erkennen gaben und erstaunliche Dinge enthüllten. Wo immer solche Medien auftauchten, war ein Forscher nicht weit, den man den Ghost-Hunter nannte, den Geister-Jäger: der Engländer Harry Price. Price, ein vermögender Fabrikant, hatte in London ein privates Institut für »psychische Forschung« errichtet. Er war ein hervorragender Taschenspieler und stellvertretender Vorsitzender der »Club der Magier«. Er hatte sich vorgenommen, das Medium, über das so viel geredet wurde, zu untersuchen und womöglich zu entlarven.

Am 7. Oktober 1930, zwei Tage nach dem Unglück, hielt er mit Mrs. Garrett eine Sitzung ab. Wie immer hatte Price verschiedene Zeugen geladen. Und wie immer protokollierte ein Stenograf die Aussagen des Mediums. Verschiedene Versuche waren bereits gemacht worden, als sich plötzlich ein unbekannter »Geist« meldete. Er behauptete – durch den Mund des in Trance befindlichen Mediums, ein Leutnant Carmichael Irwin zu sein. Bestürzung und Unglauben zeigt sich auf den Gesichtern der Zeugen: Dieser Leutnant Irwin war niemand anders als der Kapitän des abgestürzten Luftschiffes R 101. Die Zeitungen hatten berichtet, daß er bei dem Unglück den Tod gefunden habe. Irwin, oder vielmehr, wie behauptet, sein »Geist«, gab nun einen in alle Einzelheiten gehenden Bericht über den Flug und über die Ursachen des Absturzes. Wir brauchen hier auf die Einzelheiten nicht einzugehen; es war ein langer detaillierter Bericht mit viel technischen Einzelheiten – der »Geist« Irwins »diktierte« mit solcher Schnelligkeit, daß der Stenograf kaum mitschreiben konnte.

Ich muß gestehen, daß ein solcher Bericht jedem Menschen unglaubwürdig erscheinen muß. Geister-Jäger Price erging es nicht

anders. Er gestattete zwar die Veröffentlichung der Protokolle, aber er war sicher, daß die Aussagen des »Geistes« sich als falsch erweisen würden. Wochen später wurde der Bericht der Kommission über den Hergang des Unglücks veröffentlicht. Er kam zu denselben Ergebnissen, die schon der Leutnant Carmichael Irwin durch das Medium Mrs. Garrett mitgeteilt hatte. Detail für Detail traf auf die durch den »Geist« geschilderten Tatsachen zu ...

Für eine solch rätselhafte Erscheinung scheint es – außer Betrug – nur eine mögliche Erklärung zu geben: Die Geisterwelt, wie die Spiritisten sie sehen, existiert tatsächlich. Derartige Experimente werden denn auch von ihnen als gültiger Beweis für die Anwesenheit von Geistern angesehen. Der Spiritismus, wir werden uns eingehend damit befassen, behauptet, Geister seien tatsächlich existierende Wesen, die uns vom jenseitigen Leben berichten und Fragen über die Rätsel des Todes beantworten könnten. Und, so überraschend es klingen mag: Es wäre die einfachste Erklärung für alle Phänomene der Parapsychologie. Gäbe es wirklich »Geister«, ließe sich alles erklären! Aber – gibt es sie? Wir wollen mit unserem Urteil zurückhalten. Vielleicht findet sich auch für die Geisterbotschaft eines Leutnants Irwin eine natürliche, das heißt wissenschaftliche, Erklärung?

»Es gibt eben nicht nur zwei Einstellungen zur Parapsychologie, die negative und die positive«, hat einer der großen Suchenden auf diesem Gebiet, der Forscher Hans Driesch, gesagt, »sondern es gibt noch eine dritte: die kritische. Und sie allein ist etwas wert.«

Betrachten wir deshalb den Fall eines Mediums, das bis heute als das berühmteste und als das bestuntersuchte gilt – Mrs. Piper. Mrs. Leonora E. Piper wurde von 1886 bis 1911 ständig von Ex-

perten kontrolliert. Entdeckt wurde sie von dem Großmeister der amerikanischen Psychologie – dem Professor William James. James hatte über »Wunder« gelacht, als man ihm zum erstenmal von Mrs. Piper berichtete. Ein Fall, den seine Schwägerin selbst beobachtet hatte: Mrs. Piper habe einen verschlossenen Brief an ihre Stirn gehalten und den Inhalt des Briefes und das Schicksal des Schreibers zutreffend beschrieben. Professor James suchte Mrs. Piper auf. Es war der Beginn jahrzehntelanger Untersuchungen durch viele der hervorragendsten englischen und amerikanischen Psychologen.

Man brachte Mrs. Piper allein dreimal nach England, wo sie keine Bekannten hatte und sich keine Informationen verschaffen konnte. Man traf alle erdenklichen Vorsichtsmaßnahmen. Schon auf dem Schiff wurde sie von Detektiven bewacht. Bei der Ankunft wurde ihr Gepäck untersucht. Ihre Korrespondenz wurde ständig überprüft, ihre Bedienung aus einem abgelegenen Dorf engagiert. Zeugen der Sitzungen führte man unter falschen Namen ein. Allein die »Londoner Gesellschaft für psychische Forschung« veröffentlichte über ihre Sitzungen mit dem Medium über 3000 Seiten an Protokollen. So streng diese Untersuchungen geführt wurden – Mrs. Piper blieb über jeden Verdacht erhaben. Niemand, auch die größten Zweifler nicht, wagte je von Betrug zu sprechen. In tiefem Schlaf, mit festgeschlossenen Augen und in einer fremden Stimme enthüllte Mrs. Piper ihr unglaubliches Wissen über Hunderte von Lebenden und Toten.

In einer dieser Sitzungen, deren Protokoll vorliegt, wurde Mrs. Piper eine Uhr gereicht. Sir Oliver Lodge, der Untersuchungsleiter, hatte sie an diesem Morgen von einem Verwandten, Robert, bekommen. Die Uhr hatte Roberts Zwillingsbruder, Jerry, gehört.

Jerry war vor zwanzig Jahren gestorben. Konnte Mrs. Piper seinen »Geist« beschwören?

Lodge fragte die schlafende Mrs. Piper: »Wem hat sie gehört?«

Mrs. Piper: »Komisches altes Ding. Gehörte einem Ihrer Onkel. Er ist gestorben.«

Lodge: »Meinen Sie den, nach dem ich frage?«

Mrs. Piper: »Natürlich.«

Lodge: »Geben Sie seinen Namen.«

Mrs. Piper: »Ich werde ihn holen. Lassen Sie mich mit ihm reden. Ich werde ihn dicht herbringen . . .«

Lodge: »Er möchte Robert eine Nachricht schicken.«

Mrs. Piper: »Glauben Sie denn nicht, daß ich höre? Es ist recht schwer für mich, mit ihm zu reden. *Denn er starb, als Sie jung waren, und Sie wußten nicht viel über ihn . . .* Die (die Uhr) gehört Onkel Robert, und er (Jerry) hat sie ihm hinterlassen.«

Jetzt spricht Jerry selbst durch den Mund der Mrs. Piper: »Sage, Gott schütze Robert, und ich möchte ihn sehen. Du bist mein Neffe, nicht?«

Lodge: »Ja.«

Jerry: »Ich kenne dich, scheint mir. Ja.«

Lodge: »Robert wäre glücklich über Nachrichten von dir.«

Jerry: »Frage ihn, ob er sich an die Bilder erinnert. Er hat den Ring, den ich hatte, und die Kette . . . Frage ihn, was er mit meinen Bildern gemacht hat.«

Lodge: »Erinnerst du dich an irgendetwas, als du jung warst?«

Jerry: »Ja. Ich bin beinahe ertrunken. Versuchte die Bucht zu durchschwimmen, und wir Jungen allesamt gingen in ein kleines Boot. Da kenterten wir. Er wird sich erinnern. Frage ihn, ob er sich erinnert.«

Lodge: »Das werde ich.«

Jerry: »Sage Robert, Jerry lebt noch. Er wird sehr glücklich sein, von mir zu hören. Das ist meine Uhr, Robert ist mein Bruder, und ich bin hier.«

Später: »Gib mir die Uhr. (Medium, in tiefem Schlaf, versucht sie zu öffnen.) Da, öffne sie! Jerry sagt, er habe einmal sein Messer genommen und kleine Zeichen eingraviert, hier oben, nahe beim Griff, beim Ring, einige kleine Kratzer. Sieh es dir nachher an bei gutem Licht, und du wirst es schon erkennen . . .«

Sir Oliver Lodge fand tatsächlich an der Stelle eine kleine Landschaft eingraviert. Auch die anderen Tatsachen trafen zu. Lodge kam auf Grund seiner Untersuchungen zu dem Schluß: »Ich kann mit Bestimmtheit das eine sagen: Mrs. Piper gewinnt ihre Kenntnisse durch keine gewöhnlichen Mittel, die die Wissenschaft kennt.« Aber was waren die Quellen ihres Wissens? Hatte wirklich der »Geist« eines seit zwanzig Jahren Verstorbenen aus Mrs. Piper gesprochen? Oder sollte es auch für diese Geister-Botschaft eine natürliche Erklärung geben, so wie wir schon eine ganze Reihe anderer sogenannter »okkulter Erscheinungen« mit Hilfe der modernen Psychologie als natürlich erklären konnten?

Hören wir erst noch andere Beispiele, die ebenfalls jeder wissenschaftlichen Kontrolle standhalten.

Auch der folgende Fall ist von der »Londoner Gesellschaft« in

allen Einzelheiten überprüft worden und in ihren Protokollen XXXIII S. 150–160 – veröffentlicht. Danach verunglückte der englische Fliegerleutnant David McConnell am 7. Dezember 1918 mit seinem Flugzeug. Zeit des Unglücks: 15.25 Uhr.

Zur gleichen Zeit – zwischen 15.20 Uhr und 15.30 Uhr – hatte sein Fliegerkamerad, Leutnant J. Larkin, eine seltsame Erscheinung.

Larkin berichtet darüber in einer eidesstattlichen Erklärung: Erklärung:

»Was ich nun berichten will, ist außerordentlich, geschah aber so natürlich, daß ich im Augenblick nicht weiter darüber nachdachte. Ich habe von derartigen Ereignissen gehört und gelesen, muß aber sagen, daß ich sie absolut leugnete. Ich gehörte immer zu den Ungläubigen, bereit, diese Dinge zu verlachen.« McConnell hatte sich von Leutnant Larkin vor seinem Flug verabschiedet. Larkin berichtet weiter: »Jedenfalls war ich wach, las und rauchte. Ich saß vor dem Kamin, die Zimmertür etwa drei Meter hinter mir. Da hörte ich jemand den Gang heraufkommen. Die Tür wurde dröhnend geöffnet wie das Daniel immer machte. Ich hörte ein ›Hallo, mein Junge!‹, drehte mich um und sah ihn in der Türöffnung stehen, Klinke in der Hand, im vollen Fliegerdreß ... Nichts Ungewöhnliches war in seiner Erscheinung. Seine Mütze war zurückgeschoben, und er lächelte wie immer, wenn er ins Zimmer kam und uns begrüßte. Ich antwortete: ›Hallo, schon zurück?‹ Er: ›Ja, kam fein hin, hatte guten Flug.‹ Ich sah ihn die ganze Zeit an, während er sprach. Er rief: ›Bis später!‹, schlug die Tür hinter sich zu und ging fort ... Kurz nachher kam Smith ins Zimmer. Es war 15.45 Uhr. Er sagte: ›Ich hoffe, Mac (Mc Connell) kommt früh genug zurück, wir wollen heute abend nach

Lincoln.‹ Ich bemerkte: ›Er ist bereits zurück, er war vor einigen Minuten hier im Zimmer.‹ «

Wenige Stunden später erfuhr Leutnant Larkin vom Tod seines Kameraden. Er wollte es nicht glauben. Er war noch immer überzeugt, seine Stimme gehört und ihn gesehen zu haben.

Und ein viertes Beispiel, das Dale Owen berichtet: Robert Bruce, Schotte, dreißig Jahre alt, fuhr als Steuermann auf einem Handelsschiff auf der Route Liverpool–Kanada. Bruce berechnete in der Kajüte des Kapitäns gerade den Kurs, als er glaubte, durch das Kabinenfenster ein Gesicht zu sehen. Es war das Gesicht eines ihm völlig Fremden, und Bruce glaubte zu hören, wie dieser ihm zuflüsterte: »Steuer nach Nordwest.« Bruce berichtete seinem Kapitän die seltsame Erscheinung. Der Kurs Nordwest lag nicht sehr weit ab von ihrer Route. Der Kapitän entschloß sich, ihn zumindest für die nächsten zwei Stunden einzuschlagen. Es verging kaum eine Stunde, als der Ausguck ein vom Eis eingeschlossenes Wrack sichtete. Das nach Quebec bestimmte Schiff war seit Tagen von dichtem Packeis eingeschlossen. Die Rettung kam im letzten Augenblick. Die Schiffbrüchigen wurden an Bord genommen. Bruce traute seinen Augen nicht, als er in einem der Passagiere jenen Mann wiedererkannte, dessen Gesicht er durch das Kabinenfenster zu sehen geglaubt hatte.

Die Nachforschung ergab folgendes: Der Passagier war zur selben Stunde, als der Steuermann seine Stimme hörte, in einen Halbschlaf gesunken. Nach dem Erwachen, so berichtete der Kapitän, habe er ihm prophezeit: »Wir werden heute noch gerettet!« Die Begründung: Er habe geträumt, er befinde sich an Bord eines Schiffes, das ganz in ihrer Nähe sei.

Derartige Beispiele gibt es viele. Die Protokolle der englischen

und amerikanischen »Gesellschaft für psychische Forschung« enthalten Hunderte solcher Fälle. Die Erklärung? Betrug müssen wir ausschalten. Gerade die Forscher der genannten Gesellschaften haben mehr zur Entlarvung schwindlerischer Medien beigetragen als irgendeine andere Institution. Was also dann? Was sind die wahren Quellen dieses geheimnisvollen Wissens? War es wirklich der Geist Leutnant Irwins, der durch das Medium Mrs. Garrett den Hergang des Unglücks schilderte? Erschien der Fliegerleutnant McConnell wirklich seinem Kameraden Larkin? Sprach der seit zwanzig Jahren verstorbene Jerry durch Mrs. Piper? Und der Passagier? Er, der sich auf dem eingeschlossenen Schiff befand und doch gleichzeitig dem Steuermann erschienen war, um ihm den richtigen Kurs zu ihrer Errettung einzuflüstern? Fragen über Fragen.

Haben die Spiritisten recht, denen solche Fälle als der absolute Beweis für die Existenz der Geister erscheinen? Oder gibt es doch noch eine natürliche Erklärung? Es gibt sie. Eine Erklärung, die ohne »Geister« auskommt. Sie lautet: Telepathie – Gedankenübertragung!

Leutnant Irwin, der Kapitän des Luftschiffes R 101, so stellte es sich heraus, hatte vor seinem Tod sein Wissen über das Unglück noch einem Überlebenden mitgeteilt. Es wußte also einer davon, und das Medium Garrett konnte sein Wissen von ihm haben. Mrs. Piper berichtete in dem geschilderten Fall nur, was andere wußten. Wo ein größeres Wissen von ihr verlangt wurde – erinnern wir uns –, sagte sie: »Es ist recht schwer für mich, mit ihm (Jerry) zu reden. Denn er starb, als Sie jung waren, und Sie wußten nicht viel über ihn!«

Daß der Fliegerleutnant McConnel in seiner Todesstunde – im Augenblick des Absturzes – sich noch seinem besten Freunde mit-

teilen konnte ... Es ist eine oft bestätigte Tatsache, daß Menschen in ihrer Todesstunde die seltsame Kraft haben, solche Botschaften auszusenden.

Und der Passagier auf dem Wrack? Er lebte ja, und seine Gedanken waren nur darauf gerichtet, gerettet zu werden! Er hatte – im wörtlichsten Sinn – sich die Rettung herbeigewünscht.

In allen vier Fällen war es also möglich, daß das Medium bzw. der Zeuge sein Wissen Lebenden – anwesenden oder abwesenden – »abzapfte«. Was auf den ersten Blick als Botschaft aus dem Jenseits erschien, könnte auch nur Telepathie, die Übertragung von Gedanken, Empfindungen und Gefühlen gewesen sein.

»Wenn viele gut beglaubigte Berichte über ungewöhnliche Ereignisse gesammelt werden, so ist der Eindruck, den sie auf die kritischen Leser machen, stets groß«, meint Professor Rhine. »Auf der anderen Seite aber werden doch nur wenige Personen von ihrem angeborenen Skeptizismus befreit ...« Denn auch die Telepathie ist für die Gelehrten noch immer ein Streitobjekt. Das Wort selbst bedeutet, nach Flammarion, »nichts anderes, als durch irgendein Gefühl von einem Ereignis, das sich in der Ferne abspielt, benachrichtigt zu werden.«

Es gibt viele Wissenschaftler, die auch heute noch auf dem Standpunkt stehen, Telepathie sei nicht bewiesen. Sie zweifeln daran, daß es eine Verständigung zwischen zwei Seelen oder zwei Persönlichkeiten *außerhalb* der uns bekannten Sinnesorgane gibt. Dem entgegen steht der Glaube, der so uralt ist wie die Menschheit selbst: Daß unsere Sinne nicht das einzige Mittel sind, durch das unsere Seele etwas erfährt. Daß wir mehr sind als eine komplizierte Maschine.

»In allen Zeiten haben die Menschen an die Bedeutung von Ahnungen, seltsamen Geräuschen, Gedankenlesen, Prophezeiungen und Warnungen geglaubt«, schreibt Professor Rhine, »und ebenso an die Kraft des Geistes, über die Grenzen der mechanischen und sinnlichen Welt vorzudringen.« Und schon der Vater der modernen Medizin, Paracelsus, verkündete: »Durch die magische Kraft des Willens kann ein Mensch auf dieser Seite des Ozeans einen Menschen auf der anderen Seite hören lassen, was auf dieser gesagt wird, und wissen, was er in einer Entfernung von mehr als hundert Meilen denkt.«

Was also sind die Tatsachen der Telepathie? Bevor wir darauf eingehen, müssen wir erst von den Täuschungen sprechen. Wir haben dabei vor allem zwei Täuschungsmöglichkeiten zu unterscheiden: Die gewollte und bewußte Täuschung – die Taschenspielerei. Und: Die unbeabsichtigte Täuschung ohne betrügerische Absicht, die Täuschungsmöglichkeiten durch die Kräfte unseres Unterbewußtseins, die wir schon aufgezeigt haben.

Wir müssen uns klar sein: Gedankenübertragung, wie sie bei öffentlichen Vorführungen und in Varietés gezeigt werden, beruht fast immer auf Taschenspielerei. Nichts gegen die erstaunliche Leistung dieser Künstler: Sie unterhalten ein erwartungsvolles Publikum, das nur zu bereit ist, alles zu glauben. Aber solche »Experimente« haben meist nichts mit echter Telepathie zu tun. »Öffentliche Vorführungen«, warnt Fanny Moser, »haben niemals wissenschaftlichen Wert, weil es unmöglich ist, den Apparat zu überblicken und entsprechend zu beobachten.«

Robert Houdin gilt als der Wiederentdecker dieser uralten Kunst, die auf einem mehr oder weniger komplizierten Signalsystem beruht. Die Vorführungen sind in der Tat verblüffend.

Das »Medium« auf der Bühne, meist unterstützt von einem »Versuchsleiter« im Saal, errät mühelos, was vom Publikum gedacht oder schriftlich notiert wird: Namen und Geburtsdaten, Nummern von Banknoten, Melodien, Gegenstände. Dem Publikum ist dabei jede Kontrolle gestattet. Täuschung scheint ausgeschlossen. Und doch kann ein geschicktes und gut aufeinander eingespieltes Paar sich auf viele Arten unbemerkt verständlich machen. Meist sind es mehr oder weniger komplizierte Signalsysteme, die dies »Wunder« bewirken. Allein durch seine Fragestellung kann der Versuchsleiter dem Medium eine ganze Reihe der am häufigsten zu erratenden Gegenstände verraten.

Die Frage: »Was ist das?« bedeutet einen bestimmten Gegenstand. »Was habe ich hier?« einen anderen Gegenstand. »Was halte ich in der Hand?« einen dritten. »Was halte ich jetzt in der Hand?« einen vierten und fünften Gegenstand usw. Je besser das Gedächtnis von Versuchsleiter und Medium, um so raffinierter das Signalsystem: Bei manchen kann jeder Buchstabe des Alphabets durch ein bestimmtes stummes Zeichen gesendet werden.

Aber auch die moderne Technik wird längst als Hilfmittel verwendet. Wer sollte schon diesen Trick erraten: Das Medium, mit schwarzer Augenbinde, sitzt auf der Bühne. Der Versuchsleiter nimmt im Saal vom Publikum die Gegenstände entgegen. Jeder kann ihn beobachten, wie er dann in der Mitte des Ganges den Gegenstand hochhebt. Er spricht kein Wort. Er stellt keine Fragen. Er verzieht keine Miene. Und doch gibt das Medium ohne Zögern eine ausführliche Beschreibung aller Gegenstände. Es sieht wirklich aus wie echte Telepathie! Der Trick: Unter dem Teppich in der Mitte des Ganges laufen von der Bühne herunter feine Kabel, deren Kontakte an einigen Stellen freiliegen. An den Soh-

len des Versuchsleiters sind feine Metallplättchen befestigt. Von dort läuft ein Kontakt zu einem Mikrofon, das er unter dem Hemd auf der Brust trägt. Der Empfänger befindet sich im Haar des Mediums. Der Versuchsleiter berührt einen der Kontakte. Ein leises Flüstern genügt. Das überempfindliche Mikrofon überträgt die Beschreibung des Gegenstandes. Dazu meint der amerikanische Psychologe Estabrooks, der sich eingehend mit den Taschenspielertricks beschäftigte: »Man muß sich darüber klar sein, daß ein intelligentes berufsmäßiges Medium jeden hereinlegen kann.«

Es geschah an der ehrwürdigen Harvard-Universität. Dort arbeitete der Psychologe Estabrooks an der Erforschung der Telepathie. Die Versuche bestanden darin, aus einem Kartenspiel von 52 Blatt jeweils die richtige Farbe, Rot oder Schwarz, zu »senden«. Die Versuchspersonen waren Studenten der Universität. Der Gedankenleser – der »Nehmer« – saß in einem Raum, der »Sender« in einem anderen. Der Sender nahm eine Karte, konzentrierte sich darauf und versuchte dem Nehmer die richtige Farbe zu senden. Estabrooks saß während des ganzen Experiments neben dem Sender. Das Kartenpaket wurde von ihm jedesmal neu gemischt. »Ich würde geschworen haben«, schreibt Estabrooks, »daß die Bedingungen, unter denen diese Experimente stattfanden, absolut betrugssicher seien.« Dennoch erklärten zwei Studenten eines Tages, es würde ihnen gelingen, ihn dabei zu betrügen. Estabrooks: »Ich traf alle nur erdenklichen Vorsichtsmaßnahmen. Sie – Sender und Nehmer – saßen getrennt in verschiedenen Räumen, durch Doppeltüren voneinander getrennt. Ich saß neben dem ›Sender‹, mischte und wählte die Karten aus, die erraten werden sollten.« Sie gingen das ganze Spiel durch. 52 Karten. Der Psychologe, immer mit der Möglichkeit des Betrugs rechnend, paßte auf. Dann wurden die

Ergebnisse verglichen. »Ich war völlig konsterniert, als der Gedankenleser im nächsten Zimmer die Farben der Karten zweiundfünfzigmal richtig erraten hatte. Die Chancen gegen dieses Ergebnis standen eins zu einer Million. – Es traf mich hart. Aber es sollte noch schlimmer kommen.«

Die Bedingungen des Experiments wurden verschärft. Sender und Nehmer saßen nun in zwei Räumen, die über dreißig Meter auseinander lagen, durch vier Türen voneinander getrennt. Sämtliche Räume wurden vor dem Experiment eingehend untersucht. Das Ergebnis: 52mal wurde die richtige Farbe erraten.

»Und das in einem Laboratorium, und unter meiner persönlichen Überwachung. Ich bat um zwei Tage, um das Rätsel zu lösen. Aber ich fand keine Erklärung. Ich suchte nach versteckten komplizierten Apparaten ...« Die Erklärung war dann verblüffend einfach. Die beiden Studenten hatten sich folgendes einfache System ausgedacht: Es gab nur zwei Farben zu erraten, Rot und Schwarz. Die Farbe Schwarz bekam in ihrem System gerade Zahlen, zwei, vier bis zweiundfünfzig; Rot die ungeraden, eins, drei, fünf und so weiter. Wurde nun vom Sender die nach diesem System – richtige Karte aufgedeckt, kam also beim erstenmal Rot oder beim zweitenmal Schwarz, so wurde zwischen ihnen kein Signal ausgetauscht. Blieb nur noch das Problem, wenn die Karten nicht diesem System entsprechend aufgedeckt wurden: Kam also beim erstenmal Schwarz, so mußte ein Signal gegeben werden. Auch dieses Problem lösten sie ganz einfach. Beim ersten Experiment – Sender und Nehmer in zwei angrenzenden Zimmern – genügte irgendein Geräusch: ein Hüsteln, das Verrücken eines Stuhles, eine Veränderung in der Stimme. Dies geschah so natürlich, daß es kein Aufsehen erregte. Beim zweiten Experiment half ein eingeweih-

ter Dritter: Er hielt sich draußen auf dem Gang verborgen. Von seinem Platz aus konnte er den Raum, in dem der Sender arbeitete, beobachten. Das Experiment fand am Abend statt. Der Gang lag im Dunkeln. Aber aus dem Raum, in dem der Sender saß, fiel ein Streifen Licht unter der Tür hindurch. Der Sender wußte, daß er mit seinem Körper den Lichtschein der Tischlampe verdeckte. Kam, wie erwartet, die richtige Karte – Rot gerade, Schwarz ungerade – so blieb er ruhig sitzen. Kam sie nicht, rückte er nur wenige Zentimeter zur Seite; das genügte, um einen kleinen Lichtstrahl unter der Türe sichtbar zu machen. Der Beobachter auf dem Gang leitete dieses Signal dem »Nehmer« durch ein Klopfzeichen weiter.

»Ich war bei einem Experiment übertölpelt worden, das ich selber ausgedacht hatte«, schreibt Estabrooks dazu. »Wäre ich von einem erfahrenen Magier genarrt worden, so hätte ich mich vielleicht ein wenig besser gefühlt. Aber von zwei Studenten so hereingelegt zu werden, kränkte wirklich meinen Stolz.«

Neben dieser offensichtlichen Taschenspielerei aber gibt es noch weitere Täuschungsquellen. Der Betrug geschieht unbewußt. Selbst das Medium erliegt der Täuschung. Ein viel diskutierter und umstrittener Fall vermeintlicher Telepathie war der Fall des »gedankenlesenden Kindes«, den zuerst Dr. Ferdinand von Neureiter von der Universität Riga mitteilte. Ilga Kirps, ein sonst etwas schwachsinniges Kind, konnte aus geschlossenen Büchern lesen und sonst allerlei Erstaunliches – bis sich dann herausstellte, daß die Fähigkeit sofort aufhörte, wenn die Mutter nicht in der Nähe war. Die Fähigkeit des Kindes beruhte darauf, das unbewußte und von andern nicht hörbare Vorflüstern der Mutter zu verstehen.

»Zuweilen sind Gedankenleser des Glaubens, daß sie wirklich

unter echter telepathischer Beeinflussung handeln und wissen nicht, daß ihr Unterbewußtsein sich Zeichen ... zunutze macht«, schreibt Dr. Baerwald. »Professor Scheibler, von seiner telepathischen Fähigkeit ehrlich überzeugt, ließ sich von Moll prüfen. Es gelang ihm, mit verbundenen Augen und ohne Berührung Aufgaben zu lösen, an die eine andere in seiner Nähe befindliche Person dachte, zum Beispiel ein Buch vom Tisch zu nehmen und auf einen Stuhl zu legen. Sobald aber auch das Hören durch Verstopfen der Ohren, der Tast- und Temperatursinn durch Überziehen von Handschuhen ausgeschaltet war, mißlangen alle Versuche.«

So konnte der Autor beobachten: Es genügte, daß ich mit meiner Hand ganz leicht das Handgelenk eines »Gedankenlesers« umfaßte, und dieser konnte das von mir Gedachte auf eine Tafel schreiben. Und doch war auch dies kein Beweis dafür, daß meine Gedanken gelesen wurden: Der konzentrierte Gedanke bewirkt Muskelbewegungen, die der »Nehmer« dank besonders verfeinerter Empfindung unbewußt aufnehmen und in Schrift übersetzen kann. Es wurden nicht Gedanken, sondern Muskeln gelesen! Ich führte ihm sozusagen die Hand.

Geisterjäger Harry Price stellte in seinem Laboratorium ähnliche Versuche mit dem Medium Marion an. Diese Marion fand in wenigen Augenblicken jeden Gegenstand, den einer der Anwesenden versteckt hatte. Marion selbst wußte nicht, was ihn dabei leitete. Er glaubte an Gedankenübertragung. Price bewies: Ungleichheiten im Gehen, Unregelmäßigkeit der Atmung desjenigen, der den Gegenstand versteckt hatte und den das Medium dann nur berührte, genügten, um ihm zu verraten, ob es auf dem rechten Weg war, wohin es sich wenden sollte. Kein Wunder also, daß die Wissenschaft bei so viel Täuschungsmöglichkeiten immer wie-

Der »Gedankenleser« Cumberland bei einem Experiment in Berlin im Jahre 1884. Als Cumberlandismus wird heute das Lesen von Gedanken aus unwillkürlichen Muskelbewegungen bezeichnet.

Professor Leonid Wassiliew, Leiter des »Institutes zur Erforschung der psychischen Fernwirkung« an der Universität Leningrad, gelang ein eindrucksvoller Beweis der Telepathie.

Bekannte Forscher auf dem Gebiet der Parapsychologie: Professor J. B. Rhine (oben links) und Professor Bender (oben rechts); Professor W. C. Tenhaeff (unten links). Unten rechts: das von Professor Rhine erfundene Kartenspiel für seine Untersuchungen über Telepathie und Hellsehen.

der zögerte, die Übertragung von Gedanken als bewiesen anzuerkennen. Jahrzehntelang hatten Forscher versucht, die Existenz der Telepathie unter wissenschaftlichen Bedingungen zu beweisen. Versuch um Versuch schlug fehl, bis vor wenigen Jahren. Damals machte sich ein Team russischer Wissenschaftler an diese Aufgabe. Sie hatten sich allerdings das Gegenteil vorgenommen. Ihr Ziel war es, zu beweisen, daß es keine außersinnlichen Botschaften der Seele gäbe. Wenn es überhaupt so etwas wie die Übertragung von Gedanken gab, so konnte es sich dabei ihrer Überzeugung nach nur um eine mechanische Kraft handeln. Um die Fähigkeit der komplizierten Maschine Mensch, Energie in Form von Wellen zu entsenden. Sie machten sich daran, ihre Theorie zu beweisen. Aber sie lieferten zu ihrer eigenen Überraschung die endgültigen Beweise für die Existenz eines Phänomens, das die Wissenschaft immer abgestritten, das Volk aber immer für wahr gehalten hatte.

Man schrieb das Jahr 1962. Die Überraschung war vollkommen. Hatte man bis dahin doch angenommen, daß alles, was auch nur entfernt mit dem okkulten Gebiet zusammenhing, für die sowjetische Wissenschaft allenfalls ein noch nicht ausgerotteter Aberglaube sei. Vierzig Jahre hatten die russischen Experimente gedauert. An ihrem Beginn stand etwas ganz Unwissenschaftliches – der Traum eines Gelehrten.

Dieser Gelehrte, Lomonossow, war Anfang der zwanziger Jahre nach einem Studienaufenthalt in Europa in seine Heimat zurückgekehrt. Auf dem Schiff, das ihn zurückbrachte, hatte Lomonossow einen Traum: Er sah seinen Vater, einen Fischer, auf einer einsamen Insel im Eismeer; sein Kutter war untergegangen, er selbst und ein Teil der Besatzung hatten sich auf die Insel retten können. Im Traum erkannte der Sohn die Insel: Vater und Sohn waren

früher schon einmal bei einem Sturm dorthin verschlagen worden. Zu Hause fand Lomonossow seinen Traum bestätigt: Der Vater war vor vier Monaten zu einer Expedition ins Eismeer aufgebrochen. Seit zwei Monaten fehlte jede Nachricht von ihm und dem Schiff. Nun erst recht beunruhigt, beschwor Lomonossow die Fischereiorganisation in Kolmogory an der Eismeerküste, bei der nächsten Ausfahrt die Insel anzulaufen. Es geschah. Tatsächlich fanden Fischer den Vater auf der Insel. Er war tot. Sie begruben ihn an Ort und Stelle. Der »Hilferuf« des Vaters war zu spät gekommen ...

Dieser telepathische Traum bestimmte das Lebenswerk jenes Mannes, dem wir einen eindrucksvollen wissenschaftlichen Beweis der Telepathie verdanken: dem Professor Leonid Leonidowitsch Wassiliew, Leiter des »Instituts zur Erforschung der psychischen Fernwirkung« an der Universität Leningrad. Es war eines der staatlich subventionierten und großzügig unterstützten Institute, die sich in der Sowjetunion mit der Erforschung der Parapsychologie befassen. Wassiliew – der selber den Traum seines Kollegen Lomonossow berichtet – gehörte damals als junger Physiologe der »Kommission Bechterew« an; diese sichtete damals im Auftrag der Universität Leningrad solche Fälle von Gedankenübertragung. Wassiliews Lehrer, der berühmte Psychologe Bechterew, hatte das Stichwort zu diesen Untersuchungen gegeben. Im Januar 1923 hatte sich Bechterew, Mitglied der Sowjetischen Akademie der Medizinischen Wissenschaften, gegen die Meinung fast aller Kollegen gewandt, die Gedankenübertragung als »unmöglich« ablehnten. Bechterew auf dem allrussischen Kongreß für Psycho-Neurologie 1923 in Moskau: »Es gibt eine ungeheuer große Anzahl von Tatsachen und Beobachtungen, die für eine direkte Übertragung der

Gedanken sprechen. Ein solches Problem darf nicht einfach deshalb vernachlässigt werden, weil es unmöglich zu sein scheint. Es schien auch einmal unmöglich, in der Luft zu fliegen, und dasselbe Urteil wurde in der Medizin gesprochen, was die Hypnose anbelangt. Trotzdem ist die Hypnose heute anerkannt, und die Menschen fliegen. Die Lösung des Problems einer direkten Gedankenübertragung ist daher eine der wichtigsten Aufgaben des 20. Jahrhunderts . . .«

Vier Jahre später war Bechterew tot. Aber sein Schüler, Wassiliew, setzte seine Arbeit fort. Es war für ihn keine Sache des »Glaubens«. Als Wissenschaftler ging es ihm ausschließlich darum, mit objektiven Methoden zu prüfen, ob es in Wirklichkeit telepathische Phänomene gab. Diese Arbeit sollte, nur durch die Kriegsjahre unterbrochen, vierzig Jahre dauern . . .

Das Problem der Telepathie glich zu diesem Zeitpunkt, als die Russen in aller Stille mit ihren Experimenten begannen, immer noch einer großen, »für uneinnehmbar erklärten Festung«, so Dr. Richard Baerwald, Dozent der Humboldt-Universität Berlin. Ungewöhnliche Berichte über Fälle von Gedankenübertragung gab es genug. Aber der Beweis fehlte. Und Beweis hieß für den Forscher: ein wissenschaftliches Experiment, das sich beliebig wiederholen ließ. Aber jeder »ernsthafte« Forscher wies den Gedanken, sich mit diesen Dingen zu befassen, entrüstet von sich!

»Es gab damals keine Universität«, schreibt der amerikanische Forscher Rhine, »die Untersuchungen über diesen Gegenstand in ihren Mauern zugelassen hätte. Fast alles mußte entweder außerhalb der Universitätsmauer oder in irgendeinem abgelegenen Dachkämmerchen vor sich gehen . . .« Wegen dieser abweisenden Haltung der Universitäten schlossen sich zuerst in England namhafte

Forscher zusammen. Im Jahre 1882 wurde die »Society for Psychical Research« gegründet, die »Gesellschaft für Psychische Forschung«, mit der erklärten Absicht, Telepathie, Hellsehen, Hypnotismus, Spiritismus und verwandte Erscheinungen zu erforschen. Wenige Jahre später wurde in Amerika eine ähnliche Gesellschaft gegründet.

Schon im Jahre 1876 hatte einer der späteren Mitbegründer der englischen Gesellschaft, W. F. Barret, Professor der Physik, sich mit einem Aufruf an die Presse gewandt. 5705 Einsendungen gingen ein. Mitglieder der »Gesellschaft« untersuchten dann die bedeutsamsten der gemeldeten Fälle persönlich. Und sie veranstalteten die ersten telepathischen Experimente. Es waren primitive Versuche, voller Fehlerquellen und Täuschungsmöglichkeiten. Eigentlich nur eine Erweiterung eines zu jener Zeit beliebten englischen Gesellschaftsspiels: des willing game (»Willensspiel«). Eine uneingeweihte Person, die während der Beratung hinausgeschickt worden war, mußte dabei eine Handlung erraten und ausführen, die von den übrigen verabredet war ...

Der erste Versuch dieser Art wurde am 31. Oktober 1877 von dem Professor der Physik in Irland, W. F. Barret, veranstaltet. Hier sein Bericht, Proceedings Bd. I, darüber. »Ich legte meine Hände auf die Schultern von M. – der Versuchsperson. Ich dachte an das, was ich sie ausführen lassen wollte.

Versuch 1: Ich wollte, sie sollte eine kleine Figur vom Kaminbord nehmen, eine Katze aus Porzellan. Sobald meine Hände ihre Schultern berührten, rannte sie zum Kamin – und griff sofort nach der Katze, die unauffällig unter anderen kunstgewerblichen Erzeugnissen stand. Versuch 2 und 3: zwei Fehlschläge. Sie (die Versuchsperson) sagte, sie fühle starken, aber schwer zu deutenden

Einfluß. Versuch 4: Ich wollte, sie sollte zu einem Fotografiealbum gehen, sollte es öffnen und bei einem bestimmten Bild verweilen. Sie rannte schnell zu dem Buch, öffnete es, wußte aber dann nicht weiter. Versuch 12: Ich wollte, daß sie nickte. Sie stand still und neigte ihr Haupt. Versuch 13: Ich wollte, sie sollte mit den Händen klatschen. Sie tat nichts ...«

Andere Versuche folgten. Man ließ Versuchspersonen gedachte Zahlen und Farben erraten, Zeichnungen ausführen. Aber die »Festung Telepathie« schien tatsächlich uneinnehmbar. »Die Versuche«, so Baerwald, »fügten den Bastionen einige leichtere Beschädigungen zu, machten sie aber durchaus nicht sturmreif.«

Dann gelang es zwei französischen Ärzten, die erste Bresche zu schlagen, Pierre Janet und Gibert. Gibert war Arzt in Le Havre, der Psychologe Pierre Janet Professor in Paris. In ihren berühmt gewordenen Experimenten von Le Havre gelang ihnen die Übertragung von Gedanken zum erstenmal auf eine große Entfernung.

Versuchsperson war eine fünfzigjährige bretonische Bäuerin, B. Das Experiment: sie durch »Gedankenbefehle« einzuschläfern und sie die verschiedensten Handlungen ausführen zu lassen. Der erste dieser Versuche fand am 3. Oktober 1885 statt. Die Bäuerin, ganz unvorbereitet, befand sich in einem Gartenpavillon. Die Entfernung zu Dr. Gibert – der ihr den Befehl erteilen würde, einzuschlafen – betrug über 500 Meter. Dr. Janet übernahm die Kontrolle.

Hören wir seinen Bericht: »Am 3. Oktober kam ich zu Gibert um halb zwölf Uhr vormittags und bat ihn, Frau B. durch einen Gedankenbefehl zu hypnotisieren, ohne sich aus seinem Zimmer zu entfernen. Die Frau war ganz unvorbereitet und wußte nichts

davon, denn zu dieser Zeit hatten wir sie niemals eingeschläfert. Sie befand sich in einem ganz anderen Hause, mindestens fünfhundert Meter entfernt. Ich begab mich darauf gleich zu ihr, um das Resultat dieses einzigartigen Befehls zu sehen. Sie schlief, wie ich erwartet hatte, durchaus nicht ... Sie sagte: ›Ich weiß sehr wohl, daß Monsieur Gibert mich hat einschläfern wollen, aber als ich es fühlte, habe ich mir Wasser geholt und habe meine Hände in das kalte Wasser getaucht; ich will nicht, daß man mich auf diese Manier hypnotisiert.‹ «

Das Experiment war also ein Mißerfolg. Aber gerade er bestätigte: Die Bäuerin hatte den Gedankenbefehl aufgenommen. Im ganzen wurden zweiundzwanzig solcher Experimente mit allen erdenklichen Vorsichtsmaßregeln unternommen. Sechzehn waren erfolgreich. Die weiteste Entfernung zwischen »Sender« und »Nehmer« betrug über zwei Kilometer.

Baerwald kommt zu dem Ergebnis, die geschilderten Experimente als exakten Beweis der Telepathie gelten zu lassen. Aber die Versuche fanden keine Gnade vor den Augen der skeptischen Wissenschaft. Sie hatten wohl »die Mauer der Festung an vielen Stellen angebohrt, aber doch nicht zur völligen Einnahme geführt«.

Im Jahre 1920 geschah etwas Unerwartetes: Ein psychologisches Laboratorium öffnete seine Pforten der Erforschung der umstrittenen Telepathie. Die holländischen Professoren Heymans und Brugmans untersuchten in der Universität Groningen den Studenten der Mathematik van Dam, der ganz zufällig entdeckt hatte, daß er telepathisch empfänglich war. Man konnte ihm Bewegungen durch Gedanken suggerieren. Darauf bauten die Groninger Psychologen die Versuchsanordnung auf. Der Student saß in einem Kasten, aus dem er seine Hand herausstrecken und über

eine Art Schachbrett mit 48 numerierten Feldern frei bewegen konnte. In einem Zimmer über dem Experimentierraum war eine durch Glasplatten schalldicht verschlossene Öffnung angebracht. Von dort konnten die Versuchsleiter die Hand des Studenten sehen.

Und dann geschah das »Wunder«: Es gelang ihnen, die Hand auf bestimmte Felder, die jeweils ausgelost wurden, durch Gedanken zu lenken. In 40% aller Fälle wurde das richtige Feld angegeben. Je passiver der Student sich verhielt, um so besser wurden die Ergebnisse. Die Forscher bedienten sich des sogenannten »psychogalvanischen Phänomens« (Messung des elektrischen Hautwiderstandes), um den Grad der Passivität zu kontrollieren. Zufall war ausgeschlossen – eine astronomisch hohe Antizufallswahrscheinlichkeit überzeugte die Forscher. Sie gaben bekannt, »daß die Existenz einer Gedankenübertragung, die den üblichen Verkehr mittels der normalen Sinnesorgane völlig ausschließt, auch durch diese Versuche außerhalb aller vertretbaren Zweifel gestellt werden kann«.

Dann kam das Jahr 1930. In diesem Jahr befaßte sich auf Anregung des Psychologen William McDougall eine zweite Universität mit der Telepathie, die Duke Universität in Durham in Nord-Karolina. Leiter der Experimente: Professor J. B. Rhine. Er gilt als der Wissenschaftler, der zum erstenmal den wissenschaftlichen Beweis für die Existenz der Telepathie erbracht hat. »Mit ihm«, sagt der Schweizer Carl G. Jung, »beginnt erst die moderne Geschichte der Parapsychologie.«

Seine Versuche waren ganz einfach, ganz undramatisch. »Ein zufälliger Beobachter hätte schwerlich einen Eindruck von dem dramatischen Charakter unserer Versuche empfangen«, schreibt Rhine. »Da gab es keine Flaschen und Retorten, wie sie der Che-

miker in seinem Arbeitsraum aufzustellen pflegt, und es gab auch nicht jene verwirrenden mächtigen Apparate, die der Physiker bei der Erforschung der Geheimnisse des Atoms benutzt. Es gab da nur zwei Menschen, zwei Stühle und ein Spiel seltsam aussehender Karten.«

Das Spiel bestand aus 25 Karten. Je fünf trugen einen Stern, fünf ein Rechteck, fünf ein Pluszeichen, fünf einen Kreis und fünf Wellenlinien, also 25 Zeichen. Im übrigen glichen sie gewöhnlichen Spielkarten. Auch das Verfahren war einfach: auf der einen Seite des Tisches die Versuchsperson. Gegenüber Professor Rhine, das Kartenspiel, Bleistift und Notizbuch vor sich. Rhine nahm eine Karte ab, sah sie kurz an; die Versuchsperson versuchte sie auf telepathischem Wege zu erfassen.

»Weder meine Mitarbeiter noch ich hatten erwartet«, schreibt Rhine, »Versuchspersonen zu finden, deren Aussagen sämtliche Treffer sein würden. Wonach wir Ausschau hielten, war lediglich die Möglichkeit, gewisse Personen zu finden, deren Trefferzahl die Wahrscheinlichkeit überstieg.« Versucht man nämlich zu erraten, wie die Karten in einem gut gemischten Spiel liegen, erzielt man in langen Serien durchschnittlich fünf Treffer bei fünfundzwanzig Aussagen; das ist die »Zufallserwartung«. Erzielt man nun durchschnittlich mehr als fünf Treffer, so spricht die Abweichung für eine »außersinnliche« Wahrnehmung der Zeichen.

Eines Tages führte Rhine das Experiment mit einem Studenten durch. Sein Name: Linzmayer. Rhine hob die erste Karte ab. Er warf einen kurzen Blick darauf und legte sie dann mit dem Bild nach unten auf sein Notizbuch. Linzmayer nach zwei Sekunden: »Kreis?«

»Richtig.« Rhine nahm die nächste Karte.

»Pluszeichen.«

»Richtig.«

»Wellenlinien.«

»Richtig.«

»Wellenlinien.«

»Richtig.«

Rhine: »Nachdem er nun fünfzehn Karten der Reihe nach ohne einen einzigen Fehler genannt hatte, waren wir beide zu erregt, um noch mit den Versuchen fortzufahren. Wir wußten beide, daß die Leistung Linzmayers nach allen Regeln der Wahrscheinlichkeit vollständig unmöglich war; und doch hatte er sie vollbracht.« Dann setzten sie den Versuch fort. Zehn Karten waren noch zu erraten. Linzmayer erzielte sechs weitere Treffer. Alles in allem hatte er, bei 25 Karten, 21mal richtig geantwortet.

Rhine: »Wir wußten nun, daß wir uns an der Schwelle eines echten Beweises für die Existenz außersinnlicher Wahrnehmung befanden, eines Beweises, der auch den ärgsten Skeptiker überzeugen mußte ...« Jahr für Jahr gingen die Experimente weiter. Insgesamt wurden 85 000 Einzelversuche angestellt. Ein anderer Student, Hubert Perarce, erzielte einmal 25 Treffer.

Im Jahre 1934 erschien der erste Forschungsbericht aus dem Laboratorium der Duke Universität unter dem Titel »Extra-Sensory Perception«, Außersinnliche Wahrnehmung. Rhine stellte darin fest, daß bei jeder fünften Versuchsperson Telepathie und Hellsehen, zumindest in Spuren, nachgewiesen wurden. Mit be-

sonderer Aufmerksamkeit jedoch verfolgte die wissenschaftliche Welt seine »Entfernungsexperimente«. Versuche über eine Entfernung bis zu 450 Kilometer änderten nichts an den Ergebnissen; ja, die Resultate waren dabei sogar noch besser. Die Veröffentlichungen des Duke Laboratoriums erregten einen Sturm von Polemik. Skeptiker versuchten, die Wahrscheinlichkeitsrechnung, die Rhine angewandt hatte, zu beanstanden. Doch eine führende Vereinigung amerikanischer Statistiker bezeichnete die Ergebnisse als mathematisch einwandfrei: »Wenn die Forschungen Rhines sachlich angegriffen werden sollten, so muß dieser Angriff vom Nichtmathematischen ausgehen.«

»Was immer für eine Kraft da am Werke ist«, so Professor Rhine, »Entfernung spielt bei ihr sicherlich keine Rolle ... Der ›Raum‹, so wie wir ihn in unserem Alltagsleben verstehen, spielt also sicherlich bei der telepathischen Übertragung keine Rolle.«

Es war die Frage nach dieser seltsamen Kraft, die von Anfang an die Russen bei ihren Experimenten am meisten interessierte. Für Professor Wassiliew allerdings war es gar keine Frage. Für ihn als Sowjetrussen, genauso wie für seine Mitarbeiter, war der Mensch ein Stück »Materie«. So etwas wie eine Seele, die unabhängig davon existiert, gab es nicht. Ebensowenig Gedanken, die unabhängig vom Gehirn sich von Mensch zu Mensch übertrugen. Das Problem war daher für ihn auch eine weltanschauliche Frage. Professor Wassiliew: »In den kapitalistischen Ländern werden diese Erscheinungen häufig als gewichtiger Beweis benützt, der die abergläubischen Vorurteile über die Seele und die ›Macht des Geistes über die Materie‹ stützen soll.« Da es aber das Phänomen der Telepathie, wie er selber erfahren hatte, gab, so hatte er nur eine Erklärung: Der telepathische Kontakt wurde durch eine – noch

unbekannte – Art von Energie bewirkt und vom Gehirn, Radiowellen gleich, von einem zum anderen Menschen »gesendet«. Alle seine Versuche waren darauf angelegt, diese Theorie der Gehirnstrahlen zu beweisen. – Telepathie als eine Art »Radio des Gehirns« zu erklären, war eine Annahme, die zuerst der Jenaer Psychiater Berger, der Entdecker der Hirnaktionsströme, aufstellte. »Wir können uns«, schreibt er, »die Übertragung am einfachsten ... als eine Wellenbewegung ähnlich der Hertzschen Wellen, doch keineswegs mit diesen identisch, vorstellen. Die Tatsache der echten Gedankenübertragung, die wir nun einmal nicht mehr leugnen können, erfordert die Annahme eines derartigen Überträgers.«

Wassiliew nahm die alten, unterdessen längst vergessenen Versuche der beiden französischen Ärzte Janet und Gibert wieder auf: Versuchspersonen über verschiedene Entfernungen hin »Gedankenbefehle« zu erteilen, vor allem, sie auf den bloßen Befehl hin zu einem bestimmten Zeitpunkt durch Fernhypnose einzuschläfern. Dabei erlebte das Team seine erste Überraschung: Normalerweise hätten bei einer Gedankenübertragung über größere Entfernungen hin die »Strahlen« schwächer werden müssen, ja durch die Krümmung der Erdoberfläche schließlich ganz aufhören müssen. Aber – ob der »Sender« oder der »Nehmer« sich im Institut der Universität Leningrad in zwei anschließenden Räumen befanden oder schließlich – bei den letzten Versuchen – 1700 Kilometer voneinander entfernt: Die Versuche gelangen auch dann. Die sorgfältigen und langwierigen Untersuchungen – 26 Experimentalreihen zu je 80 Versuchen mit 24 Versuchspersonen pro Jahr – gingen weiter. Wassiliew beschloß nun, die Versuche des Neurologen Professor F. Cazzamelli zu wiederholen. Dieser war auf Grund seiner Untersuchungen zu der Überzeugung gekom-

men, den Nachweis erbracht zu haben, daß von der menschlichen Versuchsperson unter bestimmten psychischen Bedingungen – und zwar vom Gehirn aus – elektromagnetische Strahlungen ausgehen vom Typ der Radiowellen. Wassiliew ließ daher eine Isolierkammer konstruieren, einen sogenannten Faradayschen Käfig. Bleiüberzogene Eisenplatten, Quecksilber, das jede Fuge verschloß, garantierte die völlige Abschirmung der Kammer für elektromagnetische Radiowellen aller Bereiche. Die Kammer enthielt eine Liege für den »Nehmer«, Apparaturen, ein Tischchen und einen Stuhl für den Experimentator. Stimmte seine Theorie von den Gehirnwellen, so würde der »Nehmer« in seiner »vollabgeschirmten Kammer« niemals die Gedanken des »Senders« empfangen können.

Wieder wurden Hunderte von Versuchen gemacht. Wieder bis zu Entfernungen über tausend Kilometer, die weiteste zwischen Leningrad und Sewastopol auf der Krim. Und wieder blieb die Überraschung nicht aus: Die Abschirmung nützte nichts! Die Versuche gelangen.

»Die Anwendung einer Abschirmung in unseren Versuchen« – mußte Wassiliew gestehen – »hatte nicht den geringsten Einfluß auf die Übertragung!«

Gab es doch noch Fehler? Neue Kammern mit doppelter Abschirmung wurden gebaut. Neue Experimente gemacht. Aber sie bewiesen wieder das, was Wassiliew hatte widerlegen wollen: Es gibt echte Telepathie. Sie ist durch keine der bisher bekannten Naturkräfte zu erklären. Wassiliew, immer noch überzeugt, daß es nicht geheimnisvolle Kräfte der Seele seien: »Das bedeutet, daß man irgend etwas anderes, Neues suchen muß.« Er ist weiter auf

der Suche. Aber der Hamburger Physiker Pascual Jordan vertritt die Auffassung, daß die Parapsychologie auf die Physik als Erklärungsgrundlage der Telepathie verzichten müsse. »Die Telepathie ist weiter eine weiße Insel ohne Verbindung mit den bekannten Naturvorgängen. Ihre Einordnung in das Wissen vom Menschen die große Aufgabe der Forschung.«

So ist die Forschung keineswegs am Ende. Immer hofft sie noch, diese unbekannte Energie nachweisen zu können. Denn, so die »Westnik Leningradskojo Universitete« 1964: »Das würde ja geradezu eine Umwälzung auf dem Gebiet der Nachrichtenübermittlung für Bildung und Schulung und andere Anwendungsbereiche bedeuten!« Und schon interessieren sich die Militärs für dieses Phänomen! Am 13. Juli 1958 erschien in der »New York Herald Tribune« ein wenig beachteter Artikel. Er stammte von dem bedeutenden amerikanischen Militärspezialisten Talbot. Dieser schreibt: »Für die Streitkräfte der USA ist es zweifellos wichtig, zu wissen, ob die Energie, die von einem menschlichen Gehirn erzeugt werden kann, ein anderes menschliches Gehirn beeinflussen kann, das Tausende von Kilometern entfernt ist. Die Erforschung dieser Erscheinung kann uns neue Kommunikationsmittel zwischen Unterseebooten und Landbasen bringen und eines schönen Tages vielleicht sogar auch zwischen Expeditionen im interplanetarischen Raum und der Erde . . .« Phantastereien? Sicher ist, daß – sowohl in den USA wie auch in Rußland – in großen Forschungszentren fieberhaft an dieser neuen »Waffe« gearbeitet wird. Das meiste ist naturgemäß »streng geheim«. Doch wurde bekannt, daß man in der letzten Zeit Versuche machte, mit getauchten Unterseebooten, die durch Funk nicht mehr erreicht werden konnten, auf diese Art in Verbindung zu treten. Es gibt Grund zu der Vermutung, daß

derartige Versuche an Bord des Atom-U-Boots »Nautilos« stattfanden. Ein französischer Journalist, J. Bergier, berichtet in einem Artikel »Die Gedankenübertragung – eine Kriegswaffe«, von geheimnisvollen Persönlichkeiten, die an Bord dieses U-Bootes getrennt von den übrigen Besatzungsangehörigen lebten, und wie lebende Antennen Kodesignale und Zeichnungen von einem Tausende Kilometer weit entfernten Partner aufnahmen.

Was auch immer Zweifler heute noch vorbringen: Der wissenschaftliche Beweis für die Existenz der Telepathie ist erbracht. Es geht längst nicht mehr um das »Ob«, sondern nur noch um das »Wie«. Und vielleicht wird die Erklärung nie gefunden. Denn kaum ein Wissenschaftler wird sich mit der einfachsten Erklärung zufriedengeben: Es handelt sich auch bei der Gedankenübertragung um die rätselhafte und geheimnisvolle Macht der Seele. »Es wird immer wieder übersehen«, schreibt der Facharzt für Nervenleiden Dr. Kindborg, »daß die Telepathie nicht ein physikalisches Experiment, sondern eine menschliche Leistung ist. Noch dazu eine, deren Vorbedingungen er nicht beherrscht und der unsere Willenseinwirkung zum großen Teil entzogen ist.«

Eine Leistung, die wir tagtäglich erleben und die viel verbreiteter ist, als wir annehmen. Wie oft hat jeder von uns schon festgestellt, daß ein Gesprächspartner plötzlich den Gedanken äußert, den man selbst gerade dachte. Und wer denkt schon, wenn er zu einer Kartenlegerin geht, an Telepathie. So berichtet die Forscherin Fanny Moser folgendes Erlebnis einer Kartenlegerin, über die man wahre Wunder berichtet: »Sie legte ihre Karten, prophezeite drauflos. Dann schwieg sie erschöpft, schien zu erwachen ... Plötzlich sagte sie: ›Sie werden nach München ziehen!‹ Zugleich schien sie unzufrieden mit dieser Prophezeiung, die ihr unvermutet gekom-

men war, denn sie bemerkte unsicher: ›Das kommt aber doch gar nicht in Betracht?‹ Diese Prophezeiung mußte ihr wie eine Blamage erscheinen. Seit Jahren lebten wir in Berlin. Und doch hat sich diese Prophezeiung erfüllt. Wie ich diese Zeilen schreibe, stehe ich vor dem Abschluß eines Mietvertrages in München!« Die Erklärung? »Eine telepathische Übertragung aus meinem Unterbewußtsein. Seit Jahren war es ein häufig unausgesprochener Wunsch, uns in München niederzulassen. Die Prophezeiung entsprach also Wünschen, von denen sie unmöglich etwas wissen konnte.« Und Kindborg urteilt: »... so entstammt die Wahrsagung (der Kartenlegerin) ... nicht den Karten, sondern dem Unterbewußtsein der Personen selbst. Denn die persönliche Anwesenheit des Konsultierenden ist doch in allen Fällen notwendig, und der Zusammenhang konnte dann nur der sein, daß die seine Seele erfühlende Person dort Dinge herausliest, die das eigene Oberbewußtsein der Person selbst nicht zu erfassen vermag.«

Telepathie war auch die Erklärung für den Fall des »Wunderkindes« Ludovico X.: Ludovico löste schon im Alter von fünf Jahren die kompliziertesten Rechenaufgaben, die ihm seine Mutter beibrachte. Wenn sie ein Buch öffnete und nach der Seite fragte, kam die richtige Antwort. Bei Kartenspielen wußte das Kind die Karten der Mutter. Schließlich stellte der Hausarzt der Familie fest: Die Lösung gelang immer nur in den Fällen, in denen die Mutter sie wußte. Das Kind rechnete überhaupt nicht – in der Schule versagte es völlig darin –, das »Wunder« bestand einfach darin, daß es die Gedanken der Mutter erriet.

Unser heutiges Wissen um die Telepathie bringt Licht in die seltsamen Berichte vieler Forschungsreisender: Sie hatten immer wieder von der Fähigkeit vieler Eingeborener erzählt, sich unter-

einander »Nachrichten zu senden«. So wußte Dr. Shepley Part, ein englischer Beamter an der Goldküste, zu berichten: »Ich war gegen Ende der letzten Ashanti-Expedition an der Küste stationiert. Einen Tag vor der erwarteten Ankunft der Expedition in Kumassi wurde mir ungefähr um 13.30 Uhr von meinem Boy die Nachricht gebracht, der Gouverneur sei bereits mittags dort angekommen. Ungefähr eine Stunde später wurde mir das gleiche in der Stadt von einem alten Häuptling gesagt. Er war ein gebildeter Mann und bemerkte, als ich zu lachen anfing, die Eingeborenen besäßen Mittel der Kommunikation, die viel rascher als die unseren seien . . .« Die Nachricht wurde bestätigt.

Ein Beispiel aus neuer Zeit: Ein deutscher Unteroffizier hatte während des zweiten Weltkrieges ein Erlebnis, das ihn »sprachlos« machte. Wilhelm Moufang hat es mitgeteilt. Als Führer eines Spähtrupps im Kaukasus hinter den russischen Linien eingesetzt, fielen dieser Unteroffizier und seine Kameraden den Russen in die Hände. Dem Unteroffizier, vier Männern und drei Kaukasiern gelang schließlich die Flucht. »An dem Tag, an dem wir hätten zurückkommen sollen«, berichtet der Unteroffizier selbst, »wurde der Befehl gegeben, die Zelte, also auch meines, in Ordnung zu bringen und alles für uns vorzubereiten, denn es war mit Sicherheit zu erwarten, daß wir in ziemlich erschöpftem Zustand zurückkommen würden.« Aber sein Bursche, ein Kaukasier, beachtete den Befehl nicht. Auf Vorhaltungen zuckte er nur die Achseln – Gospodin Unteroffizier würde heute nicht zurückkehren! Auch während der folgenden Tage – der Spähtrupp galt bereits als überfällig – dachte er nicht daran, das Zelt in Ordnung zu bringen. Er saß einfach vor dem Zelteingang mit gekreuzten Beinen, stumm und apathisch. »Als wir am fünften Tag noch nicht zu-

rückgekehrt waren«, berichtet der Unteroffizier weiter, wurden wir vom Kommandeur unseres Zeltlagers für verloren gehalten. Es wurde vermutet, wir wären in eine russische Falle gegangen und alle tot oder wenigstens gefangen.« Dann geschah das Seltsame. Als habe er plötzlich einen Befehl erhalten, begann der Bursche das Zelt in Ordnung zu bringen. Er machte Feuer, richtete das Essen, ein warmes Bad. Dann setzte er sich vor das Zelt, wartete. Jemand sprach ihn an. Er sagte nur: »Gospodin kommt heute zurück.«

»Inzwischen war es uns gelungen, auf Schleichwegen durch die russischen Linien zurückzukommen«, berichtet der Unteroffizier weiter, »und in der Nacht zum sechsten Tag erreichte unser Spähtrupp wieder das Zeltlager. Wir hatten angenommen, daß man nicht mehr an unsere Rückkehr glaubte. Nie in meinem Leben war ich so sprachlos wie in dem Augenblick, als ich den Burschen am Zelteingang sitzen sah, das Feuer hütend und mich mit einem heißen Getränk erwartend ...«

Die rätselhafteste und wunderbarste Form der Telepathie aber sind die Botschaften sterbender Menschen, die »Anmeldung«. Es scheint, als besitze der in Lebensgefahr schwebende Mensch und der Sterbende im besonderen Maße die Fähigkeit, nahestehenden Angehörigen zu »erscheinen« – ihnen eine letzte Botschaft, ein letztes Lebewohl zu übersenden. Die Berichte darüber sind zahllos. Die meisten halten einer genauen Überprüfung nicht stand. Es gilt hier besonders kritisch zu sein. Menschen neigen verständlicherweise in ihrem Schmerz dazu, auch dort Geheimnisse zu sehen, wo es keine gibt. Aufzeichnungen werden meist erst viel später, nach dem Ereignis, niedergeschrieben. Aber es gibt auch Todesbotschaften, die unmittelbar und vor Zeugen aufgezeichnet

wurden. Und weil sie unsere Existenz angehen, berühren sie uns tiefer als Experimente.

In vielen Ländern wurden und werden solche Beispiele von Todesbotschaften gesammelt. Das bekannteste Werk stammt von den drei englischen Forschern Edmund Gurney, Frederic W. H. Myers und Frank Podmore. Sein Titel: »Phantasms of the Living«, zu deutsch: »Erscheinungen von Lebenden«. Dieses zweibändige Werk enthält allein die Dokumente über 700 solcher Erlebnisse. In Amerika, Frankreich und anderen Ländern erschienen ähnliche Sammlungen. Die oft sehr skeptischen Forscher gingen dabei mit aller Vorsicht zu Werk: In den »Erscheinungen von Lebenden« zum Beispiel wurden nur Fälle »aus erster Hand« aufgenommen. Und jeder Fall mußte außerdem von zwei Zeugen bestätigt sein. Die Forscher unternahmen lange Reisen, sprachen mit Augenzeugen, kontrollierten Kirchenbücher, Sterbeurkunden, beschafften Dokumente.

Wer je die ausführlichen Originalberichte gelesen hat, muß bekennen: diese Zeugnisse von Menschen, die in ihrer Todesstunde eine letzte Botschaft »senden«, sind der überzeugendste Beweis für die Existenz der Telepathie. In Couze, einem kleinen Ort an der Dordogne in Südfrankreich, besaß Bouin, der Pfarrer von Couze, diese seltsame Fähigkeit.

»In den achtunddreißig Jahren meines Priesterstandes bin ich mehrere Male instinktiv an ein Sterbelager gegangen, zu Menschen, die ich nicht einmal krank wußte«, berichtet Curé Bouin über diesen erstaunlichen Fall von Gedankenübertragung.

»Einmal erwache ich morgens zeitig und sehe eines meiner Pfarrkinder sterbend und laut nach mir rufend in seinem Bett liegen.

Fünf Minuten später bin ich angekleidet, und mit einer kleinen Laterne in der Hand eile ich zu dem Haus des Sterbenden. Unterwegs begegnet mir ein Bote, der mich holen kommt. Als ich in das Sterbezimmer trete, ist der Kranke bereits bewußtlos. Ich finde nur Zeit, die Absolution zu sprechen, dann stirbt er an dem Schlaganfall, der ihn unerwartet getroffen hatte. – Er war ein sehr kräftiger, gesunder Mensch, und er hatte sich am Abend vorher in bestem Wohlsein zu Bett gelegt.«

Dr. Richard Hodgson überprüfte persönlich den folgenden Fall für die amerikanische »Gesellschaft für psychische Forschung«. »Ich war zu Besuch bei Bekannten, die fünfzig Meilen entfernt von der Wohnung meiner Mutter lebten«, heißt es im Originalbericht der Tochter. »Meine Mutter hatte ich einige Wochen nicht gesehen, und ich wußte nicht, daß sie während dieser Zeit Herzanfälle gehabt hatte, die schließlich ihren Tod verursachten. Abgesehen davon, daß sie an Rheumatismus litt, war sie immer kräftig und gesund gewesen.« Es geschah am Abend. Um elf Uhr. Die Tochter hatte sich eben schlafen gelegt. »Kaum war ich eingeschlafen, da erschien mir meine Mutter im Traum. Sie war schwarz gekleidet und sah sehr jung aus. Indem sie ihre Arme um mich schlang, sagte sie: ›Weine nicht, du hast alles für mich getan, was du konntest.‹ Diese Worte wiederholte sie mehrmals. Da erwachte ich mit tränenüberströmtem Gesicht, verstört und beunruhigt.« Am Morgen erzählte die Tochter ihren Bekannten – was diese später Dr. Hodgson bestätigten – den Traum und daß sie sich um ihre Mutter Sorgen mache. Zwei Stunden später traf ein Telegramm ein. Die Mutter war gestorben. »Ich fuhr sofort hin«, berichtet die Tochter weiter. »Bevor man mir etwas über Mutters letzte Minuten berichtete, erzählte ich meinen Traum. Meine Schwä-

gerin sagte darauf: ›Das waren ja Mutters letzte Worte, die sie vor ihrem Tode sprach!‹ Um neun Uhr abends war sie von einem Unwohlsein befallen worden, und um zehn Uhr starb sie. Kurz zuvor sah sie meine Schwägerin an und sagte: ›Weine nicht, du hast alles für mich getan, was du konntest.‹ Mit diesen Worten verschied sie.« Und die Tochter versucht zu erklären: »Hätte ich diesen Traum gehabt, nachdem ich um Mutters Tod wußte, so wäre ich auch überrascht gewesen. Aber so erschien mir der Traum wunderbar. Ich kann mich des Gefühls nicht erwehren, daß es Mutter verstattet war, zu mir zu kommen, um mich auf den Schock vorzubereiten.«

Nicht in allen Fällen sind die »Botschaften« so klar. Wie der Traum selbst, haben sie oft ihre eigene Sprache, ihre eigene Symbolik. »Sie war schwarz gekleidet«, berichtet die Tochter von ihrer Mutter. Andere erzählen, daß sie beim Briefschreiben plötzlich auf dem weißen Papier rote, blutige Flecke sahen. Andere sehen – erinnern wir uns an den Wahrtraum des Bischofs von Großwardein, Josef Lànyi – einen Umschlag mit Trauerrand. Der Selbstmord eines nahen Verwandten kündigte sich einer Frau mit diesem Symbol an: Sie sah ihn »ganz bleich« unter einem Baum stehen, »der wunderbar duftete, aber ganz vertrocknete Blätter hatte ... sie wurden hellgelb und begannen dann langsam herabzufallen.« Und nicht immer spiegelt sich das Sterben mit seiner ganzen Tragik und Not in den Botschaften: oft wird der Empfänger einfach von einem unbestimmbaren Gefühl der Angst und Unruhe erfaßt: Er weiß nur, irgendein Unglück ist geschehen. Viele, die diese Gabe des Vorauswissens haben, leiden schrecklich darunter. »Diese ›Todesseher‹«, meint Aniela Jaffé, »sind von der Gruppe der Durchschnittsmenschen abgesondert; sie haben ein Ge-

heimnis, das sie dem Unerklärlichen ausliefert, von ihresgleichen aber isoliert und den Mitmenschen verdächtig macht.«

Professor Zur Bonsen, Münster, verdanken wir einen weiteren, gut dokumentierten Fall. Bonsen ist im Besitz der Originalbriefe. Der Fall ist ein ausgezeichnetes Beispiel dafür, daß die Entfernung bei diesen Botschaften anscheinend kaum eine Rolle spielt; sie überbrücken ganze Kontinente. Am 22. November 1906 starb in der kleinen westfälischen Ortschaft Wellingholzhausen Frau S., die Mutter einer in Batavia lebenden Ordensschwester. Die Familie teilte dieser sofort die Todesnachricht mit. Aber noch ehe der Brief dort eingetroffen war, kam eine Nachricht aus Batavia. Die Tochter schrieb: »In der Nacht vom 22. auf den 23. November träumte ich, daß unsere Mutter in Europa schwer krank sei. Ich stand weinend und betend an ihrem Lager. Immer schwächer wurde sie, immer leiser ihr Atem: noch einmal schaute sie mich an mit liebendem Blick und verschied dann in meinen Armen, ruhig und sanft. Ich weinte hell auf und weckte dadurch die anderen Schwestern, die sich nach meinem Schmerz erkundigten und mich trösten wollten. Wenn nicht E. – eine kurz zuvor aus Deutschland gekommene Schwester der Briefschreiberin – Euch alle gesund verlassen hätte, würde ich das Schlimmste befürchten.« Aber das Schlimmste war geschehen. In derselben Nacht.

»Soll man die Augen vor derartigen Fällen von Gedankenübertragung aus der Ferne verschließen«, schrieb der französische Arzt Liébeault, »unter dem Vorwand, daß sie sich infolge ihrer Seltenheit auf Zufall zurückführen lassen, oder mit der Begründung, daß sie schlecht beobachtet wurden?« Dieser Arzt – Entdecker des Geheimnisses der modernen Hypnose und selbst lange einer der entschiedensten Verneiner aller okkulten Dinge – hatte Gelegen-

heit, selber einen solchen Fall zu beobachten. Er gilt unter Wissenschaftlern als der »klassische« Fall einer Todesbotschaft:

Mademoiselle B., Französisch-Lehrerin an einem Internat in Koblenz, war bei Liébeault in Nancy seit einiger Zeit in ärztlicher Behandlung. Der Arzt wußte von ihrer medialen Begabung; manchmal verfiel das Mädchen in Trance, in der sie plötzlich zu schreiben begann; Wortfetzen, Sätze, in fiebriger Hast niedergeschrieben, meist nicht zu entziffern. Sie selber glaubte, auf diese Art Botschaften von Geistern niederzuschreiben. »Am Morgen des 7. Februar«, so berichtet Liébeault, »sah ich die ganze Familie gegen neuen Uhr zu mir kommen. Sie brachten mir eine ›Botschaft‹ – ein großes Heft, in dem auf 25 Seiten in großen Buchstaben ein ziemlich unleserlicher und immer sehr ähnlich lautender Satz stand. Immerhin konnte man auf der letzten Seite lesen: ›Adieu, ich sterbe, Catherine.‹« Vor einer Stunde, um acht Uhr, so erfuhr der Arzt, geriet das Mädchen, gerade als sie sich an den Frühstückstisch setzen wollte, in große Aufregung; wie unter Zwang griff sie zu Block und Bleistift: »Ein Geist! Ein Geist!« rief sie, wobei sie Seite um Seite beschrieb. Ihr selber sei nachher sofort der Gedanke gekommen, ihre beste Freundin, eben jene Catherine, verloren zu haben, die im selben Internat in Koblenz unterrichtete. Sie hätten die Freundin erst noch kürzlich dort gesehen – gesund und ohne jede Todesahnung.

»Diese merkwürdige Offenbarung«, so berichtet Liébeault, »war der Grund, daß alle so früh zu mir kamen. Alsbald beschlossen wir, Erkundigungen einzuziehen: Unser Medium sollte unter einem erfundenen Vorwand, ohne die Botschaft zu erwähnen, an eine Engländerin schreiben, die am gleichen Institut unterrichtete. Wenige Tage später erhielten wir die Antwort. Das erste, was wir

sahen, war eine – Todesanzeige. Catherine N. war am 7. Februar gestorben – morgens um acht Uhr!«

Die Wirklichkeit ist wunderbar genug. Und doch strebt der Mensch danach, »hinter die Dinge« zu schauen; so erklärt es sich, daß viele solche Todesbotschaften als den Beweis für die Existenz von »Geistern« ansehen. Der Eindruck, die sterbende Catherine sei ihr erschienen, war im Falle von Liébeaults Patientin so stark, daß ihre ersten Worte waren: »Ein Geist!« Und doch lautet das Urteil der Wissenschaft auch in diesem Fall: Es war die Übertragung von Gedanken. Derartige Beispiele könnten um viele vermehrt werden. Sie haben, wie unsere Beispiele – mit Ausnahme des Priesters von Couze, des Seelsorgers – zeigen, auf den ersten Blick eines gemeinsam: gewöhnlich sind es nahe Verwandte oder doch befreundete Personen, die auf diese Weise ihren Tod »ankündigen«.

Auch die Erfahrungen, die Wissenschaftler bei telepathischen Experimenten gemacht haben, scheinen zu beweisen: Jene Experimente gelingen am besten, bei denen »Sender« und »Empfänger« durch ein gefühlsmäßiges Band miteinander verbunden sind, Menschen, die auch im täglichen Leben miteinander harmonieren. »Es ist«, meint Forscherin Fanny Moser, »wie bei Stimmgabeln: nur jene erklingen, die entsprechend abgestimmt sind.« Die familiären und freundschaftlichen Bande erleichtern die Übertragung von Gedanken zwischen zwei Menschen, aber sie sind keineswegs die Bedingung dafür. »Offenbar stehen alle Menschen miteinander in unsichtbaren Verbindungen, ungeachtet der speziellen Bande«, schreibt Fanny Moser. »Zur Auswirkung kommt im allgemeinen nur, was irgendwie von Interesse ist.« Dafür führt sie ein interessantes Beispiel an: Lange wurde bestritten, daß Fische hören

können. Bis es dem Münchner Professor von Frisch gelang, nachzuweisen, daß dieses Nicht-Hören nur ein Nicht-Reagieren ist. Sobald die Geräusche für die Fische von Interesse sind – zum Beispiel als Futtergeräusche –, reagieren sie sofort! Moser: »Bei der Telepathie scheint es ähnlich. Das Interesselose und Fremde kommt also nur sehr ausnahmsweise – ähnlich wie bei der großen Masse von Sinneseindrücken, die ständig und von allen Seiten auf uns einstürmen – zum Bewußtsein.«

Ist eine solche Begabung ererbbar oder erlernbar? Beides. Sie kann sich vererben wie eine künstlerische Begabung. Und sie ist erlernbar. Professor Rhine, der Hunderte von Personen auf ihre telepathischen Fähigkeiten hin prüfte, sagt dazu: »Es scheint mir nicht unwahrscheinlich, daß jeder gesunde Mensch ... paranormale Arbeit leisten kann, wenn er nur dazu veranlaßt werden kann, Interesse für den Gegenstand zu gewinnen und mit ganzem Herzen geduldig mitzuarbeiten.« Und es ist bekannt, daß tibetanische Mönche ihre Schüler das Gedankensenden lehren – »Botschaften auf dem Winde«, wie sie die Telepathie nennen. Sind Frauen dabei begabter als Männer? »Nein«, meint Professor Rhine. »Wir haben jedenfalls mit beiden Geschlechtern gleiche Ergebnisse erzielt, wenn es auch bei Telepathie besonders vorteilhaft zu sein scheint, daß Sender und Empfänger verschiedenen Geschlechtes sind.« Spielt das Alter eine Rolle? Auch hier ein »Nein« des amerikanischen Professors: »Das Alter spielt sicherlich keine Rolle. Es bewegt sich bei unseren guten Versuchspersonen zwischen vier und sechzig Jahren.« Sind Menschen mit Gebrechen, zum Beispiel Blinde, besonders begabt? »Es scheint in der Tat so«, antwortet Professor Rhine, »daß Blinde den Mangel ihrer Sinne auf dem Wege außersinnlicher Wahrnehmung ausgleichen. Aber: Vielleicht

hat der Blinde nur mehr Selbstvertrauen und Interesse.« Und der schwedische Arzt Björkhem meint: »Erlebnisse dieser Art können ›okkulten‹ Personen zuteil werden, sie können aber ebenso nüchternen und skeptischen Menschen widerfahren. Für die meisten Menschen mag es nützlich sein, gelegentlich hart und unausweichlich vor etwas gestellt zu werden, was man mitunter als übersinnlich bezeichnet. Es trägt dies dazu bei ... sich dessen bewußt zu bleiben, wie unglaublich klein unsere Möglichkeiten sind, die Wirklichkeit zu verstehen.«

Daß ein Gedanke, unabhängig von der Sprache, übertragen werden kann – dafür glauben Forscher noch einen Beweis gefunden zu haben: in den so viel belächelten Jogi- und Fakirkünsten. Es handelt sich dabei vor allem um zwei Phänomene: den Mangobaumtrick und den Seiltrick. Wir sprechen hier nicht von den Nachahmungen, die gelegentlich in Varietés gezeigt werden. Der echte Mangobaum- und Seiltrick wurde bisher in Europa nie vorgeführt. »Ich bin überzeugt«, schreibt ein Kenner Indiens, »daß alle diese Experimente im kalten Klima bei den phantasielosen Nordländern nicht gelingen.« Sie gehören selbst im Orient zu den großen Seltenheiten. Es gibt daher nur wenige Augenzeugen. Ein Münchner Schiffsarzt beobachtete den Mangobaumtrick: Bei diesem wird von dem Jogi ein Mangobaumkern vor aller Augen in ein Häufchen zusammengescharrter Erde eingepflanzt. Darüber wird ein Tuch gedeckt. Aus dem Kern wächst dann in Minuten ein Pflänzchen, aus der Pflanze ein Baum. Über den Seiltrick berichtet ein englischer Forscher: »Der Jogi goß Räucherpulver in vier Schalen, zündete sie an. Von den Zuschauern war absolutes Schweigen verlangt. Der Jogi saß dort mit gekreuzten Beinen, sang monoton vor sich hin.« Und dann werden alle Zeugen des

ungewöhnlichen Schauspiels: Das in die Luft geworfene Seil schien dort festzustehen. Ein Junge kletterte daran hinauf, bis er den Blicken entschwand. Der Greis aber saß dort mit lächelndem Gesicht. Dann klatschte er in die Hände; der Knabe tauchte auf einem Hügel in der Nähe wieder auf. Diese Berichte sind keine Fabeln. Nüchterne, skeptische Forscher haben immer wieder beschworen, dieses Phänomen beobachtet zu haben. Und doch zeigten die – während sie es doch mit eigenen Augen sahen – aufgenommenen Fotografien nichts! Nur den lächelnd am Boden hockenden Jogi! Massenhypnose? Ja, aber keine durch Worte vermittelte, sondern telepathische Suggestion in höchster Vollendung. Kraft seiner konzentrierten Gedanken gelang es dem Jogi, alle Menschen den »echten« Seiltrick sehen zu lassen. Dr. Moser: »Diese indischen Künste beweisen, daß die Telepathie . . . manchmal das Höchste zu leisten vermag; nämlich eine beliebig zusammengelaufene, mehrsprachige Menge durch Mentalsuggestion plötzlich so zu halluzinieren, daß ihr alles vorgetäuscht werden kann . . .«

Zahllose »Wunder« der Telepathie – von denen viele eine natürliche Erklärung fanden – sind an uns vorübergezogen. Wir haben mit ihnen die Schwelle des Okkulten überschritten. Nur ein kleiner Schritt, und wir befinden uns mitten in ihrem rätselhaften Reich.

Hellsehen

»Glaubt ihr, daß die Seele nur durch die Augen sieht? Daß sie begrenzt ist durch den Umfang unserer Sinne? Derjenige, der solches glauben würde, befände sich in großem Irrtum«, sagt schon Kaiser Mark Aurel von einem der umstrittenen Phänomene der Parapsychologie, dem Hellsehen.

Allein für diesen Begriff gibt es viele Worte: die einen sprechen von Telästhesie, andere von Lucidité, Clairvoyance. Und so viele Namen – so viele Meinungen. Ist Telepathie noch begreifbar, erklärbar – das Hellsehen scheint ganz und gar »unmöglich« zu sein! Gedankenübertragung setzt immerhin zwei lebende Wesen als Teilnehmer voraus: den Sender und den Empfänger. Beim Hellsehen fällt der Sender aus. Der Empfänger ist allein. Nur dann kann von Hellsehen gesprochen werden, wenn der Mensch Dinge »empfängt«, die kein anderer Mensch kennt oder je gekannt haben kann! Hieße das nicht: der einzelne Mensch stünde in unmittelbarer Beziehung zum Kosmos? Es hieße: die Seele des Menschen könne die Schranken des Raumes ebenso überwinden wie die der Zeit. Und es hieße schließlich: der einzelne Mensch habe ein Wissen, das der Allwissenheit nahekomme. Denn Hell-

sehen bedeutet ein Wissen dreifacher Art: Dessen, was ist! Dessen, was war! Und dessen, was sein wird!

Auch heute noch – über ein halbes Jahrhundert später – gelten die Untersuchungen des Oberarztes Chowrin als der klassische Beweis einer rätselvollen Gabe. Dr. Chowrin, Oberarzt an der Nervenheilanstalt Tambow in Zentralrußland, war alles andere als ein leichtgläubiger Mensch. Den Gedanken, daß es wirklich so etwas gäbe wie Hellsehen, lehnte er entschieden ab. Und doch verdanken wir gerade diesem Arzt vieles von unserem Wissen über das Phänomen Hellsehen. Einem Arzt, der selbst dann noch nicht an das Phänomen glaubte, als er es, wie viele meinen, bewiesen hatte.

Das Ganze begann mit einem Zufall und einem unscheinbaren Brief. Der Brief war mit der Morgenpost gekommen. Chowrin selbst hatte ihn der Patientin überbracht. Sie saß an ihrem Lieblingsplatz, in dem Sessel am Fenster. Sie unterhielten sich eine Weile über belanglose Dinge, nicht wie Arzt und Patientin, sondern wie zwei Vertraute. Frl. M., eine Lehrerin aus adligem Hause, war seit über einem Jahr in seiner Behandlung. Sie litt an einer völligen Empfindungslosigkeit der ganzen linken Körperhälfte, das heißt, sie sah nichts mit dem linken Auge, hörte nichts mit dem linken Ohr, schmeckte nichts mit der linken Zungenhälfte.

Noch während sie sprachen, veränderte sich ganz unvermittelt der Ausdruck ihres Gesichts: eben noch von einer fast übermütigen Fröhlichkeit, bekamen ihre Augen einen unsagbar traurigen Ausdruck. Sie wandte ihr Gesicht ab, Tränen in den Augen. »Mein Gott, was haben Sie?« fragte der Arzt. »Der Brief«, sagte sie kaum verständlich. »Welcher Brief?« Dann sah Chowrin, daß sie das Kuvert noch immer in den Händen hielt, ungeöffnet. »Sie haben

mir schlechte Nachrichten gebracht.« Nur langsam beruhigte sie sich. Sie wischte die Tränen fort, sah den Arzt an, fast als bitte sie im voraus für ihre Worte um Verzeihung. »Meine kleine Nichte – sie ist tot. Meine Schwester schreibt, sie ist tot . . .«

Chowrin nahm ihr den Brief aus den Händen. »Darf ich ihn aufmachen?« Sie nickte stumm, blickte zum Fenster in den Garten hinaus, als bedürfe es für sie keiner Bestätigung mehr. Der Arzt riß den Umschlag auf. Hastig überflog er die Zeilen. Sie hatte recht gehabt. Durch einen Zufall hatte der Arzt an seiner Patientin die seltsame Fähigkeit entdeckt, verschlossene Briefe zu lesen.

Doktor Chowrin war wie gesagt alles andere als ein leichtgläubiger Mensch. So war sein erster Gedanke: Die Patientin habe die Nachricht vom Tode der Nichte schon früher erhalten und wolle sich vor ihm nur interessant machen. Sein zweiter – als sich dies als falsch herausstellte –, es handle sich um einen Zufall. Aber Doktor Chowrin wäre kein Forscher gewesen, hätte er sich mit dieser Erklärung zufriedengegeben. Er beschloß, diesen Zufall unter strikten wissenschaftlichen Bedingungen zu prüfen.

Für die erste Serie der Versuche – das Lesen verschlossener Briefe – zog Doktor Chowrin neben anderen Fachgelehrten einen Experten ersten Ranges hinzu: den Leiter des Post- und Telegrafenwesens von Petersburg, Stragonow. Stragonow selber schickte eine der ersten »Aufgaben« nach Tambow: Er schrieb mit schwarzer Tinte auf einen doppelten Bogen Briefpapier: »Es gibt in der Welt Tatsachen, von denen die Weisen sich nichts träumen lassen.« Um ein betrügerisches Öffnen dieses Briefes – und der späteren – zu verhindern, wurde »ein gewaltiger Aufwand von Mühe und Scharfsinn aufgebracht«. Unmöglich, alle Vorsichtsmaßnahmen

aufzuzählen: Die Briefe wurden in mehrfache Papier- und Leinenkuverts und dann noch in verschnürte Schachteln gesteckt. Die Kleberänder der Umschläge wurden durch Metallknöpfe gesichert. Außerdem trugen sie Siegel, mit unbemerkbaren Härchen darunter, mikroskopisch kleine Nadelstiche zur Markierung ihrer Lage. »Frl. M. hätte die Fähigkeiten eines Manolescu und Sherlock-Holmes in sich vereinigen müssen«, schreibt der kritische Doktor Baerwald, »um all diesen Fallen zu entgehen.«

Der Brief Stragonows traf am 13. 4. in Tambow ein. Vier Tage später gab ihn Frl. M. mit der »Lösung« zurück. Sie lautete: »Es gibt Tatsachen, von denen man sich nichts träumen läßt.« Stragonows Gutachten nach der Untersuchung des Briefes: »... wurde festgestellt, daß er sich genau in dem Zustand befand wie übergeben.«

Und doch waren diese ersten Versuche in zwei Punkten unvollkommen. Erstens: M. behauptete, die Anwesenheit kontrollierender Personen störe sie; man mußte ihr also die Briefe für längere Zeit unbeobachtet überlassen. Obwohl sich in keinem einzigen Fall auch nur das geringste Anzeichen ergab, daß der Versuch gemacht worden war, die Briefe zu öffnen – Zweifel waren möglich. Zweitens: Der skeptische Dr. Chowrin glaubte so wenig an die Existenz des Hellsehens, daß er die entscheidende Bedingung außer acht gelassen hatte: daß der Absender keine Kenntnis des Inhalts des Schreibens haben durfte! Im Falle Stragonows, der den Inhalt des Schreibens kannte, konnte M. ihr Wissen durchaus telepathisch abgezapft haben. Also Gedankenübertragung – nicht Hellsehen.

Beide Fehlerquellen wurden in den weiteren Versuchen ausgeschaltet. Doktor Chowrin gelang es, M. so zu erziehen, daß sie

ihre ungewöhnliche Fähigkeit bald auch unter ständiger Beobachtung auszuüben vermochte. Um die Grundbedingung des Hellsehens – das »Zerreißen der telepathischen Kette« – zu erfüllen, wurden nunmehr die Aufgaben von verschiedenen Personen gestellt. So schrieben z. B. alle Mitglieder der Petersburger Gesellschaft für experimentelle Psychologie einen Satz nieder und steckten ihn in einen Briefumschlag. Der Präsident wählte dann einen aus der großen Anzahl Briefe aus. Der herausgezogene Brief wurde nach Tambow gesandt. Die übrigen verbrannt. Wir besitzen das Protokoll einer dieser Sitzungen der zweiten Serie. In dem betreffenden Brief, dessen Siegel nach dem Versuch erbrochen wurden, stand: *Ein großes Zimmer, grell mit Lampen und Kronleuchtern beleuchtet, in diesem spazieren gruppenweise Kavaliere und Damen in Ballkostümen. Eine Dame mit Fächer steigt auf die Bühne, bleibt dort stehen und beginnt mit angenehmer Stimme die Arie »Während des Gewitters« zu singen. Das Publikum applaudiert.* Der Versuch fand in sechs Sitzungen statt. Von einer zur anderen entwickelte und verdeutlichte sich das Bild, das M. sah. Sie hielt dabei den betreffenden Umschlag nur in der Hand, niemals jedoch machte sie den »Versuch«, den Brief ihren Augen zu nähern und ihn im eigentlichen Sinne zu lesen.

Wir zitieren aus dem Protokoll: 1. Sitzung 22. 5. »Ich sehe einen hellen Streifen... ganz ungewöhnlich hell... Irgendeinen großen Raum ... ein heller Fleck erscheint, wie ein Stern.«

28. 5. »Ich sehe sehr helle Punkte, Sternen ähnlich... weiße Pfeiler ... wie weiße Kerzen ... ja, das ist ein großes Zimmer, Fenster ... Woher kommt dieses Licht? Ja, das sind Kerzen ... viele Kerzen ... alles ist grell beleuchtet. Ich sehe schwarze Punkte ... Menschen!«

30. 5. »Wieder grelles Licht, Kerzen, Kandelaber, aber keine Sterne. Es gehen Menschen, hell, sehr hell ... eine Menge Menschen ... Ein Zimmer grell beleuchtet ... viele Menschen. Ein Theater? Nein, ein Ball vielleicht?«

31. 5. »Ein Raum, es gehen Menschen vorbei ... paarweise. Eine Gestalt sondert sich ab. Die Dame hält etwas in den Händen ... hören Sie, es wird gesungen.«

1. 6. »Es scheint mir, ich befinde mich im Theater ... Das Fräulein singt. Es kommt mir immer wieder das Lied ›Während des Gewitters‹ in den Sinn ... Ich höre jetzt den Gesang ... Ein Geräusch. Was machen sie? Sie applaudieren ... Ich sehe nichts mehr, alles ist dunkel.«

Drei Minuten später schreibt M. die Lösung auf den Umschlag: Ich sah ein großes, grell mit Kerzen beleuchtetes Zimmer mit Kronleuchtern. Viele Menschen in Balltoiletten spazieren zu zweien. Im Saal eine Bühne. Eine weißgekleidete Dame sondert sich ab, hält etwas in den Händen, steigt auf die Bühne und fängt an zu gestikulieren, sie scheint zu singen. Die Menge ist unbeweglich. Sie scheint zu applaudieren.

Chowrins Kommentar: »Die Aufgabe ist vollständig richtig gelöst.« Dennoch ließen ihm seine Zweifel keine Ruhe. Über Jahre hinweg wurden die Versuche fortgesetzt. Immer neue Kontrollen ersonnen. Immer neue Fachgelehrte hinzugezogen. Nach dem »Lesen« verschlossener Briefe unternahm Chowrin Versuche mit farbigen Papierstücken in verschlossenen Schachteln. Auch sie wurden von M. richtig erkannt. Alle Versuche bestätigten, daß Frl. M. jene Gabe besaß, die wir heute als Kryptoskopie bezeichnen, als räumliches Hellsehen: das Wissen um das Verborgene. Aber selbst

Hellsehen unter wissenschaftlicher Kontrolle: der holländische Paragnost Gerard Croiset in seiner Wohnung in Utrecht.

Links: Daniel Douglas Home (1833–1886), Hauptmedium des englischen Gelehrten Sir William Crookes. Rechts: Henry Slade (1845–1905) gehört neben D. D. Home und Eusapia Palladino zu den großen Medien der klassischen Forschungsära. Alle drei waren sog. Lichtmedien, d. h., daß die Versuche mit ihnen bei voller Beleuchtung stattfanden.

Katherina von Emmerich (1774–1824), stigmatisierte Nonne aus Dülmen; nach einem Gemälde von Gabriel.

als die »Petersburger Gesellschaft« längst zu dem Schluß gekommen war, »es handelt sich nicht um Täuschungen, sondern um eine echte Fähigkeit«, weigerte sich Chowrin, diese für ihn mystische Tatsache anzuerkennen. Seine Erklärung: Es handle sich bei seiner Patientin um eine Hyperästhesie, eine Überempfindlichkeit des Tastsinns. Als Ersatz für die Empfindungslosigkeit ihrer einen Körperhälfte, so glaubte Dr. Chowrin, wiesen die Organe der anderen Körperhälfte jene merkwürdige Steigerung der Sinnesempfindlichkeit auf.

Fanny Moser fragt zu Recht: »Geschieht das aber nicht um den Preis der Wahrheit?« Viele halten den Umfang der Sinnessteigerung, wie ihn Chowrin nachgewiesen zu haben glaubte, für unmöglich, sondern meinen, diese Gabe lasse sich nur mit Hellsehen erklären. Der Streit – Hellsehen oder Überempfindlichkeit der Sinne? – wird bis in die Gegenwart hinein weiter ausgefochten. Die Forscher sind weit davon entfernt, sich einig zu sein. »Eine gute, gesunde Wissenschaft hat es nicht nötig, alle ihre Probleme in einem Augenblick zu lösen«, schreibt dazu Professor Rhine. »Nur voreilige Leute sind nicht imstande, zu warten und ruhig zu forschen, bis die Tatsachen ihnen die richtigen Antworten geben. Im Laufe der Zeit... werden wahrscheinlich noch viele Hypothesen zur Erklärung ... auftreten. Es ist unsere Aufgabe, eine gute Hypothese zu finden.«

Wie sehr die Meinungen über das Hellsehen geteilt sind, zeigt das Gebiet der »Kriminalmedien«. So meint ein strikter Gegner, Wilhelm Gubisch: »Die Wahrheit ist, daß noch kein Hellseher ein Verbrechen aufgeklärt oder einen Vermißten aufgefunden hat... Gelänge es nur dreimal in einwandfreier Weise, wäre Hellsehen längst kein Problem mehr.«

Hellseher als Helfer der Polizei, Hellseher an der Seite der blinden Justitia – das sind in der Tat erstaunliche Bilder, und nur wenige Polizeidienststellen geben offen zu, daß sie Menschen mit solchen Fähigkeiten bei polizeilichen Ermittlungen einschalten. Und doch werden seit biblischen Zeiten Menschen, die im Ruf stehen, über einen geheimnisvollen »sechsten Sinn« zu verfügen, zum Auffinden verlorener Gegenstände oder zur Aufdeckung von Verbrechen herangezogen: Saul, von seinem Vater ausgesandt, nach den verlorenen Eseln zu suchen, konsultierte den Propheten Samuel. In der Antike wurde das »divinatio per puerum«, das Hellsehen durch Knaben, geübt: Wenn ein unberührtes Kind auf seinen Fingernagel schaut, hat es Eindrücke von dem gestohlenen Gegenstand, dem Dieb, dem Namen des Diebes oder des Versteckes der Diebesbeute. Ende des 17. Jahrhunderts ließ die Polizei von Lyon durch einen Rutengänger, Aymar, die Verstecke von Mördern aufspüren. Aber erst in unserem Jahrhundert sollte das Hellsehen im Dienste der Verbrechensaufklärung seinen Höhepunkt erreichen. Insbesondere in Deutschland.

Die zwanziger Jahre waren nicht nur eine Zeit der großen Verbrecher, sondern auch die große Zeit der berufsmäßigen Kriminalmedien. Polizei, Staatsanwälte, Richter und Anwälte zogen sie zur Aufklärung heran. In Zeitungsannoncen boten sie ihre Dienste an: die »okkultistische Detectei« in Berlin, die »Detectei Animismus« in Königsberg, der »Bund Deutscher Kriminalokkultisten«. In Wien gründete ein Dr. Leopold Thoma ein »Kriminal-telepathisches Institut«. Seine erstaunlichen Erfolge mit dem Medium Megalis veranlaßten das Wiener Landgericht, ihn zum ersten vereidigten Gerichtssachverständigen für Telepathie zu ernennen. Sobald bei einem größeren Verbrechen die Untersuchungen der Po-

lizei nicht schnell genug zur Aufklärung führten, wurde sie in privaten Briefen und öffentlich von der Presse aufgefordert, sich der Hilfe der Kriminalmedien zu bedienen. Vor allem aber waren es die drei großen Prozesse, durch die das Scheinwerferlicht der Öffentlichkeit auf diese Phänomene fiel. Angeklagt waren drei der berühmtesten Kriminal-Telepathen jener Zeit: der Lehrer August Christian Drost, die Frau eines Schuldirektors, Else Günther-Geffers, und der berufslose Herschel Steinschneider, den die Welt besser unter dem Namen Erik Jan Hanussen kennt. Allen dreien wurde zur Last gelegt, »das Publikum durch die Vorspiegelung der falschen Tatsache, daß die Medien imstande seien, durch Hellsehen Verbrechen aufzuklären, getäuscht zu haben«. Und doch endeten alle drei Prozesse mit einem Freispruch.

Das Strafverfahren gegen Drost – bekannt als der »Bernburger Hellsehprozeß« – war das erste derartige Strafverfahren überhaupt. Drost, Lehrer an der katholischen Schule in Bernburg, zur Zeit seines Prozesses, 1925, zweiundfünfzig Jahre alt, behauptete, seine eigenen hellseherischen Kräfte auf andere übertragen zu können. Drost hypnotisierte seine Medien, versetzte sie in den »Hellsehzustand« und stellte dann Fragen über Einzelheiten der Tat. Die Tätigkeit seiner Medien beruhte dabei auf einer besonderen Form des Hellsehens, über die später noch zu berichten sein wird: Drost gab seinen Medien einen leblosen Gegenstand in die Hand, der mit dem Dieb, dem Verbrecher oder Vermißten zusammenhing – ein Schmuckstück, ein Kleidungsstück, die Tatwaffe.

Es war der »Fall Heese«, der den Lehrer aus Bernburg weltberühmt machte. Es war zugleich der erste Fall, bei dem die Polizei selbst die Echtheit der Aussagen beschwor. Nach einer Meldung der »Bernburger Zeitung« war die Tat am 26. Februar 1921 ge-

schehen: »Ein rätselhafter Todesfall beschäftigt die hiesige Staatsanwaltschaft. Am Sonnabend wurde Kriminalkommissar Hildebrandt nach dem Hause Badergasse 5 gerufen, wo unter verdächtigen Umständen die 25 Jahre alte verehelichte Minna Heese, geborene Pitzler, tot aufgefunden worden war. Die Untersuchung der Leiche gab den Verdacht, daß die Frau nicht eines natürlichen Todes gestorben war.« Hildebrandts Verdacht richtete sich sofort gegen den Ehemann, den 21jährigen Schuhmacher Otto Heese. Heese wurde festgenommen. Er bestritt jedoch entschieden seine Schuld: Seine Frau habe sich schon am Abend unwohl gefühlt. Sie hatten wachgelegen und sich bis gegen drei Uhr unterhalten. Er sei dann eingeschlafen und habe, als er gegen 5 Uhr erwacht sei, seine Frau tot aufgefunden. Die Leichenöffnung ergab keine bestimmte Todesursache. Die Polizei schien ihren Verdacht niemals beweisen zu können. In dieser Situation entschloß sich Polizeikommissar Hildebrandt am 1. März zu einem Hellsehversuch mit Drost. Der Bericht darüber ist datiert vom 2. März und befindet sich bei den Akten – 4 J 720/21 – der Staatsanwaltschaft:

»In der Mordaffäre der Frau Minna Heese, geborene P., habe ich gestern, den 1. d. Mts., den Hypnotiseur Herrn Lehrer Drost, An der Aue 4 wohnhaft, hinzugezogen. Wie vereinbart brachte er das Medium, Herrn Blenke, Schloßstraße 10 wohnhaft, mit nach dem Rathaus.« Dort wird Blenke von Drost hypnotisiert und ihm der Befehl gegeben, sich an den Tatort zu begeben. Blenke geht zuerst tastend in das Nebenhaus, dann in das Mordhaus, und zwar unmittelbar in das Zimmer, in dem die Tat verübt worden war. Hildebrandt fährt dann in seinem Bericht wörtlich fort: Auf die Frage, ob er in dem Zimmer stehe, wo die Sache geschehen sei, antwortete er: »Ja, ich stehe jetzt in dem Zimmer, wo sich

der dunkle Vorfall abgespielt hat.« Er griff nach einem im Waschbecken liegenden Lappen und sagte: »Mit dem Lappen ist der Körper der Frau abgerieben worden, als diese noch schwache Lebenszeichen von sich gab ...« Auf die Frage, ob die Frau nicht schrie oder aus dem Bett gesprungen sei, sagte er: »Als er sie packte, sprang sie nicht heraus, weil der Hals zugedrückt war, er drückte die Hände so fest um den Hals, daß sie nichts rufen konnte, außer ›Laß mich doch‹. Dann ließ er ab, aber zu spät. Er (der Täter) legte sich wieder hin und ist eine halbe Stunde liegengeblieben. Von Vorwürfen gepeinigt stand er auf, drehte sie um, nahm ein Gefäß und einen Lappen und rieb die Stellen an Hals und Brust ein, damit man annehmen konnte, daß diese Stellen von allzu starker Massage herrührten, und legte den Körper in die vorherige Lage zurück. In der Wohnung selbst sei nichts Wesentliches vorgenommen worden. Als er fortging, ließ er die Frau liegen, ohne den Mitbewohnern etwas zu sagen. Seiner Schwester habe er zuerst von dem Tod seiner Frau Mitteilung gemacht.« Am 3. März ließ Hildebrandt sich Heese vorführen, doch der leugnete noch immer. Da schilderte ihm Hildebrandt an Hand des Protokolls den genauen Tatverlauf. Heese, so erzählte Hildebrandt später, sei darauf bleich geworden und habe nur gestammelt: »Woher wissen Sie das?« Die Antwort des Kommissars: »Ja, mein Lieber, die Polizei weiß alles, und nun geben Sie auch zu, daß es so gewesen ist.« Der Täter gesteht.

Der »Fall Heese« war nur einer von insgesamt fünfundvierzig Einzelfällen, die im Bernburger Prozeß verhandelt wurden. Geladen waren 135 Zeugen und die bekanntesten Sachverständigen. Im Urteil des Schöffengerichtes Bernburg vom 17. Oktober 1925 heißt es: »Eine befriedigende Lösung des Problems der Tatsäch-

lichkeit okkulter Phänomene hat der vorliegende Strafprozeß nicht gebracht und nicht bringen können ... Das Gericht war, wenn es den Gutachten der Sachverständigen in diesem Punkt folgt, auf Möglichkeiten und Wahrscheinlichkeiten angewiesen!« Das Gericht kapitulierte. Drost wurde freigesprochen. Der Prozeß bewirkte genau das Gegenteil von dem, was man bezweckt hatte: Anstatt zu widerlegen, daß dieser Lehrer über außergewöhnliche Fähigkeiten verfüge, glaubte nun jeder an ihn. Drost war über Nacht ein »berühmter Mann.«

Fand der Bernburger Prozeß schon so große Beachtung, so steigerte sich das Interesse an dem zweiten der drei Hellseherprozesse noch durch eine geradezu sensationelle Tatsache: Zum erstenmal wurden in einem Gerichtsverfahren Versuche veranstaltet. Ort der Handlung: das alte, düstere Ordensschloß, jetzt Sitz des Landgerichts Insterburg. Die Angeklagte: eine weißhaarige siebenundfünfzigjährige Frau, Elisabeth Günther-Geffers. Die Anklage legte ihr zur Last... »im Landgerichtsbezirk Insterburg und im übrigen Ostpreußen durch Vorspiegelung falscher Tatsachen ... dadurch einen Irrtum erregt zu haben, indem sie: 1. aus der Hand die Vergangenheit und Zukunft deuten, 2. auf dem Wege des Hellsehens und der Telepathie strafbare Handlungen aufklären könne«.

Bilder aus jener Zeit zeigen die Angeklagte als eine weißhaarige, würdige Matrone. »Eine Persönlichkeit«, wie der Prozeßberichterstatter Reinhold Zenz bemerkte, »die schnell alle Sympathien gewann.« Schon als Kind hatte Frau Geffers den Beinamen »die merkwürdige Else« getragen. Begonnen hatte ihre Tätigkeit mit Handlesen für Bekannte. Erst als ihr Mann, Direktor einer Schule, in der Inflationszeit stellenlos wurde und ihre Familie mit drei Kindern in Not geriet, verwertete sie ihre Fähigkeiten auch prak-

tisch. Sie machte keinerlei Reklame. Doch schon bald hatte sie großen Zulauf. Besonders lagen ihr kriminalistische Fälle. »Jahre hindurch«, schreibt Zenz, »wurde sie durch ganz Ostpreußen gehetzt; bei jedem Mord, bei jedem Diebstahl wurde sie gerufen, wenn er auch noch so geringfügig war. Mehrmals am Tag und dann oft stundenlang befand sie sich in dem ihr eigenen Trancezustand. Ihre Bezahlung war nach den Zeugenaussagen in den meisten Fällen lächerlich gering; manchmal erhielt sie nur ihre Fahrtauslagen, manchmal überhaupt nichts. Manchmal jagte sie einer, der sie gerufen hatte, von ihrem Trancezustand erschreckt, davon: ›Sie sind mit dem Bösen im Bunde.‹ Aber Landjäger fungierten als ihre Führer. Kriminalbeamte telegrafierten sie herbei.« Ja, sie wurde von den Behörden ausdrücklich als »Detektivin mit besonderer Befähigung« bezeichnet, und sie hatte ihre Steuern unter dieser Berufsbezeichnung zu entrichten.

Dann wurde sie zum ersten Male angeklagt. Das Gericht erkannte auf Freispruch. Der Oberstaatsanwalt legte Berufung ein. Und nun – 1928 – sollte sie das Gericht mit einem Experiment von ihren Fähigkeiten überzeugen. Der Saal ist vom Publikum geräumt worden. Nur das Gericht, Staatsanwalt, Verteidiger, die Sachverständigen und einige höhere Kriminalbeamte sind zugelassen. Die Frau ist aus dem Saal geführt worden, während man über das Experiment berät: Man einigt sich darauf, Frau Günther-Geffers durch den Landjägermeister Herzog über einen unaufgeklärten Diebstahl befragen zu lassen. Sie wird wieder in den Saal geführt, nimmt in der Mitte Platz. Der Verteidiger reicht ihr die einfache Glaskugel von etwa zwei Zentimeter Durchmesser, mit der sie sich gewöhnlich in Trance versetzt. Der Vorsitzende: »Kann sie nicht ohne diesen Apparat arbeiten?« Frau Gün-

ther-Geffers: »Doch. Aber ich brauche irgend etwas, um mich zu konzentrieren.« Sie bittet um ein Streichholz und hält es mit dem roten Kopf nach oben, in Armlänge von ihren Augen entfernt. Alle im Saal haben sich unmittelbar in ihre Nähe gedrängt. Sie merkt es nicht. Ihre Gesichtsmuskeln erschlaffen. Die Augen werden leblos und starr. Durch die Hände läuft ein Zittern. Der Kopf gleitet ganz allmählich nach hinten. Gleitet mit einem Ruck in den Nacken. Die Sachverständigen überzeugen sich durch Reflexversuche: die volle Hypnose, der Tiefschlaf ist eingetreten ...

Nach dem 600 Seiten langen Stenogramm der Verhandlung nimmt zunächst der Sachverständige Dr. Thoma Kontakt mit ihr auf: Thoma: »Hören Sie jetzt!« Er gibt ihr den Auftrag, sich nach Gut Geißel zu versetzen. Dort sei ein Diebstahl begangen worden. Dann stellt Landjägermeister Herzog seine Fragen; wir können hier nur Auszüge zitieren.

Herzog: »Medium, was siehst du?« Frau Günther-Geffers stammelt: »Silbergegenstände blitzen ... Leute werden angezogen durch den Glanz ...«

H.: »Siehst du das Haus, wo der Diebstahl stattfand?« G.-G.: »Großes Gebäude ... Mehr Ein- und Ausgänge.«

H.: »Wie heißt der Besitzer?« G.-G. noch mühsamer als sonst. »Von – von – von ...«, unartikulierte Laute.

H.: »Geh in das Zimmer, in dem der Diebstahl stattfand.« G.-G.: »Ganz dunkel ... Möbel ... Sessel ... Sitzt jetzt älterer Herr darauf – mittelgroß.«

H.: »Wie alt ist der Herr?« G.-G.: »Fast siebzig.« H.: »Stimmt nicht.« G.-G. etwas erstaunt: »Geht ja noch ganz behende. Führ

mich zu ihm hin!« Das Medium versucht, sich zu erheben. Dr. Thoma: »Du bist schon bei dem Herrn. Fasse ihn an.« G.-G. sinkt in ihre alte Stellung zurück: »Kurz vor 80, dunkel gekleidet.« Dr. Thoma: »Was ist alles gestohlen?« G.-G.: »Man ging nur auf Barmittel aus... fand aber nicht genügend... nahm andere Dinge an sich... Geld aus Fach... langen Gegenstand... Metall.«

H.: »Was noch?« G.-G.: »Stoff... zwei Farben... innen anders als außen. Außen dunkel... fast schwarz... innen Pelz... Tiere selten... keine Imitation.« H.: »In welchen Raum kam der Täter zuerst?« G.-G.: »Allerlei Gerümpel darin...«

H.: »Was hat der Täter dort gemacht?« G.-G.: »Gegessen... Reste von Fleisch... trank was...«

H.: »Was hat der Täter auf dem Fensterbrett zurückgelassen?« G.-G.: »Von ihm selbst nichts... mußte schnell hinausspringen... wurde verfolgt... Pistole nahm er mit...«

H.: »Wie heißt der Besitzer des Gutes?« G.-G.: »Weiß es nicht.«

Dr. Thoma: »Du mußt es wissen!« G.-G.: »Von... Rrrr...« Dr. Thoma: »Wie viele Silben?« G.-G.: »Zwei.« Dr. Thoma: »Sie können ihn schreiben!« G.-G. schreibt: von Re... b... (Rest unleserlich). Dr. Thoma: »Wie heißt sein Vorname?« G.-G.: »Seines Großvaters Vorname... A... A...«

Die Frau wird geweckt. Ganz allmählich weicht die Starre aus den Zügen ihres Gesichts. Die Lider öffnen sich über den noch starren Augen, schließen sich wieder. Noch etwas verwirrt erhebt sie sich schließlich und kehrt mit verlegenem Lächeln auf die Anklagebank zurück. Auf Befragen gibt sie an, keinerlei Erinnerungen an ihre Aussagen zu haben. Jetzt schildert Landjägermeister

Herzog den Diebstahl so, wie er sich tatsächlich zutrug: Der Dieb stieg in die Vorratskammer ein und aß dort Wurst und trank Wein. Er stahl 12 Mark Kleingeld, da er eine große Lohnsumme, die er im Schreibtisch zu finden gehofft hatte, nicht entdecken konnte. Aus dem Gewehrschrank nahm er einen Revolver. Er ließ außerdem einen wertvollen Gehpelz mitgehen und nahm einen Koffer mit, vermutlich um Silberzeug hineinzustecken. Er wurde jedoch gestört. Darauf sprang er aus dem Fenster, ließ aber den Koffer auf dem Fensterbrett stehen, während er den Revolver mitnahm...

Wir sehen, das Gericht war von ganz falschen Voraussetzungen ausgegangen: Alle Tatsachen waren dem Landjägermeister bekannt, Hellsehen lag nicht vor, allenfalls Telepathie. Nur in einem Punkt wußte Frau Geffers mehr, der Name des Gutsbesitzers war Herr von Reibnitz. Sein Vorname war dem Landjägermeister nicht bekannt. Er beginnt, so wird später durch das Gericht festgestellt, tatsächlich mit A. Zufall?

Auch im Insterburger Prozeß – 25 Fälle wurden verhandelt – kam das Gericht zu einem Freispruch, nicht zuletzt, weil die Sachverständigen sich in fast allen Punkten widersprachen.

Auch der dritte Prozeß, der sogenannte Leitmeritzer Hellseherprozeß gegen Erik Jan Hannussen endete mit dem gleichen Urteil, Freispruch. Auch in diesem Prozeß veranstaltete das Gericht Experimente im Gerichtssaal. Sie waren so erfolgreich, daß der Gerichtshof in seiner Urteilsbegründung sogar den Mut aufbrachte, zu bekennen: »Er glaubt übrigens, bei aller Vorsicht aussprechen zu dürfen, daß der Angeklagte über gewisse rätselhafte Geisteskräfte verfügt.« Gewisse rätselhafte Geisteskräfte – weiter wagte das

Gericht nicht zu gehen. Alle drei Gerichte weigerten sich, die entscheidende Frage zu klären: Sind die Angeklagten im Besitz der behaupteten Gabe des Hellsehens. Sie konnten sie schon deshalb nicht klären, weil selbst die größten Fachgelehrten sich für unzuständig erklärten oder einfach vor ihr auswichen. Der Vorsitzende im Leitmeritzer Prozeß in der Urteilsbegründung: »Wir sahen hier im Saal vier Gelehrte, deren Ansichten zueinander im schroffsten Widerspruch standen.«

Das war vor über dreißig Jahren. Ist die Wissenschaft heute weiter? Noch immer tobt der Kampf der Gelehrten: Pro und Kontra. Die »Deutsche Gesellschaft zum Schutz vor dem Aberglauben« erklärt noch immer alle übersinnlichen Erscheinungen auf Selbstbetrug, Täuschung und Aberglauben beruhend. Wir haben in der Bundesrepublik nur einen Lehrstuhl für das Gebiet der parapsychischen Erscheinungen: sein Inhaber Professor Hans Bender ist Leiter des Freiburger Instituts für Grenzgebiete der Psychologie und Psychohygiene. Wir sind, wie ein Kritiker bemerkte, in Deutschland das Schlußlicht auf diesem Gebiet, dessen Entdeckungen für das menschliche Dasein vielleicht entscheidender sein werden als die Erforschung des Weltalls. In Amerika und auf dem europäischen Kontinent gibt es dagegen große und angesehene Gesellschaften und Gelehrte, die sich seit Jahren mit der Erforschung dieser Phänomene befassen.

Eines der bekanntesten ist das Parapsychologische Institut an der Universität Utrecht. Sein Direktor, Professor Tenhaeff, hat seit 1926 etwa fünfzig »Hellseher« untersucht und mit ihnen unter den strengsten wissenschaftlichen Bedingungen experimentiert. Vor allem hat er sich auch um Klärung der Frage bemüht, ob man Hellsehen auf dem Gebiet der Kriminalistik verwenden soll. Pro-

fessor Tenhaeff schätzt die Erfolge einer seiner besten Testpersonen, des Holländers Gerard Croiset, die den Ermittlungen der Polizei dienlich waren, nur auf 20 Prozent. 40 Prozent waren zwar parapsychisch interessant, aber für die Polizei unerheblich. Der Rest – Versager. Gerard Croiset selbst meint, wenn ein Eindruck sehr plastisch, sehr farbig sei, dann müsse er auch mit Sicherheit richtig sein. »Aber«, so versichert uns Professor Bender aus Freiburg, »in unzähligen Laboratoriumsversuchen ist nachgewiesen worden, daß Medien nicht unterscheiden können, ob ihre Eindrücke unbewußte Phantasie sind oder ob sie auf paranormale Quellen zurückgehen.« Der Hellseher begreift nicht wie ein normaler Erkennender. Er wird von Bildern und Empfindungen überflutet, ohne selbst unterscheiden zu können.

So kann es leicht geschehen, daß der Hellseher die Ermittlungsbeamten in die Irre führt: Die holländische Polizei hatte einen geistesgestörten Ausländer aufgegriffen. Er konnte seinen Namen nicht angeben. Die Beamten bemühten sich, seine fehlende Jacke – und damit seine Papiere – zu finden. Vermutung der Polizei: Er habe sich der Jacke entledigt, als er sich erhängen wollte. Man rief Croiset. Der beschrieb sehr genau den Ort, ein Gehölz: Dort »sah« er etwas, »was mit Erhängen zu tun hatte«. Am nächsten Morgen kontrollierte man seine Angaben. Man fand die Stelle – und dort einen Hirsch, der in einer Schlinge verendet war. Croiset hatte etwas Richtiges gesehen. Wissenschaftlich war seine Aussage durchaus interessant. Für die Polizei aber war sie wertlos und – irreführend. Wo diese Irreführung Menschen betrifft, kann sie gefährlich werden!

1953 wurden in Freiburg im Breisgau Experimente mit Kriminalmedien gemacht. Die Partner: das Freiburger Institut für Grenz-

gebiete der Psychologie und Psychohygiene und die Staatsanwaltschaft Freiburg. Das Medium: Croiset. Der Fall: ein damals gerade in Freiburg verübter Mord. In Gegenwart des Staatsanwaltes »sah« Croiset die Tat in allen Einzelheiten. Er schilderte – zutreffende – Details des Tatortes; gab eine ausführliche Beschreibung des Täters ... Kommentar des Staatsanwaltes: »Was Croiset da vortrug und was niemand außer mir wissen konnte, war die haargenaue Schilderung einer – falschen! – Fährte, der ich in den letzten Tagen nachgegangen war. Deren Falschheit aber inzwischen mit Sicherheit feststand.« Was war geschehen? Croiset hatte das Wissen dem anwesenden Staatsanwalt »abgezapft« – ein rein telepathischer Vorgang, das heißt: Übertragung der Gedanken der anderen Person. Hellsehen, also die »außersinnliche« Erfahrung von Tatbeständen, die niemand bekannt sind, lag nicht vor.

Ein zweiter Fall unterstreicht die große Gefahr dieser Experimente noch deutlicher: Auch hier ein Mord. Das Opfer: ein kleines Kind. Einer der Verdächtigen: ein Mann in Untersuchungshaft. Besondere Kennzeichen, so stand es in seinen Papieren: zwei Narben an der Hand. Der »Hellseher« – in diesem Falle nicht Croiset – beschrieb diesen Mann als Täter. Er war sich seiner Sache ganz sicher. Und er gab der Polizei ein interessantes Detail an, das niemandem bisher bekannt war: Er bestand darauf, daß der »Täter« außer beiden Narben an der Hand auch eine Narbe am Bein habe. Die Polizei stellte überrascht fest: Diese Angabe stimmte. Und da der Untersuchungsgefangene diese Tatsache zunächst aus unerklärlichen Gründen leugnete, wurde die Polizei in ihrem Verdacht bestärkt. Und doch traf das Wesentliche, daß er der Täter sei, nicht zu! Ein überzeugendes Alibi schloß die Täterschaft mit Bestimmtheit aus. Der Eindruck von der Narbe? Nur ein Spiel

des Zufalls! Und so warnt Professor Bender zu Recht: »Wer sich von solchen Treffern beeindrucken läßt, ist in Gefahr, mit seinem Verdacht Unschuldige zu belasten. Justizbeamte und Wissenschaftler dürften gegen einen solchen Irrtum gefeit sein. Was aber, wenn unkritische Auftraggeber sich eines »okkulten Privatdetektivs« bedienen? Er kann dann, im wahrsten Sinn des Wortes, gemeingefährlich werden, auch wenn er gutgläubig bestrebt ist, nur Hinweise zu geben.«

Genau das geschah in dem Fall Endres. Die Vorgeschichte: Ein Mann – später wegen Verleumdung vor Gericht gestellt – hatte einer ihm bekannten Familie eine Kassette mit 2000 Mark Inhalt zur Aufbewahrung gegeben, weil in seiner Wohnung gebaut wurde. Später, als er sie zurück erbat, fehlte das Geld. Die Familie selbst hatte keine Erklärung. Die Kriminalpolizei kam auch nicht weiter. In dieser Situation wendete sich der Mann an einen entfernt wohnenden Hellseher. Sein Name: Endres. Nach den Polizeiakten begrüßte Endres den Mann mit den Worten: »Sie brauchen mir nicht zu sagen, warum Sie gekommen sind – es geht um eine Kassette und einen erheblichen Geldverlust.« Der Klient war davon derart beeindruckt, daß er in dem Hellseher nunmehr eine Art übermenschliches Wesen sah. Bedenkenlos glaubte er nun alles. Es mußte ja wahr sein. Auf die Frage nach dem Dieb beschrieb Endres in allen Einzelheiten einen etwa 16jährigen Jungen. Der Mann erkannte in ihm sogleich den Sohn der Familie, die die Kassette verwahrt hatte. Ein Verdacht, den er selber die ganze Zeit unausgesprochen gehegt hatte. Natürlich war er jetzt ganz überzeugt. Er verbreitete die Tatsache in seinem Ort. Und er meldete seinen Verdacht auch der Kriminalpolizei. Aber die Familie konnte beweisen, daß der Junge die ganze Zeit über außer Hause gewe-

sen war. Er kam als Dieb nicht in Frage. Man erhob Anklage wegen Verleumdung. Und Enders wurde verurteilt.

»Das geschieht immer wieder«, teilt uns Professor Bender in einem Gespräch mit. »Ratsuchende sind tief beeindruckt, wenn ein telepathisch begabter Hellseher ihnen mehr oder weniger zutreffende frühere Erlebnisse oder ihre gegenwärtige Lebenssituation schildert. Nichts daran ist erstaunlich. Die Erklärung ist ganz einfach. Der Hellseher zapft dieses Wissen, selbst unbewußt, aus dem Unbewußten des Fragestellers ab. Natürlich kommt ihm dabei sein Blick für Menschen zugute. Jetzt erst wird er gefährlich: Wenn der Klient nunmehr kritiklos an ›Hellsehen!‹ glaubt und nun die Fragen stellt, auf die es ihm eigentlich ankommt: Wo ist mein vermißter Sohn? Was soll ich geschäftlich unternehmen? Und vor allem natürlich – was bringt mir die Zukunft?« Die Antworten auf solche Fragen sind meist nur Spiegelung unbewußter Erwartungen des Fragenstellers, selten die Wahrheit.

Besonders in Krisen- und Notzeiten setzen die Menschen immer wieder allzu phantastische Hoffnungen in okkulte Fähigkeiten. Folgender erschütternder Fall trug sich im Jahre 1949 zu: Sie war eine der zahllosen Frauen, deren Mann nicht aus dem Krieg zurückgekehrt war. Er galt als vermißt. Vier Jahre nach dem Ende des Krieges hatte sie immer noch nichts von ihm gehört. In ihrer Qual der Unwissenheit sucht sie schließlich einen »Hellseher« in Baden-Baden auf. Seine Aussage: Ihr Mann lebe. Er befinde sich in einem russischen Gefangenenlager. Er schilderte lang und breit Einzelheiten über das Lager – über sein Leben dort. Sollte sie ihm glauben? – Immer noch zweifelnd, wandte sich die Frau nun einige Zeit später an einen zweiten »Hellseher«. Was geschah? Er sagte ihr fast wörtlich das gleiche. Von dieser Stunde an war sie un-

beirrbar in ihrem Glauben, daß ihr Mann noch lebe. Sie brach völlig zusammen, als ein Jahr später durch das Rote Kreuz die Nachricht kam, daß ihr Mann tot sei. Sie erhielt seinen Ehering, seine Erkennungsmarke und seinen übrigen Nachlaß. Dennoch glaubte sie es nicht. Erst die Exhumierung der Leiche überzeugte sie.

Professor Bender erklärt uns dazu: »Der erste Hellseher – ein Scharlatan! Was er der Frau sagte, war reine Phantasie. Der zweite zapfte der Frau ihr ›Wissen‹ telepathisch ab.« Und er warnt sogleich wieder eindringlich: »Solche Abzapfungen können sich gefährlicher auswirken als die Allerweltsaussagen irgendeiner ›Wahrsagerin‹.« Die Psychologen sprechen in diesem Fall von einer Erfüllungserwartung: Das, was der Hellseher gesagt hat, muß wahr werden. Eine solche Erwartung kann zu einem Zwang werden – und tödliche Folgen haben wie in diesem Fall: Der Hellseher sagt dem Klienten: »Ich sehe Unfallgefahr. Geben Sie morgen in den Nachmittagsstunden besonders acht.« Der dadurch gehemmte Fahrer reagiert am folgenden Tag in einer kritischen Situation, die er sonst sicher gemeistert hätte, falsch. Er verunglückt tödlich. Die Aussage des »Hellsehers« führte herbei, was er vermeiden wollte. Größte Vorsicht ist geboten. Jedem Laien kann nur dringend abgeraten werden, angebliche Kriminalmedien zur Aufklärung von Verbrechen heranzuziehen. Die einzige Ausnahme, weil hier kein Schaden angerichtet werden kann: die Suche nach Vermißten. Sonst gehört die Arbeit der Kriminalmedien in die Hände derer, die Fachleute auf diesem Gebiet sind: der Psychologen und Kriminalisten.

Auch beim Hellsehen ist es wie bei der Telepathie und den anderen parapsychologischen Phänomenen: Die überzeugendsten Beweise liefern nicht die Versuche, sondern die spontanen Erschei-

Robertsons Phantaskop – eine zeitgenössische Darstellung der Vorführung von Geistererscheinungen in London im Jahre 1797.

Das Orakel zu Delphi – die heilige Wahrsagestätte des Altertums. Auf dem Dreifuß die weissagende Pythia.

nungen. Eines der ältesten Beispiele, aber gut dokumentiert, geschah im September 1759 in Göteborg. Der schwedische Naturforscher Emanuel Swedenborg »sah« über eine Entfernung von 400 Kilometern hinweg den großen Brand Stockholms. Seinen Freunden und den Behörden der Stadt schilderte Swedenborg genau, wann und an welcher Stelle das Feuer ausbrach. Er nannte Namen der Opfer und schließlich die Stunde, in der das Feuer gelöscht wurde. Als die ersten Nachrichten über den großen Brand mit der königlichen Post in Göteborg eintrafen, erwies sich seine Schilderung als zutreffend. Bei diesem Beispiel bleibt allerdings offen, ob Swedenborg »hellsehend« die Vorgänge des Brandes erfaßte oder ob er »telepathisch« mit den Zeugen der Feuersbrunst in Verbindung war.

Ein zweites Beispiel: Ein Dr. Ferrand sandte eine römische Münze nach Paris, die er bei Ausgrabungen auf seinem Grundstück in Antibes gefunden hatte. Die Münze wurde Alexis Didier, einem bekannten Medium, überreicht. Was sah Didier? »Auf dem Grundstück befindet sich eine Urne mit weiteren solchen Münzen!« Und er gab eine genaue Beschreibung des Fundortes. Die Urne wurde an dem von ihm bezeichneten Platz gefunden. Ihr wertvoller Inhalt: sieben Pfunde kostbarer Münzen der gleichen Art.

Und schließlich ein Fall aus Deutschland: Die vierte Strafkammer des Landgerichtes Karlsruhe verhandelte gegen den vierzigjährigen Ludwig K. Da K. behauptete, daß er hellsehen könne, wurde von den Richtern in der Voruntersuchung angeordnet, daß man seine Fähigkeit überprüfe, da »dies für die Strafzumessung von Bedeutung sei«.

Die Untersuchung wurde in der psychiatrischen Klinik der Uni-

versität Freiburg durchgeführt. Bei dem ersten Versuch schrieb Dr. H. Haymann auf drei kleine Papierzettel mit Bleistift in kleiner Schrift drei Sätze:

»Wie heißt die Hauptstadt Frankreichs?«

»Wieviel Tage hat das Schaltjahr?«

»Ich habe zwei Geschwister.«

K. befand sich außerhalb des Raumes am Ende eines zwölf Meter langen Korridors. In dem von Dr. Haymann erstatteten Gutachten heißt es dann: »Jetzt rief ich den K. zurück. Vor mir auf dem Tisch lag nichts, also insbesondere nicht ein Papier, das ich zuvor als Unterlage beim Schreiben benutzt hätte. Darauf legte ich eine der bisher in der Hand gehaltenen Blättchen auf den Tisch zwischen meine beiden Hände; die beiden anderen Zettel hielt ich in der Hand. Dabei wußte ich selbst nicht, was auf jedem einzelnen Blättchen stand. Auf die Frage, was das Blatt in der rechten Hand enthielte, starrte K. zunächst ins Leere, dann nach wenigen Sekunden erklärte er unter Lachen: ›Das ist ja leicht. Das ist Paris!‹ – und auf meine Frage, was wörtlich auf dem Zettel stehe, antwortete er: ›Wie heißt die Hauptstadt Frankreichs?‹ « Dasselbe wiederholte sich bei den anderen beiden Zetteln und den weiteren Versuchen. Gutachter Dr. Haymann: »Alles macht den Eindruck, als sei es für K. spielend leicht zu ›lesen‹. Über die Frage, wie das Gelingen ... wissenschaftlich zu erklären sein könnte, bin ich nicht imstande, mich zu äußern.«

Und auch der Landgerichtsdirektor Dr. A. Hellwig, einer der schärfsten Gegner aller okkulter Phänomene, der sich die Akten dieses Falles kommen ließ, bekennt resigniert: »Nach den getroffenen Vorsichtsmaßregeln muß ein Betrug als völlig ausgeschlos-

sen gelten. An der Tatsache des Hellsehens kann man also füglich nicht mehr zweifeln, obwohl eine Erklärung zur Zeit unmöglich ist.«

Kein Hellseher einer Zeit ist strenger kontrolliert worden und hat Erstaunlicheres geleistet als Gerard Croiset, der »Zauberer von Utrecht«. Professor Tenhaeff vermeidet das Wort Hellseher. Er nennt Croiset einen Paragnosten, nach den griechischen Worten Para = neben und gnosis = Wissen. 1945 bei einem seiner Aufklärungsvorträge, den er in Enschede gehalten hatte, war Professor Tenhaeff auf Croiset aufmerksam geworden. Er lud ihn nach Utrecht ein und machte in seinem Institut zahllose Versuche mit ihm. Professor Tenhaeff: »Je mehr ich Croiset prüfte, um so mehr wurde ich davon überzeugt, daß Croiset eine der außerordentlichsten Versuchspersonen auf dem Feld parapsychologischer Forschung war.«

Wie bei den meisten medial Begabten zeigten sich Croisets Fähigkeiten schon in seiner Kindheit. Seine Eltern, beide beim Theater, reisten viel, und der Junge wuchs in Heimen auf – ein einsames, etwas verträumtes Kind; »ein kleiner Narr«, wie ihn einer seiner Lehrer bezeichnete. Und doch war es gerade dieser Lehrer, der später folgendes Erlebnis bestätigte: Nach einem Tag der Abwesenheit von der Schule sagte der zehnjährige Gerard seinem Lehrer auf den Kopf zu: »Ich weiß, warum Sie gestern keinen Unterricht gaben. Sie sind fort gewesen und haben eine Frau besucht. Sie ist blond und trug ein Kleid mit einer roten Rose. Sie werden sie heiraten.« Und wirklich: Der Lehrer hatte den Tag freigenommen, um in einer Stadt in der Nähe um die Hand seiner Braut anzuhalten. Und sie hatte ihn in einem Kleid mit einer roten Rose empfangen ...

Aus den zahllosen dokumentierten Fällen Croisets aus den Archiven des Parapsychologischen Instituts Utrecht wollen wir hier nur einen Fall erwähnen, der außerdem noch den Vorzug hat, von der sonst so zurückhaltenden Polizei bestätigt zu sein. Der folgende Bericht stammt von dem Polizeiinspektor van Woudenberg und wurde 1964 im »Allgemeinen Polizeiblatt der Niederlande« veröffentlicht:

»Am Donnerstag, dem 11. April 1963, ungefähr um 18.30 Uhr, teilte ein sehr aufgebrachter Vater dem diensttuenden Wachtmeister mit, daß sein sechsjähriger Sohn Wim noch nicht nach Hause zurückgekehrt sei ... Um 20.30 Uhr informierte uns der Vater erneut, daß sein Sohn noch immer nicht nach Haus gekommen war, während seine Freunde, mit denen er gewöhnlich spielte, schon lange zu Haus waren. Es wurden Telexberichte gesendet. Erkundungsbeamte begaben sich auf den Weg, um sich bei den Spielgefährten und Nachbarn zu informieren ... Niemand hatte den Jungen nach 14 Uhr gesehen ... Ungefähr um 23.45 Uhr kam der Wachtmeister der Staatspolizei, Duran, mit seinem Spürhund Yke. Der Hund bekam Witterung an einigen Kleidern des vermißten Jungen und lief danach – die Spur aufnehmend – an die Böschungsmauer des Rheinkanals, der durch die Gemeinde (Voorburg) fließt und im Volksmund Vliet genannt wird. Sofort wurden die Dreggen ausgeworfen, wobei wir von Autoscheinwerfern unterstützt wurden. Aber wir erzielten kein Resultat. Auch das Dreggen der Wasserpolizei am folgenden Morgen blieb ergebnislos. Hatte der Hund sich geirrt? War die Leiche abgetrieben worden? Es wurde Dienstag nach Ostern. An diesem Tag, dem 16. April, gelang es dem Onkel des Jungen, den bekannten Paragnosten (G. Croiset) ans Telefon zu bekommen. Nachdem diesem

die Sache erklärt worden war, teilte er dem Onkel mit, daß der Junge in die Vliet gefallen sei, abgetrieben wurde und daß die Leiche in der Nähe einer Schleuse, einer Brücke oder etwas ähnlichem an die Oberfläche kommen würde, jedoch nicht in den nächsten Tagen. »Dort befindet sich ein Geschäft an der Ufermauer, und ein Treppchen führt hinunter zum Wasser . . .«

In den nächsten Tagen werden Taucher und Pioniereinheiten eingesetzt. Ohne Erfolg. Am Freitag begibt sich Croiset selbst nach Voorburg. Van Woudenberg fährt in seinem Bericht fort: »Der Vater von Wim bat mich, anwesend zu sein. Bevor wir abfuhren, zeigte uns der Paragnost eine Zeichnung, die er am frühen Morgen im Beisein von vier Zeugen gemacht hatte und die uns, als Hinweis auf den Fundort der Leiche, sehr unlogisch vorkam . . . Als wir abfuhren, steuerte der Paragnost direkt auf die Vliet zu. Ganz in der Nähe der Stelle, zu der uns der Spürhund hingeleitet hatte, hielt das Auto. Der Paragnost sagte, daß er hier einen starken Eindruck bekäme. Als wir aus dem Auto gestiegen waren, sahen wir einige auffallende Punkte, die auch in der Zeichnung standen. Nach Meinung des Paragnosten war das Kind hier ins Wasser gefallen . . . Nach etwa 750 Metern kamen wir an der Kerkbrücke an. Der Paragnost teilte uns mit, seiner Meinung nach würde die Leiche am Dienstagmorgen an dieser Stelle an der Oberfläche erscheinen. Weiteres Dreggen hätte seiner Meinung nach keinen Sinn. Natürlich konnten wir nicht alles auf eine Karte setzen und gingen in der gewohnten Weise mit unseren Nachforschungen weiter. Als es Dienstagmorgen geworden war – zwölf Tage nach dem Verschwinden des Kindes, während gewöhnlich eine Leiche nach neun Tagen an die Oberfläche kommt – teilte mir der diensthabende Wachtmeister telefonisch mit, daß die Leiche

an der Stelle, die der Paragnost angegeben hatte, an die Oberfläche gekommen war. Durch einen Polizisten, der dort Runde machte, wurde sie entdeckt ... Die Untersuchung ergab, daß die Leiche sehr wahrscheinlich auf dem Kanalboden von Stacheldraht oder Eisenteilen festgehalten worden war. Der bekannte Paragnost hat in dieser Sache, ohne daß ihm von unserer Seite die geringsten Informationen gegeben worden waren, hundertprozentig recht behalten, obwohl einige Punkte im Widerspruch zu unseren Erfahrungen zu stehen schienen.«

Unglaublich? Ist Croiset nicht der Beweis, daß das Unglaubliche möglich ist? Jedenfalls gewisse Tatsachen sprechen dafür, daß es einzelne Menschen gibt, die hellseherisch die Schranken des Raumes überwinden können: Sie haben ein Wissen um verborgene oder ferne Dinge. »Es ist kein Aberglauben, Hellsehen für möglich zu halten«, bekennt Professor Bender, »da genügend Beweise für die Existenz einer ›Wahrnehmung außerhalb der uns bekannten Sinnesorgane‹ erbracht sind; aber es ist abergläubisch, zu meinen, man könne von dieser seltenen und unzuverlässigen Fähigkeit eine Art Kursbuch für das Leben erhalten.«

Aber gibt es auch ein Hellsehen, für das die Schranken der Zeit nicht existieren? Gibt es ein Hellsehen von Dingen, die in der Zukunft oder in der Vergangenheit liegen?

Viele Hellseher und Medien verwenden Gegenstände – Ringe, Taschentücher, Fotografien, eine Haarlocke – bei ihren Versuchen, in die Vergangenheit zu sehen. Sie nehmen den Gegenstand in die Hand, halten ihn an die Stirn – und behaupten, so Angaben über den Eigentümer dieses Gegenstandes machen zu können. Manche behaupten sogar, das »Schicksal« des Gegenstandes selber erfassen zu können. Entdecker dieser Fähigkeit war der New Yorker Phy-

siologe und Anthropologe Professor J. R. Buchanan. Er gab diesem Hellsehen in die Vergangenheit an Hand von Gegenständen den Namen Psychometrie. Das irreführende Wort bedeutet, die Kunst, »die Seele zu messen«. Denn Buchanan glaubte, nach mehreren Versuchen mit Versteinerungen, Mineralien und Reliquien entdeckt zu haben, daß jeder tote Gegenstand »die göttliche Eigenschaft« habe, sein Schicksal zu bewahren. Die stummen Gegenstände seien wie eine Grammophonplatte, von den Erlebnissen ihrer früheren Eigentümer geprägt. Der Hellseher brauchte sie dann gleichsam nur abzuspielen. Kein Wunder, daß einer seiner Schüler, der Geologe Professor Denton, sogar behauptete, von »einem Bruchstück aus Ägypten, nicht größer als eine Erbse«, könnte man mehr über die Zeit der Pharaonen erfahren als von allen Altertumsforschern zusammen. Haben sie recht?

Prüfen wir auch hier die Tatsachen. Die bekanntesten psychometrischen Phänomene wurden von einem deutschen Arzt beobachtet, dem Sanitätsrat Dr. Gustav Pagenstecher. Der in der Hauptstadt Mexikos ansässige angesehene Arzt hatte einer Maria Reyes de Z., der Tochter eines mexikanischen Staatsgouverneurs, durch eine Operation das Leben gerettet.

Als Nachwirkung litt die Patientin an schlimmer Schlaflosigkeit. Pagenstecher behandelte – und heilte sie mit Hypnose. Bei dieser Gelegenheit entdeckte er eine seltsame Gabe bei Maria Reyes de Z. Gab er ihr einen Gegenstand in die Hand, war sie imstande, die Geschichte dieses Gegenstandes und der Person, die ihn besessen hatte, in visionären Bildern zu schildern. Wieder einmal hatte der Zufall der wissenschaftlichen Forschung in die Hand gespielt. Bald sprach man in der ganzen Welt von Dr. Pagenstechers Versuchen, vor allem, als es Maria Reyes gelang, aus einer angespül-

ten Flaschenpost den Untergang eines Schiffes zu rekonstruieren. Der Fall wurde berühmt unter dem Namen »Die Flaschenpost von der Lusitania«. Forscher aus aller Welt pilgerten nach Mexico City, unter ihnen auch ein besonders kritischer Mann, dessen Urteil wir vertrauen dürfen, Dr. Walter Franklin Prince von der Bostoner »Gesellschaft für Psychische Forschung«.

Aus den Protokollen dieser Gesellschaft – Band XV, XVI, XVIII, veröffentlichen wir, gekürzt, zwei Fälle. Sie wurden beide von Dr. Prince selber überwacht.

Der erste Fall: Gegenstand: ein Souvenir, das Pagenstechers Frau von einem Besuch der Niagarafälle mitgebracht hatte – eine Brosche aus Kalkstein, wie sie in den Souvenirwerkstätten am Niagarafall hergestellt werden. Maria Reyes, die den Gegenstand mit verbundenen Augen berührte, sah: »Ich befinde mich in einer Fabrik. Ich sehe Männer und Frauen. Sie sind europäisch gekleidet. Sie bearbeiten auf einer Drehbank verschiedene Gegenstände in verschiedenen Größen, Perlen, Schmuckknöpfe ... Ich höre in der Ferne das Rauschen eines großen Wasserfalles ...«

Der zweite Fall: Gegenstand: ein Stück Leder aus der Militärmütze des Generals Carlos Dominguez; er trug sie in der Nacht, als Präsident Carranza bei einem Überfall bei Tlaxcalantango, Pueblos, getötet wurde. Maria Reyes' Vision: »Es ist eine dunkle Nacht, und es regnet stark. Es muß etwa drei Uhr morgens sein, ich fühle die schneidende Kälte der Morgendämmerung. Ich sehe kaum ein paar Schritte weit in die Dunkelheit ... Ich höre Rufe und Flüche, Pistolen- und Gewehrfeuer, Kommandos in Spanisch, aber keine Maschinengewehre, keine Kanonen. Es scheint ein nächtlicher Infanterieangriff zu sein ... Vor mir, meinen Weg kreuzend, sehe ich einen großen Mann niederstürzen, sein verzerrtes

Gesicht, beleuchtet von dem aufblitzenden Gewehrfeuer, und sein Wimmern erschreckt mich. Er hört auf zu stöhnen. Über seinen toten Körper hinweg stolpern Männer. Ich bin entsetzt. Es ist ein schrecklicher Anblick.« General Dominguez, Überlebender dieser Schlacht, bestätigte die Beschreibung in allen Einzelheiten.

Die im Jahre 1824 zu Dülmen in Westfalen verstorbene Augustinerin Anna Katharina Emmerich hatte diese seltsame Begabung. »Es liegen beglaubigte Berichte vor«, schreibt Dr. H. Malfatti, »daß die A. K. Emmerich ihr in verschlossenen Päckchen überreichte Reliquien nicht nur ihrer Substanz und ihrem Äußeren nach, sondern auch ihrer historischen Bedeutung nach richtig erkannte. Um ein Beispiel anzuführen, bezeichnete sie ein ihr vorgelegtes Stück Zeug ohne weiteres als alt und ehrwürdig, aber nicht als heilig; es stamme von einem der Sessel, welche die Ordensritter bei ihren Ratssitzungen in Jerusalem zu benutzen pflegten.«

Heute haben die meisten Autoritäten die Psychometrie anerkannt. Allerdings: Sie sind sich einig, daß es sich dabei nicht um reines Hellsehen handelt, sondern um eine Kombination von Hellsehen und Telepathie. Die Visionen der Maria Reyes de Z. trafen immer dann genau zu, wenn jemand – und sei er noch so entfernt – die Bedeutung des Gegenstandes kannte. Ihre Angaben wurden ungenau oder blieben aus, wenn dies nicht der Fall war! Ebenso sicher ist, daß der Gegenstand selbst beim Hellsehen in die Vergangenheit keineswegs eine solch entscheidende Bedeutung hat, wie die früheren Forscher annahmen. Für den Hellseher bedeutet er in den meisten Fällen nichts weiter als eine Erleichterung des Kontaktes. »Wenn ich eine Muschel betrachte, die ich als Erinnerungsstück einer Seereise auf meinem Schreibtisch aufgestellt habe«, erklärt es Professor Tenhaeff, »regt dieser Anblick eine

Fülle von Erinnerungen an ... Sie sind intensiver und lebhafter, als wenn ich ohne das Beziehungsobjekt an die Reise denke ...« Der Gegenstand wirkt also beim Hellseher so wie ein Reiseandenken bei den normalen Menschen.

Die überzeugendsten Fälle aber sind auch hier die im Leben beobachteten. Einer mag hier für viele stehen: Der Fall ereignete sich in Frankreich im Departement Cherbourg. Auf dem Schloß Givry wurde seit Tagen ein 82jähriger Mann vermißt. Etienne, ein rüstiger Greis, hatte gegen Mittag das Schloß verlassen. Seither war er nicht mehr gesehen worden. Alles Suchen blieb vergebens. Deshalb wandte sich der Gutsverwalter an einen Freund, E. Osty. Osty, ein Pariser Arzt, untersuchte damals gerade ein Medium, das Aufsehen erregte, Madame Moret. Am 23. März – achtzehn Tage nach dem Verschwinden des Mannes – gab Osty dem Medium ein Halstuch des Vermißten, das der Gutsverwalter dessen Schrank entnommen hatte. Was nun geschah, war interessant: Madame Moret beschrieb zuerst einen Mann, in dem Osty sich selbst erkannte. Dann einen Mann, dessen Beschreibung auf den Gutsverwalter zutraf. Darauf sah sie eine Frau – die Schwiegertochter des Vermißten. Dann erst beschrieb sie den letzteren. Es waren genau die Menschen, durch deren Hände das Halstuch in der letzten Zeit gegangen war. Wir zitieren, gekürzt, ihre Aussagen:

»Ich sehe einen Mann, ausgestreckt, die Augen geschlossen ... Ein Toter ... auf der Erde, sie ist naß.«

Osty: »Beschreiben Sie den Weg, den er gegangen ist.«

»Ich sehe ein Landhaus ... er verläßt es, er verläßt den Weg,

geht in den Wald ... Viel Wasser neben ihm ... Er fällt auf den nassen Boden.

Vom Haus zum Leichnam ist es nicht sehr weit. Man muß dem Weg bis zum Wasser folgen, der eine steigt, der andere fällt ab. Diesen ging der Mann.«

Osty: »Beschreiben Sie den Ort, wo er liegt.«

»Wie Felsen ... sehr hohe Bäume ... Wasser ... der Leichnam liegt auf nasser Erde.«

Osty übersandte die Angaben nach Schloß Givry. Die Suche wurde erneut aufgenommen. Vergebens. Osty machte einen zweiten Versuch. Madame Moret sah nun eine Hütte im Wald, Holzstapel, eine Kreuzung mit drei Wegen, eine Lichtung. »Vom Ort, wo er liegt, sieht man die Hütte nicht. Bäume verdecken sie. Man muß den Weg gehen, um sie zu sehen ... Ganz bald wird man den Leichnam finden. Er trägt ein Flanellhemd, zweifarbig, den Kragen umgelegt ...« Wieder wurde nach der neuen Beschreibung der Wald durchsucht. Eine Stunde später war der Leichnam gefunden. Osty, sofort benachrichtigt, nahm eine genaue Kontrolle vor. Er fand die Angaben des Mediums in allen Einzelheiten bestätigt. »Telepathie war dabei ausgeschlossen«, kommentiert Fanny Moser diesen Fall echten Hellsehens in die Vergangenheit, »das Medium erfuhr, was kein Lebender je gewußt hatte noch gewußt haben konnte.«

Pater Grauw, ein katholischer Priester, ist Zeuge eines Falles von Hellsehen in die Vergangenheit aus unserer Zeit. Auch hier spielt ein Gegenstand, eine Fotografie, eine Rolle. Grauw war

damals Priester in der Gemeinde Sevenum, einer kleinen Stadt, einhundertzwanzig Kilometer von Utrecht entfernt. Professor Bender hat dem Autor die Einzelheiten dieses Falles bestätigt.

Es war am 13. September 1960, einem Dienstag, als Croiset in seiner Wohnung einen Anruf bekam. Voller Zweifel hatte der Priester sich zu diesem Anruf entschlossen, und nur, weil die Eltern ihn angefleht hatten: Ihr Sohn, Hans Hermans, wurde seit zwei Tagen vermißt. »Ich sehe ein Fahrrad«, sagte Croiset ohne Zögern, »und einen Jungen; er fährt damit ...« Das traf zu: Hans Hermans war das letztemal gesehen worden, als er auf seinem Fahrrad vom Haus seiner Eltern fortfuhr. Aber der Priester wollte sich vergewissern: »Ist das Rad gefunden worden?« »Ja, in den Wäldern.« Croiset beschrieb die Stelle – auch sie zutreffend. »Das beste, Pater, Sie kommen morgen zu mir nach Utrecht. Bringen Sie bitte eine Fotografie des Jungen und eine Karte der Umgebung mit.«

Am Morgen darauf, noch bevor der Priester bei Croiset eingetroffen war, erhielt der Hellseher den Anruf von einem Redakteur des Niederländischen Fernsehens. Er hatte von dem Fall gehört. Konnte Croiset ihm Auskunft geben? »Was ich Ihnen anvertraue, ist nur für Sie privat«, war seine Antwort. »Ich sehe die Leiche des Jungen ... sie ist vergraben, dicht unter der Oberfläche. Ich sehe Gebüsch und niedrige Eichen und Fichtenbäume. Dort muß er liegen.« Kurz danach erschien Pater Grauw. Noch während der Begrüßung klingelte in der Wohnung das Telefon. Ein Anruf aus Sevenum. Für den Priester. Croiset wartete während des Gesprächs in einem Nebenraum. Als der Priester zurückkam, war sein Gesicht ernst. »Die Leiche des Jungen ist eben gefunden worden«, sagte er.

»Und wo?«

»In einem Spargelfeld, in der Nähe eines Gebüsches von niedrigen Sträuchern und Bäumen; die Leiche lag dicht unter der Erdoberfläche.«

Zwischen ihnen auf dem Tisch lag die Fotografie des Jungen und die Karte. Der Priester wollte sich schon verabschieden, als Croiset sagte: »Wir müssen nun den Mörder finden.« Der Priester sah fragend auf. »Sie glauben an einen Mord?« Tastend berührten Croisets Hände die Fotografie auf dem Tisch. »Ich sehe einen Mann, ungefähr einen Meter siebzig groß, kräftig gebaut, mit dunklem Haar ... Er trägt einen dunkelgrauen Anzug, aber sein Hemd – es ist auffallend hell, fast weiß ... Ich sehe es jetzt genau: Gebückt schleicht er hinter dem Jungen her ...« Es ist die Beschreibung eines Mörders. Eines Mörders, den niemand kennt!

Vier Tage später, Sonntag, den 18. September, hat man noch immer keine Spur von dem Mörder gefunden. Die niederländische Staatspolizei hat sich eingeschaltet. Aber der Fall bleibt rätselhaft. An diesem Sonntag begibt sich Gerard Croiset nach Sevenum an den Tatort. Professor Tenhaeff vom Parapsychologischen Institut der Universität Utrecht begleitet ihn. Zusammen mit dem katholischen Priester fahren sie zu der Stelle hinaus, wo die Leiche des Jungen gefunden worden war. Und wie schon so oft gibt Croiset an Ort und Stelle eine Beschreibung, die Beschreibung einer Tat, bei der es keine Zeugen gab.

»Ich sehe den Jungen. Auf seinem Fahrrad radelt er den sandigen Hauptweg entlang ... Dort drüben, in der Nähe jener Sträucher, zweihundert Meter vom Waldrand, hält der Täter den Jungen an ... Als der Junge von seinem Fahrrad steigt, stürzt

sich der Täter auf ihn ... Der Junge rennt weg ... Der Mann verfolgt ihn auf seinem eigenen Rad ... Plötzlich bemerkt der Mann auf einem der Felder Leute, sie arbeiten dort ... Er bekommt Angst, daß ihn jemand gesehen hat – daß jemand später der Polizei eine Beschreibung von ihm geben kann ... Er entschließt sich zum Mord ... Eine Schnur – er nimmt sie aus der Tasche – damit erdrosselt er ihn ... Er schleift den Körper in den Wald ... Er versteckt das Fahrrad des Jungen ...«

Bedrückt verlassen die drei Männer den Tatort. Auf einmal bleibt Croiset wie angewurzelt stehen. »Ich sehe einen Spaten. Der Mörder hat ihn dazu benutzt, das Loch zu graben, in dem er die Leiche verscharrte ... Er hat zuerst versucht, mit den bloßen Händen ein Loch zu graben – aber dann ist er fortgegangen, um einen Spaten zu holen ...«

Auch auf dem Weg zurück nach Sevenum »empfängt« Croiset noch einmal ein Bild. Als sie durch den kleinen Ort Zeilberg fahren, wird er unruhig. Auf dem Dorfplatz dreht sich ein Karussell. Lachende Kinder, ein paar bunte Buden, ein Losverkäufer, der die Gewinne ausruft ... Croiset »sieht« es genau: »Der Mörder ist nach der Tat hier gewesen.«

In Sevenum empfängt Kommissar Verhagen von der Staatspolizei den Hellseher aus Utrecht. Croiset wiederholt seine Aussagen. Verhagen macht sich Notizen. Als Croiset von dem Spaten spricht, horcht der Beamte auf. »Können Sie mehr darüber sagen?« Croiset: »Der Spaten, den der Täter benutzte, war mit einer weißlichen Masse bedeckt.« Später wird Kommissar Verhagen die Tatsache bestätigen, die in diesem Augenblick nur der Polizei bekannt ist: Der am Tatort gefundene Spaten zeigte Spuren von hellem Lehm und Zement. Aber die Polizei kommt mit

ihren Ermittlungen in den nächsten Wochen nicht weiter. Wieder ist es Croiset, der ihr einen neuen Hinweis gibt. Er übergibt ihnen die Fotografie eines Bekannten von ihm, der – wie Croiset behauptete – dem Mörder gleiche. Dieser Bekannte hatte sich für dieses Experiment in einem weißen Hemd fotografieren lassen; denn Croiset hatte »gesehen«, daß der Mörder ein solches Hemd trug. Die Aufnahmen wurden durch Professor Tenhaeff der Polizei übergeben. Zwei Monate darauf wurde der Mörder Hans Hermans gefaßt. Die Polizei mußte bestätigen:

Der Täter ist 1,73 m groß – Croiset hatte sich um 3 cm geirrt. Die Beschreibung der Tat durch Croiset erwies sich in allen Punkten als zutreffend. Der Täter hatte nach dem Mord die Kirmes in Zeilberg besucht. Der Täter glich dem Mann auf der Fotografie in auffallender Weise. Der Täter hatte zur Zeit der Tat ein weißes Hemd getragen.

Nicht nur Gegenstände können so zum psychometrischen Objekt werden: auch Orte, ein Haus, ein Zimmer, eine Landschaft können dem Hellseher die gleichen Eindrücke vermitteln. Auch wir selbst kennen vielleicht dieses seltsame Gefühl. In irgendeiner Situation, in einer fremden Gegend, in einem fremden Raum überkommt uns plötzlich das Gefühl, wir seien schon einmal hiergewesen, obwohl wir genau wissen, daß dies nicht zutrifft. So berichtet Professor Tenhaeff von Croiset: Er betrat ein fremdes Haus. In dem Augenblick, in dem er die Türklinke eines Zimmers berührte, tauchte vor ihm das Bild einer alten Dame auf. Croiset beschrieb sie genau, wie sie auf Krücken gestützt durch das Zimmer ging; beschrieb Details ihres Lebens. Die Bewohner standen vor einem Rätsel. Keiner kannte diese alte Dame. Bis Nachforschungen Professor Tenhaeffs ergaben, Croiset hatte eine frühere, längst ver-

storbene Bewohnerin des Hauses in allen Einzelheiten richtig »gesehen«.

Das erstaunlichste Erlebnis dieser Art hatten zwei Engländerinnen, zwei Freundinnen, am 4. August 1951 an ihrem Ferienort bei Dieppe in Frankreich. Morgens um vier Uhr wachten sie erschreckt auf: Sie vernahmen das Schreien tödlich getroffener Soldaten, das Motorengeräusch anfliegender Flugzeuge, Bombeneinschläge, Maschinengewehrfeuer, Explosionen. Kommandorufe – den ganzen Lärm einer Schlacht. Es schien wie ein Spuk, und er dauerte drei Stunden, von morgens vier bis sieben Uhr. Eine spätere Nachprüfung ergab, daß nur sie beide den unerklärlichen Lärm vernommen hatten. Kein Kino in der Nähe, keine Radiosendung, kein Manöver kam als Quelle der Täuschung in Frage. Es war ein Glücksfall, daß die beiden Engländerinnen »überirdischen Dingen« ganz und gar ungläubig gegenüberstanden: Während des Erlebnisses hatten sie ein minuziöses Protokoll geführt. Sie vermerkten mit genauer Uhrzeit, was sie zwischen vier und sieben Uhr vernahmen ... Das Erstaunen war groß, als dann festgestellt wurde, daß das Anschwellen des Geschützdonners, die Gefechtspausen, die Anflugzeiten der Flugzeuge, daß jedes Detail auf die Minute genau mit dem Verlauf eines Landeunternehmens übereinstimmte, das sich neun Jahre zuvor – am 19. August 1942 – bei Dieppe abgespielt hatte – zwischen vier und sieben Uhr morgens. Wissenschaftler der englischen »Gesellschaft für Psychische Forschung« überprüften den Fall. Mit Hilfe von Dokumenten und Experten aus dem Kriegsministerium wurden die Zeiten kontrolliert. Ein Jahr später wurde das Ergebnis veröffentlicht: An der Echtheit der beschriebenen Phänomene war nicht zu zweifeln.

Ein letzter Fall, der gleichzeitig schon einen Übergang zum

Hellsehen in die Zukunft bedeutet, stammt wieder aus den Archiven des Parapsychologischen Institutes der Universität Utrecht:

Samstag, 29. August 1953. Der zehnjährige Dirk Zwenne aus Velsen, einer kleinen Hafenstadt am Nordseekanal, wird seit 14 Uhr vermißt. Am Abend alarmieren die Eltern die Polizei. Während der nächsten zwei Tage bleibt die Suche jedoch ergebnislos. Der Chef der Polizei selbst rät den Eltern, sich an Croiset zu wenden. Am gleichen Tag ruft Dirks Onkel Croiset an. Dirk, so teilt Croiset dem stumm Lauschenden mit, sei ertrunken:

»Ich sehe einen kleinen Hafen – ein kleines Floß und ein kleines Segelboot. Der Junge spielt auf dem Floß . . . Er glitt aus und fiel ins Wasser. Im Fallen schlug er mit dem Kopf gegen das Boot und erhielt dabei eine Wunde an der linken Schläfe . . .«

»Wir haben den ganzen Hafen abgesucht und nichts gefunden.«

»Im Hafen herrschte zu der Zeit eine starke Strömung. Die Leiche des Jungen wird in wenigen Tagen gefunden werden, und zwar in einem anderen Teil des Hafens, der mit dem ersten verbunden ist . . .«

Als man Croisets Aussage nachprüfte, fand man, daß es das Floß und das Segelboot wirklich gab. Aber diese Tatsache konnte er immer noch aus den Gedanken des anderen abgelesen haben – also Telepathie. Seine anderen Aussagen aber erwiesen sich nach Meinung Professor Tenhaeffs als echtes Hellsehen: Croiset »sah« in die Vergangenheit: Als man den Jungen an Land trug, hatte er eine Wunde an der linken Schläfe . . . Er »sah« in die Zukunft: Zwei Tage darauf wurde die Leiche des Jungen geborgen – in dem anderen Teil des Hafens.

Bei aller berechtigten Skepsis der Wissenschaft – können wir eigentlich noch zweifeln, daß es Menschen gibt, immer nur einzelne, die hellseherisch erfassen, was ist und was einmal war? Das Verborgene liegt offen vor ihnen – und das Vergangene. Auch die Zukunft? Gibt es ein Wissen dessen, was doch noch gar nicht existiert – die Prophetie? Die Ungewißheit der Zukunft, die bange Frage nach dem Schicksal – sie hat die Menschen seit Anbeginn bewegt.

Prophetie

Es geschah in London, im Mai 1906, auf dem »Kongreß der Propheten«; sie waren aus der ganzen Welt hier zusammengekommen, um die Menschheit zu warnen und den »Vorhang der Zeit für einen Augenblick aufzureißen«. Eine Minderheit verkündete den Weltuntergang für den Mai 1929. Die Mehrheit sagte ihn für den April 1931 voraus ...

Derartige Prophezeiungen hat es immer wieder gegeben. Heute entlocken sie uns ein Lächeln. Damals wurden sie von vielen todernst genommen. Es ist kaum erstaunlich, daß das Hellsehen in die Zukunft, die Prophetie, dem heftigsten Zweifel begegnet. Nirgends gibt es so viel Falsches, so viel Widersprüchliches, so viel Zweideutiges wie bei der Prophetie. Nirgends gilt so sehr der Grundsatz: lieber zuwenig als zuviel glauben.

»Es stellt die größte Anforderung an die Vorurteilslosigkeit... den ›Sprung über die Zeit‹ ernsthaft zu diskutieren«, schreibt Professor Bender. »Zwar ist die Vorschau ein klassisches Phänomen... aber der experimentelle Nachweis in der nüchternen Atmosphäre der Laboratorien, der mit dem Anspruch naturwissenschaftlicher

Methodik auftritt, erscheint vielen wie eine zu hoffnungslosem Mißerfolg verurteilte Ketzerei.«

Es gibt eine berühmte Untersuchung von M. Maeterlinck aller Prophezeiungen zum ersten Weltkrieg. In diesem Werk werden dreiundachtzig Voraussagen überprüft. Wie sahen die meisten dieser Voraussagen aus? Im Jahre 1905 prophezeite eine Frau von Ferriem, die sich die »Seherin an der Spree« nannte: »Ich sehe ihn kommen, den unvermeidlichen Krieg ... Eine ganze Reihe von Jahren wird vergehen ... Dann bricht's mit elementarer Gewalt los. Traurige Jahre stehen dann wohl bevor, aber Sieger bleiben wir und nochmals wir!« Ein H. Niemayer aus Hannover weissagte im Jahre 1911: »Frankreich wird niedergeworfen: von wem? Natürlich von Deutschland... Deutschland wird über Frankreich siegen, wie nach allem anzunehmen, was auf okkultem Weg zu erfahren ...«

Alle dreiundachtzig Aussagen erwiesen sich bei der Untersuchung als wertlos – bis auf zwei. Die eine stammte von einem französischen Priester, die andere von einem deutschen Major. Es sind die einzigen beiden Kriegsprophezeiungen, die die Wissenschaft auch heute noch für beachtenswert hält.

Die Aussagen des Priesters, Vianney von Ars, wurden erst drei Jahre nach dessen Tod bekannt. Im Jahre 1872 wurden sie erstmals veröffentlicht – lange vor dem Weltkrieg. Was sagte der Priester voraus?

»Unsere Feinde werden sich nicht ganz zurückziehen, sie werden wiederkehren und alles auf ihrem Weg zerstören ... Man wird ihnen keinen Widerstand entgegensetzen, sondern sie vordringen lassen, ihnen ihren Lebensmittelnachschub abschneiden

und ihnen große Verluste beibringen. Sie werden sich gegen ihr eigenes Land zurückziehen, und wir werden sie verfolgen, und niemand wird von ihnen heimkehren. Dann wird man ihnen alles wieder wegnehmen, was sie genommen haben, und darüber hinaus noch ein groß Teil mehr ...«

Es klingt wie eine echte Prophezeiung, ist aber doch recht allgemein gehalten. Und man kann verstehen, wenn Kritiker einwenden, es sei vielleicht »nichts als ein Glückstreffer«.

Aber der Priester machte noch eine Aussage: Er sagte voraus, wann dies alles geschehen sollte: »Man wird mich kanonisieren (heiligsprechen) wollen, wird aber keine Zeit dazu haben.« Und tatsächlich! Im Juli 1914 – fünfundzwanzig Jahre nach dem Tod Vianney von Ars' – begannen die Vorbereitungen zur Heiligsprechung. Und der Krieg unterbrach sie. Auch das ein Zufall? Auch das ein Glückstreffer?

Die zweite Prophezeiung stammt von einem Major von Gillhausen. Er schrieb seine Vision am 3. August 1914 nieder und schickte das versiegelte Dokument an den Prinzen Friedrich Wilhelm von Preußen. Erst im Herbst 1915 las dieser das Dokument. Er sandte es darauf dem Verfasser wieder zu. Am 2. Mai 1918 fiel der Major. Sein Bruder fand das versiegelte Schriftstück bei dem Toten:

»Berlin SO 26, Mariannenplatz 20, den 3. August 1914. Was ich am 3. August 1914 gegen 2 Uhr sah: Wie wird der Krieg verlaufen? Nicht in kurzer Spanne Zeit. Nicht nur gegen einen starken Gegner. Ich sehe viele Feinde und erkenne deutlich Belgien ... Im Westen tauchte neben Frankreich ... England auf als unser

bedeutendster Gegner. In Afrika haben wir auch schwer zu kämpfen. Italien eilt, mit England, Rußland und Frankreich gemeinsame Sache zu machen wider uns. Auf dem Balkan: Serbien und Rumänien. Ich sträube mich gegen Rumänien, begreife es nicht, aber es bleibt. Rußland macht uns große Mühe, aber es wird gelingen, obwohl Japan ihm hilft, wie Amerika England hilft. Ich sehe Roosevelt dem König von England Brot reichen und Wein und ihm auf die Schulter klopfen und ihm Geld geben und ein Pulverhorn, einen Dolch und Bleikugeln – und Roosevelt schien doch unser Freund?«

Denken wir daran: dieses alles »sah« der Major in einem Augenblick, in dem jeder in Deutschland, und besonders ein preußischer Offizier, einen kurzen, siegreichen Krieg erwartete. In dem Schriftstück heißt es dann weiter: »Der Krieg ist schauerlich und fast alle Völker der Erde werden hineingezogen. Ich sehe den Krieg – von Nordamerika bis Australien, von Serbien und Japan bis zum Kap Hoorn.«

Und das Ende? »Ist es möglich? Deutschland kommt in eine furchtbare Lage, und 1918 wird's am schlimmsten. Ob der Kaiser das Jahr 1921 noch erlebt? Ich sah den Kaiser, angetan mit Hermelinmantel und die Krone auf dem Haupt, die Beine seines eigenen umgelegten Thronsessels absägen, während dieser Arbeit wurde der Hermelinmantel immer grauer und pulveriger, allmählich abfallend, während die Krone immer mehr zusammenschrumpfte und der Kaiser selbst in nichts zerrann . . .«

Und die Zukunft? »Deutschland geht furchtbar aus dem Krieg hervor, und an dreißig Jahre braucht's zur Erholung. Rußland erwacht und streitet mit Amerika um den Besitz der Zukunft. –

Gott sei mit uns! Guido von Gillhausen, Hauptmann und Chef der 6. Komp. 3. Garde-Regt. z. F.«

Es ist dies in der Tat eine erstaunlich genaue Prophezeiung, wenn auch, so ein Kritiker, »vieles einfach die Schlußfolgerung aus einer vorhandenen Situation sein könnte«. Vor allem in einem Punkt ist die Vision überaus seltsam: die Erwähnung des amerikanischen Präsidenten Roosevelt. Liest man heute Gillhausens Worte – »Ich sehe Roosevelt dem König von England Brot reichen und Wein und ihm auf die Schulter klopfen und Geld geben« –, so ist man in Versuchung, an den zweiten Weltkrieg zu denken! Denn: Im Jahre 1914, als der Offizier dies niederschrieb, gab es keinen amerikanischen Präsidenten namens Roosevelt! Ebenso seltsam vorausschauend klingt heute der letzte Satz: »Rußland erwacht und streitet mit Amerika um den Besitz der Zukunft.« Dennoch: Der Beweis, daß einzelne Menschen das Schicksal von Völkern, daß sie Kriege, politische Entwicklungen hellseherisch voraussehen könnten, steht auf schwachen Füßen. Auch die Beispiele aus der jüngsten Vergangenheit sind wenig überzeugend: Eine Frau sieht 1942 amerikanische Truppen in Heidelberg einmarschieren: ». . . da durchzuckte es mich auf einmal, denn ich erkannte, daß das ja keine deutschen Soldaten seien. Die Fahne, der sie folgten, war das Sternenbanner, und alle flüsterten einander zu: ›Das sind ja die Amerikaner‹.« Eine andere Frau sieht im Winter 1939/40 die Zerstörung Dresdens: »Dann sah ich auf einmal an den Häusern hoch und bemerkte mit Schrecken, daß es nur leere Fassaden waren . . .«

Ein Münchner, Leopold Schwarz, hatte im Sommer 1937 diese Vision: »Ich stand im oberen westlichen Wandelgang des Maximilianeums . . . und sah in Richtung Justizpalast die ganze Stadt

in ein einziges Flammenmeer gehüllt; über den zum Himmel schießenden Feuergarben und Bombeneinschlägen las ich in gigantisch großer, schauerlich flackernder Schrift die Zahl 1944.«

Auch hier nur wenige Fälle. Es mag sein, daß es eine große Anzahl von Fällen gibt, daß aber die Gefahr, sich durch die Bekanntgabe lächerlich zu machen, viele Personen abhielt, ihre Erlebnisse mitzuteilen. Dennoch scheint es so, daß die Fälle gegenüber der Tatsache, daß ein so erschütterndes und die Welt bewegendes Ereignis wie zwei große Kriege doch seine Schatten hätte vorauswerfen müssen, kaum ins Gewicht fallen.

Es sind also Ausnahmen, wenn ein einzelner Mensch ein Geschehnis allgemeiner Art voraussieht. Solchen *allgemeinen* Prophezeiungen können wir nicht mißtrauisch genug gegenüberstehen. »Von jenen politischen Prophezeiungen, die von gewerbsmäßigen Hellsehern immer wieder versucht werden«, sagt Professor Hans Bender, »bleibt nichts übrig, was der Kritik standhalten könnte. Vielfache Erfahrung zeigt, daß gewollte Prophetie nicht funktioniert. Es ist, als ob hier Schranken gesetzt sind, als ob zweckhaft gewollte Prophetie vor dem Geheimnis schicksalhafter Zusammenhänge kapitulieren müsse.«

Ist den Menschen also die Zukunft verschlossen? Überprüfen wir die *persönlichen* Prophezeiungen, bei denen der einzelne Mensch und das einzelne Schicksal im Vordergrund stehen, so machen wir eine überraschende Entdeckung. Plötzliche Glücks- oder Unglücksfälle, Krankheiten, Tod – das vorher zu erkennen, scheint dem Menschen möglich. Allerdings ist auch hier Vorsicht geboten. Vor allem sind es zwei Fehlerquellen, die uns täuschen können: Telepathie, nicht Hellsehen, ist manchmal die Erklärung, so der bekannte Traum des amerikanischen Präsidenten Lincoln

wenige Tage vor seiner Ermordung. In diesem Traum sah sich Lincoln das sogenannte Ostzimmer des Weißen Hauses betreten.

»Dort erlebte ich eine schlimme Überraschung«, erzählte der Präsident seiner Frau, und ein zweiter Zeuge schrieb seine Aussage nieder. »Vor mir stand ein Katafalk, auf dem in Sterbegewändern ein Leichnam aufgebahrt lag. Um den Katafalk waren Soldaten als Wachen postiert. Und dort standen zahllose Menschen. Einige schauten traurig auf den Leichnam, dessen Gesicht verhüllt war; andere wieder weinten jämmerlich.

›Wer im Weißen Haus ist gestorben?‹ fragte ich einen der Posten. ›Der Präsident‹, war die Antwort, ›er wurde ermordet!‹ – Hier erfolgte ein Schmerzensausbruch der Menge, so laut, daß ich davon aufwachte. Ich schlief in dieser Nacht nicht mehr. Und obgleich alles nur ein Traum gewesen ist, beunruhigte mich dieser doch sehr.«

Wenige Tage später fiel Lincoln den Kugeln des Fanatikers John Wilkes Booth aus den Südstaaten zum Opfer. Die ersten Worte seiner Frau, als sie von dem Attentat hörte, waren: »Sein Traum! Er hat es vorausgesehen.« Aber es läßt sich sehr wohl denken, daß sich die Mordabsichten des Attentäters telepathisch auf das Opfer übertrugen; anstelle eines echten Vorauswissens schleichen sich telepathisch abgezapfte Gedanken oder Erwartungen in die Aussagen ein und spiegeln so eine Zukunftsschau vor.

Eine zweite Fehlerquelle: die menschliche Natur. Die Forschung hat zahllose Fehlerquellen gefunden, die prophetische Erlebnisse vortäuschen können. Berühmt ist die Vision, die der junge Goethe beim Abschied von Friederike Brion hatte. Er berichtet in Dichtung und Wahrheit, daß er sich, als er von Sesenheim wegritt, sich

selbst zu Pferde wieder entgegenkommen sah, und zwar in einem Gewande, das er nie getragen hatte: hechtgrau mit etwas Gold. Acht Jahre später, auf dem Weg nach Sesenheim, um Friederike noch einmal zu sehen – trug er wirklich dieses Gewand. Aber die Erfüllung dieser Prophetie kann auf eine ganz natürliche Weise zustande gekommen sein: damit sich die Vision erfülle, hat Goethe sich aus einem unbewußten Antrieb eben dieses Gewand anfertigen lassen. Ein solcher »Erfüllungszwang« erklärt manch prophetisch erscheinendes Erlebnis.

Nicht immer muß also wahr sein, was wir für wahr halten. Menschliche Beweise sind unzuverlässig. Ein dafür typisches Beispiel ereignete sich auf einem Kongreß in Deutschland, an dem die fähigsten Anwälte und Richter teilnahmen. Im Tagungssaal wurde ein angeblicher Mord inszeniert. Eine verborgene Kamera nahm den Vorfall auf. Alle Anwesenden wurden in dem Glauben gelassen, es sei wirklich ein Mord begangen worden. Jeder wurde gebeten, das Beobachtete niederzuschreiben. Das Ergebnis zeigte, daß selbst diese Männer – deren Beruf es war, genau zu beobachten – über die »Tat« ganz entgegengesetzte Aussagen machten. Ernsthaft können also nur jene Fälle in Frage kommen, die von mindestens zwei Zeugen bestätigt worden sind und die vor der Verwirklichung niedergeschrieben wurden. Und es sind erstaunlich viele.

Den ersten Fall verdanken wir dem amerikanischen Psychologen Hodgson. Dieser erhielt eines Tages folgenden Brief: »Ich habe die schmerzliche Pflicht, Sie von ... dem Tod meiner Mutter, Mrs. E. Chase, in Kenntnis zu setzen. Beiliegenden versiegelten Umschlag fanden wir nach ihrem Tod in einer Schachtel mit Privatpapieren. Sie hatte uns immer – seit meines Vaters Tod –

gesagt, daß sie ihn nur fünf Jahre überleben werde, was wir leider zu wenig beachteten. Mrs. S. J. Crawford.« Der versiegelte Umschlag trug die Aufschrift: »Nach meinem Tod zu öffnen. Mutter.« Sein Inhalt: »Immer seit dem Tod meines Mannes habe ich gefühlt, daß fünf Jahre die Grenze meines Lebens sind oder sein werden. Der Gedanke begleitet mich immer, ganz einfach und natürlich: Fünf Jahre. Nun! Sollte ich sechs Jahre leben, werde ich dieses vernichten, wenn aber meine Vorahnung sich bewahrheiten sollte, wünsche ich, daß dies an Dr. Hodgson, Boston, mit den Einzelheiten geschickt werde. Mrs. E. Chase.« Sie war, genau wie sie es vorausgesehen hatte, fünf Jahre nach dem Tod ihres Mannes gestorben. Der Fall entspricht, so meint Fanny Moser, »allen wissenschaftlichen Anforderungen«. Dennoch weist er nach Meinung anderer Wissenschaftler gewisse Mängel auf. Sie vermuten in diesem Fall eine Kraft am Werk, von der wir bereits berichtet haben: die Macht der Suggestion. Frau Chase starb an einem Gallenfieber, das zuerst harmlos schien, sich plötzlich verschlimmerte und zu ihrem Ende führte. »Schwerlich konnte sie dieses Gallenleiden schon fünf Jahre vorher gemerkt und gefühlt haben, daß es nach fünf Jahren tödlich werden mußte«, schreibt Dr. Baerwald in seinem Kommentar zu diesem Fall, aber: »Wohl konnte diese Überzeugung (daß sie sterben werde) sich auf ein zufällig zur Verfallszeit der Prophezeiung eintretendes Leiden werfen, in ihm ihre Bestätigung erblicken und es durch die Macht der Suggestion verschlimmern.« Und auch der Forscher Driesch meint: »Wenn einem Menschen unmittelbar persönlich prophezeit wird, er werde dieses oder jenes ganz Bestimmte ... erleben, so ist die Möglichkeit da, daß ihm suggeriert wird, das zu tun, was vorausgesagt worden ist. Es würde also überhaupt nichts Paranormales vorliegen, sondern etwas, was aus der Lehre von der

Suggestion bekannt ist. Bis zum Selbstmord, ja bis zur Fixierung der Stunde des normalen Todes könnte hier die ›Prophezeiung‹, die keine wäre, gehen. Da man ja doch vornehmlich mit unbewußt Seelischem zu rechnen hat.«

Aber gehen diese Erklärungen nicht zu weit? Sind sie nicht der Versuch, das Unmögliche mit dem Unmöglichen zu erklären? Betrachten wir einen weiteren Fall. Am 7. Januar machte der französische Arzt Liébeault nach dem Besuch eines Patienten die folgende Eintragung in sein Register: »Heute, 4 Uhr nachmittags, konsultierte mich Herr Ch. wegen leichter nervöser Störungen. Ch. ist geistig sehr in Anspruch genommen durch einen Prozeß und durch folgendes Erlebnis.« Dieses Erlebnis, das kaum vierzehn Tage zurücklag, war allerdings höchst verwunderlich. Am 26. Dezember hatte der 19jährige Ch. bei einem Spaziergang durch die tiefverschneiten Straßen von Paris an einem Haus ein Namensschild entdeckt: Madame Lenormand, Nécromancienne (Geisterbeschwörerin). Er war eingetreten, einfach aus Neugier. Jemand führte ihn in ein Zimmer. Madame Lenormand kam, setzte sich ihm gegenüber an einen Tisch, nahm seine Hand. »Sie werden ihren Vater in einem Jahr verlieren«, prophezeite sie ihm, »an diesem selben Tag. Bald werden Sie Soldat sein, aber nicht für lange. Sie werden jung heiraten, zwei Kinder haben und mit sechsundzwanzig Jahren sterben.«

»Ch. teilte diese erstaunliche Prophezeiung einigen Freunden und Verwandten mit«, schreibt Liébeault, »nahm sie aber anfangs nicht ernst«. Als jedoch sein Vater genau ein Jahr nach der Sitzung, am 27. Dezember, nach kurzer Krankheit starb, wurde seine Ungläubigkeit etwas erschüttert. Als er Soldat wurde – nur sieben Monate –, kurz nachher heiratete, Vater von zwei Kindern wurde

und dann vor seinem 26. Jahr stand, packte ihn die Angst, und er glaubte, nur noch einige Tage vor sich zu haben. Deshalb kam er zu mir in der Hoffnung, ich könnte das Verhängnis irgendwie abwenden. Denn, dachte er, wenn die ersten vier Punkte sich erfüllt haben, wäre das auch für den fünften zu erwarten.«

Der Arzt versuchte, seinem Patienten die Idee auszureden. Vergebens. Ch. war überzeugt, er werde sterben. Schließlich schickte er Ch. zu einem anderen bekannten Medium. Ch. erste Frage: »Wann werde ich sterben?« Die Antwort: »Sie werden sterben – in 41 Jahren.« Der Erfolg war wunderbar. Sofort wurde der Patient voller Hoffnung. Er hielt sich für gerettet.

»Ich hatte schon alles vergessen«, schreibt Dr. Liébeault dann, »als ich eine Anzeige erhielt, daß mein unglücklicher Patient am 30. November, das heißt im Alter von 26 Jahren, gestorben sei, wie Madame Lenormand es vorausgesagt hatte. Seitdem habe ich erfahren, daß der Unglückliche an Blutvergiftung infolge einer Verletzung starb. Damit man nicht glaube, dies sei nichts als eine extravagante Erfindung von mir, behalte ich immer diesen Brief und das (ärztliche) Register mit obigem Bericht. Das sind zwei geschriebene und unbestreitbare Zeugen.«

Zeigt sich das Zukünftige in Form von symbolischen Bildern, so spricht man von einem »zweiten Gesicht«. Gerade hier gibt es viele Fälle, die gut beglaubigt sind. Der Lokomotivführer W. fuhr seine Strecke seit vielen Jahren: weites, flaches Land, hin und wieder ein Signal, ein Bahnübergang, so auch an diesem Tag. »Plötzlich schrie W. auf. ›Ein Mann zwischen den Schienen!‹«, wird der Heizer des D 406 später vor Gericht aussagen. W. hat die Hebel herumgerissen. Knirschend hält der Zug. An den Fenstern erblaßte Gesichter. Der Zugführer rennt nach vorn. Er wird aussagen: »Ich

sah W. unter der Lokomotive zwischen den Schienen herumkriechen. Als er sich schließlich aufrichtete, war er schneeweiß im Gesicht. Ich fragte ihn: »Was ist los?« Als er endlich antworten konnte, sagte er, er habe zweihundert Meter voraus einen Mann mitten auf den Schienen stehen sehen, die Hände abwehrend erhoben. Er beschrieb ihn: blaue Arbeitsbluse, hohe Stiefel, einen Knotenstock in der Hand. Aber wir fanden niemand...« Der Vorfall wurde der Inspektion gemeldet. Beamte vernahmen den Lokomotivführer und den Heizer. Der Heizer hatte »nichts gesehen«. W. blieb bei seiner Aussage. – Konnte man einen Mann, der Sinnestäuschungen unterworfen war, weiterhin auf einem so verantwortlichen Posten belassen? Dennoch sprach W.s ganzes bisheriges Leben für ihn; er war, nach den Personalakten und dem Zeugnis seiner Vorgesetzten, ein »nüchterner, absolut zuverlässiger, erprobter Beamter«, einer der Besten in seinem Beruf. W. fuhr also weiter seine Strecke. Aber vier Wochen später ereignete sich der gleiche Vorfall noch einmal. Wieder glaubt W. den Mann auf den Schienen zu sehen. Wieder bremst er den Zug. Wieder ist es eine Täuschung. Diesmal lautet die Entscheidung der Direktion: »W. ist zur Beruhigung seiner Nerven vier Wochen vom Dienst befreit. Danach wird er auf eine andere Linie versetzt.«

Er fährt – nach zwanzigjähriger Dienstzeit – eine kleine Nebenstrecke. Fast ein Jahr lang. Sinnestäuschungen treten nicht mehr auf. Danach erlaubt man ihm, wieder seine alte Strecke zu fahren. Ein Monat vergeht. Dann geschieht es. An der gleichen Stelle. Wieder sieht er den Mann auf den Schienen. Und diesmal zögert er, zu bremsen. Er zögert einen Augenblick zu lange. »Wir spürten nur einen ganz leichten Stoß«, sagte der Heizer vor Gericht aus. »Ich bin dann 'runter, das erste, was wir fanden, war ein

Stück Stoff, blauer Stoff. An einer Achse hatte sich ein Stiefel verfangen. Dann fanden wir einen zerbrochenen Knotenstock. Und dann den Toten ...« Der Mann, so wurde festgestellt, war ein Händler, der zum erstenmal in dieser Gegend war. Augenzeugen hatten beobachtet, wie er unter der bereits geschlossenen Schranke hindurchgeschlüpft war und von dem Zug erfaßt wurde. Das Gericht sprach W. von jeder Schuld frei. Er fuhr die Strecke nie wieder.

Können wir noch leugnen, daß es Menschen mit der Gabe – oder der Bürde – gibt, das Zukünftige vorauszusehen? Aber hören wir noch einen Fall aus den Archiven des Parapsychologischen Instituts der Universität Utrecht. Zeuge ist der Leiter dieses Instituts selbst, Professor Tenhaeff:

Im Oktober 1937 sagt ein gewisser E. Benedict im »Burgerziekenhuis«, einem Krankenhaus in Amsterdam, voraus, daß dem Haus binnem kurzem »hoher Besuch« bevorstehe. Und zwar sollten sich innerhalb einiger Wochen Königin Wilhelmine, Prinzessin Juliana und Prinz Bernhard mehrere Tage in diesem Krankenhaus aufhalten. Zeugen dieser Prophezeiung: der Direktor des Krankenhauses, Professor Tenhaeff und zwei Ärzte. Professor Tenhaeff: »Keiner der Anwesenden nahm diese sonderbare Prophezeiung ernst; ich notierte sie aber trotzdem.« Einen Monat später, am 27. November, erhielt Professor Tenhaeff einen Brief von einer Frau O. Sie hatte schon vor längerer Zeit die Entdekkung gemacht, daß Träume von zukünftigen Ereignissen eingetroffen waren. Professor Tenhaeff hatte sie veranlaßt, sie sofort niederzulegen und ihm zuzuschicken. Dies nun war einer ihrer Träume. Sie schrieb:

»... heute nacht habe ich (wieder) geträumt – und alles so klar,

daß es mir noch vor Augen steht. Ich sah einen Bahnübergang (1) und einen langen Weg (2) und Wiesen (3). Hinter einer Hecke (4) stand ein Lastauto für Straßenarbeiten (5). In großer Geschwindigkeit kommt ein Auto angefahren (6), will rasch überqueren (7), aber in der Mitte der Straße platzt ein Reifen und das Auto wird in voller Fahrt gegen die Hecke (8) und gegen das Lastauto (9), das dahinterstand, geschleudert. Die betreffende Person war sofort tot (10). Ich sah sie liegen, nämlich Prinz Bernhard (11)...«

Zwei Tage später, am 29. November, meldet Radio Hilversum um 9.45: Prinz Bernhard habe einen schweren Autounfall erlitten. Er war in das »Burgerziekenhuis« in Amsterdam eingeliefert worden! Bei dem Vergleich der Berichte über den Unfall mit dem Traum von Frau O. zeigt sich folgendes:

(1) Richtig: Das Unglück hatte sich in unmittelbarer Nähe des Viadukts der Eisenbahnlinie Hilversum – Amsterdam ereignet. (2) und (3) Richtig: Es handelt sich um die Straße Diemen – Amsterdam, die in dieser Stelle zwischen Wiesen entlangführt. (4) Richtig: Die Hecke ist vorhanden. (5) Richtig: Vor dem Viadukt wurde am Bahndamm gearbeitet. Ein Lastwagen stand bereit, um den Sand abzufahren. (6) Richtig: Der Zweisitzer des Prinzen fuhr mit großer Geschwindigkeit; ein hinter ihm kommender Fahrer sprach von 90 Kilometern. (7) Richtig: Der Lastwagen überquerte in diesem Augenblick den Weg. (8) Falsch: Von einem geplatzten Reifen oder einem Anprall gegen die Hecke ist nichts bekannt. (9) Richtig: Das Auto des Prinzen fuhr gegen den Lastwagen. (10) Falsch: Der Prinz war nicht tot; er wurde schwerverletzt ins Krankenhaus gebracht – in das »Burgerziekenhuis«. (11) Richtig: Bevor der Krankenwagen eintraf, lag der Prinz auf schnell herbeigebrachten Decken am Straßenrand.

Gefälschtes Geisterfoto aus Amerika: der Frauenkopf rechts entstammt einem bekannten Gemälde der Zeit.

Geisterfotos aus dem Atelier. Um die Jahrhundertwende manipulierte ein Hamburger Fotograf durch Doppelbelichtung und mit Gruselrequisiten diese Jenseitsfotografien.

»Besuche aus dem Jenseits« nannte der Fotograf seine Fälschungen, in denen immer wieder die gleichen Requisiten auftauchen.

Und auch die zuvor unsinnig erscheinende Aussage des E. Benedict bewahrheitete sich: Prinz Bernhard war in einem solch bedenklichen Zustand, daß auf Rat der behandelnden Ärzte die Königin Wilhelmine und die Prinzessin Juliana einige Tage ins Krankenhaus übersiedelten...

Zwei Personen sagen unabhängig voneinander – der eine vier Wochen vorher, der andere zwei Tage zuvor – das Richtige voraus: Können wir hier noch von Zufall sprechen?

Schließlich ein Beispiel, das dem Autor persönlich mitgeteilt wurde; es ereignete sich 1943 in Cherson, einer ukrainischen Stadt am Dnjepr, als »eine ältere russische Frau« beim Anblick eines deutschen Soldaten stutzt, dann in ein herzzerbrechendes Weinen ausbricht. Eine den Soldaten begleitende Russin verdolmetscht: Die alte Russin habe vorausgesehen, daß ihr Sohn, sowjetischer Soldat, in dem Augenblick, in dem sie einem Menschen begegne, der ihrem Sohn gleiche, sterben werde. »Ein Foto zeigte mir eine verblüffende Ähnlichkeit«, berichtet der Soldat, »es hätte mein Zwillingsbruder sein können. Einige Wochen später kam die Bestätigung: ihr Sohn war an jenem Tag gefallen.

Dem Soldaten sagte sie an jenem Tag voraus: 1. »Heute wird noch ein Kamerad von dir kommen. 2. Der Zug, mit dem du morgen fährst, wird von Partisanen zerstört. 3. Schlimm, schlimm, du stirbst fast, dein linkes Bein, Blut, viel Blut. 4. Du kommst in sowjetische Gefangenschaft, soviel Jahre wie Finger an deiner Hand. 5. Du kommst in eine Stadt in Gefangenschaft, an einem Fluß wie der Dnjepr, wo Pilsudskis Herz liegt. Ein Weg führt in die Freiheit, geht durch einen Keller, in dem es heiß ist. 6. Deine Mutter – eine schwere Operation. 7. Wenn du dreimal stolperst, dann merke dir den Tag und die Stunde, ich sehe dein Haus, viele tausend

Kilometer von hier, an einem großen Fluß; ich sehe Feuer, viel Feuer, die ganze Stadt brennt, dein Haus nur noch so hoch wie ein Hund, alles kaputt, alles Feuer. Deine Frau, deine Tochter, sitzen in einer Ecke, wo kein Feuer ist. Aber was ist das, auch die Straßen brennen, wie können Straßen brennen . . .?«

Die Voraussage der Russin traf in allen 7 Punkten ein: 1. »Am Nachmittag traf ein Kamerad von mir unerwartet am Bahnhof ein. 2. Der Zug wurde von Partisanen in die Luft gesprengt. 3. und 4. Mit einem Oberschenkeldurchschuß, links, kam ich in sowjetische Gefangenschaft, fünf Jahre (soviel Finger wie an deiner Hand). 5. In der Kathedrale von Wilna an der Wilija (ein Fluß wie der Dnjepr) soll das Herz des polnischen Marschalls Pilsudski liegen. Durch einen Heizungskeller (Keller, in dem es heiß ist) fanden drei Kameraden den Weg in die Freiheit, ich war zu feige. 6. Meine Mutter hatte eine schwere Gallenoperation. 7. Eines Tages stolperte ich dreimal hintereinander und – so unglaubhaft es klingen mag – am gleichen Tag, zur gleichen Stunde, wurde die Stadtmitte von Krefeld am Rhein (an einem großen Fluß) zerstört (die Trümmer waren so hoch wie ein Hund). Meine Frau, meine Tochter überlebten in einer Durchfahrt. Die Asphaltstraßen brannten. (Wie können Straßen brennen?)«

Bei allen berechtigten Zweifeln – solche Erlebnisse sprechen dafür, daß es ein Hellsehen in die Zukunft gibt. So sehr wir allen allgemeinen Prophezeiungen mißtrauen müssen – dort, wo der Einzelmensch und sein Schicksal im Mittelpunkt stehen, scheint es ein Hellsehen in die Zukunft zu geben.

Was aber ist die Erklärung für diese Gabe? Die Wissenschaftler sind sich so uneinig, wie es nur geht! Der Marquis de Puységur sprach einfach von einem »sechsten Sinn«. Dr. Baerwald glaubt

an eine »universelle Telepathie«, die alle Menschen miteinander verbinde. Professor James nahm ein allwissendes »kosmisches Reservoir« an, ein Absolutes, das in bezug auf Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft allwissend ist; mit diesem könne sich der menschliche Geist gleichsam telefonisch in Verbindung setzen. Für den Theologen Alois Wiesinger ist es »ganz einfach die Kraft der Seele, die körperlos alles empfangen kann, für das sie sich aus irgendeinem Grund interessiert«. Und für die Spiritisten wird das »außersinnliche« Wissen von Hellsehern als von Geistern vermittelt erklärt; die Geister der Verstorbenen wirken als Boten.

Jeder glaubt recht zu haben. Jeder verficht seinen Standpunkt mit dem Anspruch, unfehlbar zu sein. »Wir können heute nicht sagen, ob die außersinnliche Wahrnahme an der Zeit ihre Schranke findet oder nicht«, läßt Professor Rhine die Frage offen. »Tausende und Tausende von Jahren hat das Universum manche seiner Geheimnisse vor dem Verstande des Menschen verborgen gehalten... Möglich ist es, daß unsere künftigen Abenteuer uns dazu führen werden, die Schranken des menschlichen Geistes immer weiter und weiter vorzurücken.«

II. Teil

Die geheimen Kräfte einer uns übergeordneten Welt

Es ist ein wissenschaftlicher Skandal, daß über die wichtigste Frage der Menschheit, über die Unsterblichkeit, noch immer tiefe Unwissenheit herrscht.
C. du Prel

Ich will nicht sagen, daß es möglich ist. Ich sage nur, es ist wahr.
C. R. Richet

Medien

Man sah ihm auch in Zivil den ehemaligen britischen Luftmarschall an: der graue, knapp anliegende Tweedanzug, das schneeweiße, kurz geschnittene Haar, die wachen Augen, der energische, befehlsgewohnte Mund; im Knopfloch ein winziges Ordensband. Es war der erste Tag des »Internationalen Spiritualistischen Kongresses« in Paris im September 1957. Der große Festsaal im Hotel »Lutetia« war bis auf den letzten Platz gefüllt, als Lord Dowding die Gäste begrüßte – Gläubige und Spötter, Zweifler und Reporter, denen es hauptsächlich um eine gute Story ging. Sie bekamen ihre Story. Jahrelang war die Tatsache ein streng gehütetes Geheimnis der britischen Abwehr. Was Lord Dowding nunmehr der Öffentlichkeit mitteilte – klang im höchsten Grade phantastisch:

Es war im Jahre 1940/41, zur Zeit des »Blitz« – pausenlos griffen deutsche Flugzeuge Ziele in England an, vor allem London. Die englische Luftabwehr war zu schwach; so war es wichtiger denn je, Informationen zu bekommen. Lord Dowding wählte dazu einen ungewöhnlichen Weg. Für ihn, den überzeugten Spiritisten, lag er nahe. Seine Frau war ein bekanntes Medium: Sie befragte – in Gegenwart von Abwehroffizieren – die »Geister«

über England abgeschossener deutscher Flieger! Und wirklich: Die Verstorbenen meldeten sich und gaben bereitwillig Auskunft – über die Flugfelder, von denen sie gestartet waren, über geflogene und geplante Einsätze ... »So gelang es uns«, enthüllte Lord Dowding seinen staunenden Zuhörern, »wertvolle Auskünfte über feindliche Angriffsbasen in Nordfrankreich und vor allem in der Bretagne zu bekommen. Sie erleichterten wesentlich unsere Abwehrmaßnahmen gegen die nächsten nächtlichen Einflüge; insbesondere London ließ sich wirksamer verteidigen.« Hirngespinste? Lord Dowding macht nicht den Eindruck eines Phantasten – das Amt des Kommandeurs der Königlichen Jagdgeschwader verlangte einen Mann, der sich an Tatsachen hielt ...

Auch von dem sowjetischen Arzt Professor Dr. G. W. Sagarew kann man nicht sagen, daß er an »Geister« glaube. Und doch berichtete dieser Arzt von einem Erlebnis, das er 1956 hatte: Ein Mädchen in einem rosa Kleid kam in seine Sprechstunde; es flehte ihn an, zu seiner kranken Mutter zu kommen. Nach langem Bitten willigte der Arzt ein. Das Mädchen nannte die Adresse, war dann aber plötzlich verschwunden; weder die Sprechstundenhilfe noch die Patienten hatten das Mädchen gesehen. Dr. Sagarew begab sich in die Wohnung. Er fand die Mutter, lebensgefährlich erkrankt, allein. Das Mädchen, ihre Tochter, das den Arzt zu Hilfe gerufen hatte, war – tot, vor zwei Tagen gestorben ...

Es sind solche Fälle, an denen sich die Gemüter immer wieder erhitzen. »Der Name Spiritismus weckt«, schreibt Dr. Johann M. Verweyen, »eine gewisse grauenerregende Vorstellung von ›Spuk und Gespenstern‹, von ›Erscheinungen der Toten‹ und weckt zugleich besonders Mißtrauen.« Heimatland des modernen Spiri-

tismus ist Amerika, von wo er sich Ende der vierziger Jahre des letzten Jahrhunderts über die ganze Welt verbreitete.

Seine Entstehung war an die seltsamen Geräusche und Klopflaute geknüpft, die zum erstenmal im Jahre 1848 in dem Bauernhause des angesehenen Methodisten Fox in dem kleinen Dorf Hydesville auftraten. Als die Familie sich eines Abends zur Ruhe begeben wollte, begann es zu klopfen; eines der drei Kinder klatschte in die Hände, und zum allgemeinen Erstaunen antwortete das unbekannte Wesen im selben Rhythmus. Es antwortete auch mit der richtigen Anzahl Schläge, als die Mutter nach dem Alter ihrer Kinder fragte. Die Sache sprach sich herum. Viele Menschen kamen nun abends zu der Familie Fox. Man setzte sich um einen Tisch, um das Klopfen zu hören; einmal schienen die geheimnisvollen Klopfzeichen vom Tisch auszugehen. Jemand kam auf den Gedanken, das Alphabet herzusagen und das unbekannte Wesen zu bitten, durch Klopftöne Buchstaben zu bezeichnen und damit auf Fragen zu antworten: so entstand das Tischrücken. In kurzer Zeit verbreitete sich die Praxis über ganz Amerika, griff nach Europa über: für unzählige Menschen wurde das Tischrücken zu einem Beweis für die Existenz einer jenseitigen Welt.

Gilt also die Parapsychologie als die Lehre von »den geheimen Kräften der menschlichen Seele«, so der Spiritismus als die Lehre von »den geheimen Kräften einer uns übergeordneten Welt«.

Die gestrenge Wissenschaft sieht den Spiritismus voller Verachtung über die Schulter an. »Sie hat aber wenig Ursache, sich ihm überlegen zu fühlen«, meint der schwedische Nervenarzt Dr. John Björkhem. Denn »solange man keine wirklichen Erklärungen hat, darf man nicht zu Gericht sitzen über Menschen, die auf Grund

außerordentlicher Erfahrungen sich die Geisterhypothese zu eigen gemacht haben.« Und ein katholischer Priester, der im Auftrag seiner Kirche seit Jahren diese Phänomene untersucht, sagte mir: »Die Überzeugung eines Fortlebens nach dem Tode gehört zum Gemeingut der Menschheit. Für mich als Priester stellt sich die Frage gar nicht: Wer sonst als ein Priester sollte daran glauben!«

Sind wir kritisch, so müssen wir gestehen: Auf keinem anderen Gebiet wird so unglaublich gefälscht und gesündigt! Man spricht geradezu von »Hochstaplern des Jenseits«. Und sehr viele Berichte von Geisterbotschaften lassen an Genauigkeit und Zuverlässigkeit zu wünschen übrig. Wissenschaftler schätzen, daß über 80 Prozent aller Geisterbotschaften sich als wertlos erweisen. Aber ein Rest bleibt! Nicht alles kann mit Betrug »wegerklärt« werden. »Wäre das Problem so einfach«, meint Dr. Björkhem, »so hätten die parapsychologischen Phänomene in unserer nüchternen Zeit gewiß schon lange zu existieren aufgehört.«

Wir begeben uns in der Tat auf trügerischen Boden. Alles scheint unsicher, fraglich. Wo ist fester Boden? Wo sind Beweise? Auf der Suche nach solchen Beweisen müssen wir uns an jene Menschen halten, die als die Mittler zwischen Menschen und Geisterwelt gelten – die Medien. Man denkt dabei meist an unheimliche Wesen, die schon durch ihr Äußeres irgendwie auffallen, denen man möglichst aus dem Wege geht; an die Hexen früherer Jahrhunderte. »Auch wer in seiner Phantasie beim Klange des Wortes Medium nicht gleich von Angst und Grauen gepackt wird«, schreibt Verweyen, »wird doch vielleicht geneigt sein, die Seltsamkeit dieser Wesen durch die Zauberformel Hysterie anzudeuten.«

Nichts ist falscher als das. Medien sind einfach besonders sensible Menschen, empfänglich für besondere Schwingungen, und in

ihrem Privatleben sehr ruhig, ausgeglichen. Sie sind nichts anderes, als was das Wort Medium sagt: Mittler. Die Vermutung liegt nahe, daß es eine weit größere Anzahl namenloser Medien gibt. Viele von ihnen, meint Verweyen, bleiben für die Wissenschaft unentdeckt, weil sie »an die in ihnen schlummernde, vielleicht schon mehr oder weniger wirksame mediale Fähigkeit nicht recht zu glauben sich getrauen, weil sie in ihrer nächsten Umgebung nur Worte der Geringschätzung und des Spottes über dies ungewöhnliche Gebiet vernehmen.«

Gewöhnlich geschieht dieses Vermitteln der Botschaften aus dem Jenseits – wie die Medien glauben – im Zustand der Trance. Hier befinden wir uns auf festem Boden: Kein Wissenschaftler wird die Echtheit dieses Phänomens bezweifeln: Trance ist nichts anderes als jener Zustand – der Hypnose ähnlich –, in dem das Bewußtsein ausgeschaltet und nur unser Unterbewußtsein, unser zweites Ich, wach ist. Von diesem Punkt an gehen die Meinungen auseinander, stehen sich zwei Welten gegenüber, die Animisten und die Spiritisten.

Die Animisten – von dem Wort anima = Seele – sagen: Es gibt keine Geister, was als »Geist« erscheint, das sind nur wir selbst, Teile unserer Seele. Der angebliche Geist wäre nach ihnen eine »Spaltpersönlichkeit« des Mediums, geschaffen aus paranormalem, aber nicht vom »Jenseits« her erworbenem Wissen.

Die Spiritisten – von spiritus = Geist – sagen: Die beobachteten Phänomene sind nicht seelische Leistungen des Menschen, sondern stammen aus dem Jenseits. Es gibt Geister, und wir können durch sie mit diesem Jenseits in Verbindung treten.

Wie sehen die Methoden aus, mit denen nach Meinung der

Spiritisten dieser »Verkehr mit der Geisterwelt« geschieht? Eine dieser »Türen ins Jenseits« ist das automatische Schreiben. Das Medium nimmt dabei einen Bleistift zur Hand und beginnt automatisch zu schreiben. Die Hand fliegt über das Papier, von einer fremden Kraft geführt, als hätte sie nichts mit dem Rest des Körpers zu tun. Sogenannte »Schreibmedien« produzieren auf diese Art unbewußt handschriftliche lange Mitteilungen.

Ein erstaunlicher Fall solchen »Geisterschreibens«, wie es der Volksmund nennt, stammt von einer gläubigen Katholikin, Marcelle de Jouvenel. Es begann mit dem Tod des einzigen, heißgeliebten Sohnes, Roland. Er starb am 2. Mai 1946 mit fünfzehn Jahren. »Der Gedanke, eine Hand schreiben zu lassen, ohne daß das Denken daran teilnimmt«, so schreibt die Mutter, sei ihr zuerst als etwas Schreckliches erschienen, etwas nicht Ernstzunehmendes. »Ich sah darin eine Bestätigung des Okkultismus, den ich hasse und der mir Angst macht.« Aber eines Abends, ganz in Gedanken versunken, nahm ich einen Bleistift zur Hand; »meine Hand wurde von einem Zittern erfaßt und begann plötzlich zu schreiben, in einer großen, geneigten Schrift, die genau das Gegenteil der meinigen ist.« Es war die Schrift ihres toten Sohnes! Seine Botschaft lautete:

»Da du mich bittest, zu kommen: Hier bin ich. Sei nicht untröstlich, ich bin da, ganz nahe bei dir. Ich liebe dich. Höre mich oft an, ich bin glücklich, aber ich erwarte dich.« In der zweiten Nacht begann die Botschaft: »Ich bin glücklich, dich wieder zu finden.« Zwei Wochen später, als die Mutter immer noch von Zweifeln geplagt wurde, etwas zu tun, kam die Botschaft: »Ich möchte dir nicht weh tun, aber du sollst wissen, daß der Zwei-

fel für uns eine Art Abschreckungsmittel ist... Lähme deine Begeisterung nicht durch Zweifel. Glaube, glaube immer stärker.«

Seither erhielt Marcelle de Jouvenel auf diese Art Hunderte von Botschaften von ihrem toten Sohn, darunter viele Dinge, die erst in der Zukunft eintrafen, die also bestätigt werden konnten. Ein katholisches Bischofsordinariat war von der Echtheit dieser Botschaften so überzeugt, daß sie mit ihrer Druckerlaubnis erschienen – als der Beweis für die Existenz einer »anderen Welt«.

Eine andere Methode, sich mit dieser anderen Welt in Verbindung zu setzen, ist das sogenannte Tischrücken, im Volksmund »Geistertelegrafie«. Im Grunde handelt es sich um abgewandelte Formen des automatischen Schreibens. Da es verhältnismäßig leicht auszuführen ist, gehört das Tischrücken zu den populärsten aller okkultistischen Versuche.

Es ist keineswegs, wie oft geglaubt wird, eine »Erfindung« des Spiritismus. Schon das Orakel von Delphi war so ein – dreibeiniger, steinerner – Tisch, der durch seine Schwingungen Antwort auf die Fragen der Priester gab. Auf ähnliche Art werden auch in spiritistischen »Sitzungen« die Tische befragt: Die Teilnehmer legen ihre Hände auf den Tisch und vereinigen sich zu einer geschlossenen Kette. Ein Schlag kann dabei ein »A« bedeuten. Zwei Schläge ein »B«. Oder man sagt das Alphabet auf, und es klopft beim richtigen Buchstaben. Eine andere Vorrichtung ist das »quija-Bord« – ein Buchstabenbrett, auf dem eine bewegliche Holzscheibe, Planchette genannt, zu den betreffenden Buchstaben gleitet.

Ein Beispiel der Botschaften, die durch solche klopfenden Tische mitgeteilt werden, berichtet der französische Dichter Victor Hugo. Hugo befand sich damals in Verbannung auf der Kanalinsel Jer-

sey. Widerstrebend und skeptisch nahm er an einer Sitzung teil. Zuerst geschah nichts. Dann kam das Unglaubliche. »Der Tisch antwortete – auf die Frage ›Wer bist du?‹ – mit dem Namen einer Verstorbenen, die allen Augenzeugen vertraut war«, schreibt ein Augenzeuge dieser Sitzung. Es war die Schwester des Dichters. »Der Bruder befragte die Schwester, die dem Tod entstieg, um den Verbannten zu trösten. Ich empfand deutlich die Anwesenheit derjenigen, die uns das harte Schicksal entrissen hatte. Sie antwortete auf alle Fragen – die Nacht verging ... Schließlich sagte sie ›Adieu‹, und der Tisch rührte sich nicht mehr.«

»Man kann verstehen«, sagt Professor Bender, »daß in solchen und ähnlichen Fällen geradezu zwingend der Eindruck entsteht, daß nur der Verstorbene selbst solche Mitteilungen gemacht haben kann.«

Jedenfalls kann man das eigentümliche Phänomen der klopfenden Tische nicht damit abtun, daß man es als Mystifikation bezeichnet; an der Tatsächlichkeit dieser Bewegungen der Tische ist nicht zu zweifeln. Professor Bender: »Lächerlichmachen führt nicht zum Verständnis. Natürlich kann mit dem Tischrücken Schabernack getrieben werden. Die vielen Tausende von Menschen, die den klopfenden Tisch befragen oder mit einer ähnlichen Praktik, dem wandelnden Glas, durch Berührung von Buchstaben des Alphabets, ›Botschaften‹ erhalten, sind aber sicher nicht alle Opfer von Witzbolden. Sie wissen wirklich nicht, was auf diese Weise produziert wird, sondern sie sind von den Mitteilungen ehrlich überrascht.«

Aber: Automatisches Schreiben und klopfende Tische – das allein sind keine Beweise für das Übernatürliche, für Botschaften »von drüben«! So wenig moderne Psychologen an Geister glau-

Große Kontroversen lösten die Materialisationsversuche des Münchener Professors Dr. von Schrenck-Notzing in den 30er Jahren aus. Besonders umstritten die Materialisationen und Schleierphänomene des Mediums Eva C.

Blitzlichtaufnahme in einer Sitzung von Medium Eva C. und einem angeblichen Phantom unter Leitung von Professor Schrenck-Notzing.

ben, sie denken nicht daran, diese Tatsachen zu leugnen. Sie geben ihnen nur eine natürliche Erklärung. Sie werden einen einfachen Versuch empfehlen: Man bindet einen Ring an eine Schnur und befestigt diese an der Spitze eines kleinen Stockes. Über einen Kreidestrich am Boden läßt man diesen Ring pendeln. Dann denkt man, daß der Ring in der Richtung des Kreidestrichs ausschlagen soll – und es dauert nicht lange, der Ring wird in Richtung des Kreidestrichs ausschlagen, auch wenn man sich die größte Mühe gibt, den Stock still zu halten. Die Erklärung: Unsere Gedanken beeinflussen die Bewegungen der Hand, ohne daß man es merkt.

Genauso wird der Psychologe das Rätsel der automatischen Schrift und der klopfenden Tische deuten: Als unwillkürliche, dem Betreffenden unbewußte Muskelbewegung, unwillkürliche Stöße, die sich summieren. Der klopfende Tisch ist für sie ein »Steigrohr des Unterbewußten«.

Nicht Rolands Geist, meinen sie, sondern der unbewußte Wunsch der Mutter, von ihrem Sohn zu hören, führte ihr die Hand und erzeugte die Botschaften; doch ihre Erklärung bleibt unbefriedigend.

Auch für ein anderes parapsychologisches Phänomen, das den Geistern zugeschrieben wird, glaubt die Wissenschaft heute eine natürliche Erklärung gefunden zu haben, das »automatische Reden«. Wir kennen dieses »Reden in fremden Zungen« aus vielen Stellen der Bibel. In der Pfingsterzählung wird von den Aposteln berichtet: »Und es hörte ein jeder, daß sie in seiner Sprache redeten.« Auch von anderen Heiligen wird berichtet, daß sie diese Gabe, in »neuen Zungen« zu reden, besaßen: Als Stephanus in Georgien predigte, sprach er, so heißt es, so gut griechisch, türkisch und armenisch, daß es den Eingeborenen »eine Verwun-

derung war«. Hat die Bibel recht? Einer der berühmtesten und merkwürdigsten Fälle wurde von dem Genfer Professor Flournoy beobachtet: Sein Medium Hélène Smith war, so schien es, ein Sprachgenie: die Geister sprachen und schrieben durch sie nicht nur in den verschiedensten Sprachen der Erde, sondern auch in vier »astralen«: in der des Mars, des Ultramars, des Uranus und des Mondes. Marsbewohner sprachen durch sie:

Siké évai diviné zé niké crizi capri, ne ame orié antéch êze carimi ni êzi érié é nié pavinée hed lé sadri dé zé véchir tiziné Matêmi misaimé kâ lé umez essaté.

Es sollte heißen: Siké, sei glücklich! Das kleine schwarze Vögelchen kam gestern an mein Fenster klopfen, und meine Seele wurde freudig, es sagte mir: Du wirst ihn morgen sehen, Matêmi, du Blüte, die mich leben macht. Sonne meiner Träume.

Diese angebliche Marssprache erwies sich – nach Professor Flournoy – als getreue Kopie des Französischen, der Muttersprache des Mediums. Näher an das Geheimnis heran kam Flournoy, als Hélène plötzlich in Trance einen Satz in arabischer Sprache niederschrieb: egalil men elhabib ktsur. Hélène schrieb ihn in arabischen Buchstaben. Es waren die einzigen vier Worte. Sie selbst verstand den Satz nicht. Zudem schrieb sie ihn verkehrt, von rechts nach links, »so als habe sie keine Ahnung vom Arabischen und zeichne von einer Vorlage ab.« Flournoy stand lange vor einem Rätsel. Daß der »Geist« eines arabischen Scheichs aus ihr gesprochen haben sollte – damit wollte er sich nicht abfinden. Schließlich konnte Flournoy nachweisen: Der Hausarzt der Familie des Mediums hatte vor zehn Jahren seine Erinnerungen an eine arabische Reise veröffentlicht. Jedes dieser Exemplare war mit einer arabischen Widmung versehen: »Von einem Freund ist das Wenige

viel.« Dieser Arzt war bei den Versuchen anwesend. Hatte Hélène seine Gedanken gelesen? Es schien so. Nicht nur die Schriftzüge stimmten mit jenen der Widmung überein, selbst einen orthografischen Fehler hatte Hélène von dem Hausarzt übernommen!

Ein anderer Arzt, Lafontaine, fand dann die Vermutung, daß es sich in solchen Fällen um Gedankenübertragung handelte, bestätigt. Seinem Medium konnte man in allen Sprachen – Spanisch, Lateinisch, Portugiesisch, Deutsch, Griechisch – Fragen stellen, in Trance antwortete das Medium, das nur Französisch konnte, auf alle Fragen richtig in der Muttersprache. Eines Tages stellte jemand eine Frage in Hebräisch an sie. Sie antwortete nicht. Berichtet Lafontaine: »Ich drang in sie und fragte, warum sie nicht antworte. ›Das ist sehr einfach‹, sagte sie, ›dieser Herr spricht Worte, die er selber nicht versteht, er weiß nicht, was sie bedeuten. Da kann ich ihm nicht anworten. *Er denkt nicht.* Ich halte mich nicht an die Worte, die kann ich nicht verstehen. *Es ist nur der Gedanke,* den ich sehe, auf den ich antworten kann.‹« Und tatsächlich, der Frager hatte den Satz eingelernt, ohne aber seinen Sinn zu kennen.

Auch der am besten untersuchte Fall aus der jüngsten Vergangenheit scheint die Annahme vieler Wissenschaftler zu bestätigen, daß es sich beim »Reden in fremden Zungen« meistens um reine Telepathie handelt. Therese Neumann, die Stigmatisierte von Konnersreuth, ein einfaches Bauernmädchen, das nur den Dialekt des Dorfes beherrschte, sprach Brocken und Sätze einer Sprache, die selbst nur wenige Gelehrte beherrschen – Aramäisch. Die hervorragendsten Sachverständigen auf dem Gebiet der alten Sprachen konnten nicht umhin, dieses »Wunder« zu bestätigen. So der Professor für semitische Philologie in Halle, Dr. J. Bauer: »Zwei-

fellos handelt es sich um richtiges Aramäisch, wie es wohl zu Christi Zeiten gesprochen werden konnte.« Auch hier gab Therese Neumann selber die Erklärung: Als sie einen Satz sprach, den der bekannte Orientalist Professor Wutz nicht kannte, sagte er zu ihr: »Therese, das ist nicht möglich. Die Worte, die du sagtest, sind nicht Aramäisch.« Sie antwortete: »Ich wiederhole nur, was Sie dachten!«

Die Bibel hatte also doch recht! Die Berichte der Heiligengeschichte und das Pfingstwunder – sie wären durch Gedankenübertragung zu erklären. Nicht die Apostel redeten in »fremden Zungen« – die Versammelten, Parther und Meder, die Bewohner Mesopotamiens und Judäas –, sie alle hörten die Apostel in ihrer eigenen Mundart reden! Sie verstanden nicht die fremde Sprache, sondern ihren Inhalt: der Gedanke übertrug sich auf sie. »Telepathie wäre hiernach«, meint Dr. Fanny Moser, »der echte Kern der alten Berichte über das ›Reden in fremden Zungen‹, ein Wunder des Verstehens also, nicht des Redens.«

Aber ist damit alles erklärt? Ein Rest bleibt, auch hier, für den die Erklärung Telepathie nicht ausreicht, wie das altertümliche Englisch der Patience Worth beweist: Dieses Patience Worth behauptete, der Geist eines Mädchens aus dem 17. Jahrhundert zu sein, das in England geboren wurde, nach Amerika kam, dort von den Indianern getötet wurde. Er sprach durch eine Mrs. Curran, das heißt, er diktierte ihr historische Romane und Erzählungen, zum Teil in einem spätmittelalterlichen Englisch, von dem Sprachforscher fanden, es enthielte kein einziges englisches Wort, das nach dem Jahre 1600 ins Englische aufgenommen wurde. Auch enthielten die Schilderungen Details von alten Gebräuchen, wie sie allenfalls wenigen Volkskundlern bekannt sein mochten, nicht

aber der recht ungebildeten Mrs. Curran. Trotz allen Untersuchungen – Patience Worth blieb eines der großen Rätsel, und eine annehmbare Erklärung wurde nicht gefunden. Es sei denn, wie die Psychologen es tun, man erkläre es als die Fähigkeit des Unterbewußten, oder, wie die Spiritisten unterstellen, es habe wirklich ein Geist durch Mrs. Curran gesprochen.

Ob die Psychologen oder die Spiritisten recht haben – so viel ist sicher: Die vielen mysteriös erscheinenden *Methoden,* in der Medien solche Botschaften empfangen, ist noch kein Beweis für die Existenz einer anderen Welt. Die Antwort auf unsere Fragen müssen wir daher in der Botschaft selbst suchen – in ihrem *Inhalt.*

Den ersten Bericht einer solchen Botschaft von drüben verdanken wir dem englischen Physiker Sir Oliver H. Lodge. Sein Sohn Raymond – das amerikanische Medium Mrs. Piper hatte seinen Tod vorausgesagt – fiel als Freiwilliger im ersten Weltkrieg. Am 14. September 1915 in Flandern. Unmittelbar nach seinem Tod »meldete« Raymond sich in allen Sitzungen, an denen Lodge oder ein Mitglied seiner Familie teilnahm, auch bei zahlreichen, bis dahin ganz unbekannten Medien. Lodge, langjähriger Vorsitzender der englischen »Gesellschaft für psychische Forschung«, sah in den zahlreichen Botschaften seines Sohnes den »Beweis einer Fortexistenz nach dem körperlichen Tode«. Er veröffentlichte einen Bericht, »Raymond oder Leben und Tod«, seither eine Art Bibel des Spiritismus. Wir können daraus nur eine typische Botschaft mitteilen, »die Erwähnung und Beschreibung eines Gruppenbildes«, wie Lodge schreibt, »dessen Existenz uns völlig unbekannt geblieben war«.

Zum erstenmal war davon die Rede auf einer Sitzung mit dem

Medium Peters, dreizehn Tage nach Raymonds Tod. Das Medium gab Auskunft durch »automatisches Sprechen«:

»Sie besitzen verschiedene Porträts dieses jungen Mannes (Raymond). Ehe er hinüberging, hatten sie ein gutes Bild von ihm – sogar zwei, nein, drei. Zwei stellen ihn allein dar, auf der dritten gehört er zu einer Gruppe von mehreren Männern. Er wünscht ganz besonders, daß ich Ihnen Mitteilung davon mache. Auf einem Bild sehen Sie einen Spazierstock.«

Das Seltsame: Niemand in der Familie Lodge kannte dieses Gruppenbild. Nachforschungen ergaben nichts. Lodge hatte die Bemerkung schon fast vergessen, als ihn zwei Monate später ein Brief erreichte. Eine Frau Cheves, die Mutter eines Hauptmann Cheves, der Raymond gekannt hatte, schrieb: »Mein Sohn hat mir ein Gruppenbild gesandt, das im August aufgenommen worden ist. Ich fragte mich, ob Sie wohl die Fotografie kennen und einen Abzug besitzen. Wenn nicht, soll ich Ihnen einen senden?« Lady Lodge bat darum. Aber noch ehe die Fotografie eintraf, hatte Lodge – am 3. Dezember – eine Sitzung mit dem berühmten Medium Frau Leonard. »Bei dieser Gelegenheit«, berichtet Lodge, »erkundigte ich mich vorsichtig nach der Fotografie.« Die Antworten, noch vor Ankunft des Bildes protokolliert:

Medium: »Stelle jetzt weitere Fragen an ihn« (d. h. an Raymond). Lodge: »Er sprach neulich davon, daß von ihm ein Gruppenbild aufgenommen worden sei. Wir haben es noch nie zu sehen bekommen. Möchte er nicht etwas mehr darüber sagen?« Medium: »Ja, aber er meint, hier habe er nicht davon geredet.« Lodge: »Nein, das ist ganz richtig, es war nicht hier. Kann er angeben, worüber er gesprochen hat?« Medium: »Er sagt, durch den Tisch habe er nichts darüber mitgeteilt.« Lodge: »Ganz recht – erinnerst du

dich denn deutlich an die Fotografie?« Medium: »Er denkt, einige andere wurden mit ihm fotografiert.« Lodge: »Waren es Freunde von dir?« Medium: »Einige wohl, sagt er. Aber er kannte nicht alle oder doch nur oberflächlich. Sie waren nicht alle miteinander befreundet.« Lodge: »Erinnert er sich, wie er auf der Fotografie aussah? Stand er?« Medium: »Er denkt, nein. Einige standen, er selbst aber saß, und etliche standen hinter ihm.« Lodge: »Waren es Soldaten?« Medium: »Er sagt ja, eine bunt zusammengewürfelte Gesellschaft.« Lodge: »Hatte er einen Stock?« Medium: »Das weiß er nicht mehr. Er erinnert sich, daß jemand sich auf ihn stützen wollte.« Lodge: »Wurde das Bild im Freien aufgenommen?« Medium: »Eigentlich ja. (Halblaut:) Was soll das heißen, ›eigentlich‹? Entweder war's im Freien oder nicht. Du willst doch sagen ›ja‹, nicht wahr! *) (Laut): Er meint ›ja‹, weil er ›eigentlich, ja‹ sagt.«

Vier Tage später war Lodge im Besitz der Fotografie. Sie war einundzwanzig Tage vor dem Tode Raymonds aufgenommen worden. Alle Botschaften trafen zu: Der Spazierstock war vorhanden. Es war eine bunt zusammengewürfelte Gesellschaft, Offiziere aus verschiedenen Kompanien. Raymond selbst saß in der ersten Reihe, die anderen standen hinter ihm. Die Person hinter ihm stützte sich auf ihn. Das Bild war im Freien aufgenommen worden. »Der Fall des Gruppenbildes«, schreibt Dr. Baerwald, »sieht auf den ersten Blick verführerisch aus!« Aber, so meint er, er lasse sich auch durch Gedankenübertragung deuten. Baerwald: »Als Raymond seine tödliche Verwundung erlitt, lebte er noch drei Stunden. Es lag ihm während dieser Zeit der Gedanke nahe: »Das

*) Solche halblauten Zwischengespräche deuten die Spiritisten als Auseinandersetzungen »hinter der Szene« zwischen Geist und Medium.

letzte Lebenszeichen, das die Meinen von mir erhalten werden, wird jenes Bild sein.« Er hatte also Anlaß, sich die Fotografie noch zuletzt zu vergegenwärtigen. Nun sind Sterbende bekanntlich gute telepathische Sender, und der – geübte – Sir Oliver Lodge dürfte ein vorzüglicher Empfänger gewesen sein.«

Diese Deutung Baerwalds erscheint allerdings kühn; ebenso könnte man dann auch annehmen, aus dem Medium habe wirklich der »Geist« Raymond gesprochen. Wenn die Wissenschaft sich nicht immer wieder Tatsachen verschließen würde, nur weil sie ungewöhnlich erscheinen, oder weil sie auf Grund der bestehenden Anschauungen nicht zu deuten sind, wäre es vielleicht besser um unser Wissen um die übersinnlichen Phänomene bestellt.

Bei unserem zweiten Beispiel jedenfalls scheint Gedankenübertragung ausgeschlossen zu sein. Wir verdanken den Fall dem amerikanischen Psychologen Estabrooks. Das Medium war Mrs. Chenoweth. Die Methode: automatisches Schreiben. Estabrooks zitiert einen Freund:

»Ich bat meinen Vater um eine Nachricht«, berichtet der Zeuge über diese Sitzung mit Mrs. Chenoweth. »Der Bleistift begann zu schreiben. Es hieß, mein Vater sei zugegen. Nach einigen Begrüßungsworten sagte ich: »Hör zu, Vater, sicher weißt du von den Schwierigkeiten, die wir haben, um die Verbindung zwischen eurer und unserer Welt herzustellen. Ich möchte, daß du mir hilfst mit etwas, das ein wirklicher Beweis ist.« Die Hand des Mediums schrieb: »Ich werde versuchen, zu helfen.« Zeuge: »Erinnerst du dich an deine Tagebücher?« Medium: »Ja, ich erinnere mich.« Zeuge: »Ich möchte dich bitten, mir ein Datum zu nennen und mir zu sagen, was du an dem betreffenden Tag gemacht hast.«

Medium: »Das wird nicht einfach sein – nach so langer Zeit. Aber ich will es versuchen.« – Drei Minuten ruhte die Hand. Dann schrieb sie: »Ich erinnere mich an den 18. Juli 1910. An diesem Tag suchte ich einen bestimmten Mann auf ... ich wollte für unsere Familie ein Haus mieten. Aber ich traf ihn nicht an, und erst im September konnte ich meinen Entschluß ausführen.«

Zu Hause suchte der Zeuge das entsprechende Tagebuch heraus. »Ich fand, daß mein Vater am 18. Juli 1910 einen Mann namens Harrison aufgesucht hatte. Eine weitere Notiz besagte, daß Harrison erst im September nach New York zurückgekehrt war. – Nach bestem Wissen und Gewissen habe ich die Tagebücher meines Vaters niemals zuvor gelesen, und ich wüßte nicht, wie diese Tatsache aus meinem Unterbewußtsein hätte stammen können.«

Der dritte Fall stammt aus den Archiven der englischen »Gesellschaft für psychische Forschung«. Das Medium: Mrs. Holland. Die Methode: ein qui-ja-Bord. A. W. Orr, der Vorsitzende der Gesellschaft, Sektion Manchester, stellte die Fragen: »Willst du sagen, wer du bist?« Mrs. Holland: »William Hodson, London-Road-Bahnhof.« Orr: »Bist du auf jenem Bahnhof gestorben?« Mrs. Holland: »Ja.« Orr: »Woran?« Mrs. Holland: »Etwas mit dem Herzen.« Orr: »Warst du Eisenbahnangestellter?« Mrs. Holland: »Nein.« Orr: »Reisender?« Mrs. Holland: »Nein« Orr: »Wie bist du dann gestorben?« Mrs. Holland: »Ursache war ein Gepäckstück eines Reisenden. Ich arbeitete im Hotel ›Mosley‹.« Orr: »Als was?« Mrs. Holland: »Ich putzte die Stiefel.« Orr: »Wie viele Jahre ist das her?« Mrs. Holland: »Vierundzwanzig oder fünfundzwanzig.« Orr: »Hast du dich schon einmal kundgetan?« Mrs. Holland: »Nie.« Orr: »Wohntest du im Hotel?« Mrs. Holland: »Nein.« Orr: »Kannst du uns deine Adresse angeben?« Mrs.

Holland: »Tipping-Street.« Orr: »Ist niemand in Manchester, der dich kennt?« Mrs. Holland: »Viele.«

Mr. Orr gelang es, im Hotel »Mosley« einen Kellner zu finden, der einen William Hodson gekannt hatte. Ja, er habe dort gearbeitet als Stiefelputzer. – Wo er gewohnt habe? In der Tipping-Street. – Wann er gestorben sei? Vor über zwanzig Jahren, auf dem London-Road-Bahnhof, am Tage des St. Leger, dem großen englischen Pferderennen. Und woran? Hodson habe das Gepäck eines Hotelgastes in dem überfüllten Zug unterzubringen versucht. Dabei gab es Ärger; er regte sich so auf, daß er zusammenbrach. Der Arzt konstatierte Herzschlag.

Diese drei Fälle sind typische Beispiele für jene Botschaften, die echte Trancemedien von »drüben« erhalten. Wie nun sind sie zu erklären? Betrug muß man in den berichteten Fällen ausscheiden. Mrs. Chenoweth, Mrs. Holland, Mrs. Leonard gehören neben Mrs. Piper zu jenen Medien, die mit einer Genauigkeit und Sorgfalt untersucht worden sind, die Betrug ausschließt. Wenn also nicht Betrug – beweist dann das übernatürliche Wissen, das in den Botschaften dieser Medien zutage tritt, die Existenz einer anderen Welt? Die Spiritisten sagen: Ja. Und es scheint undenkbar, daß es dafür eine natürliche Erklärung gibt.

Wissenschaftler wie Baerwald beharren auf ihrer Erklärung der universellen Telepathie, aber selbst der amerikanische Psychologe William James, der zuerst die in Sitzungen mit Mrs. Piper erlebten Fälle auf bloßes Gedankenlesen glaubte zurückführen zu können, faßte am Schluß seinen Eindruck über Mrs. Piper zusammen: »Was mich betrifft, so habe ich den Eindruck, daß dabei wahrscheinlich ein fremder Wille mit im Spiele war. Mit anderen Wor-

ten: Bei meinen Kenntnissen über die Gesamtheit der Erscheinungen zweifle ich, ob sich alle erlangten Resultate durch Frau Pipers Trancezustand erklären lassen, selbst wenn man telepathische Wirkungen zu Hilfe nimmt ... so bringt mich doch die Gesamtzahl ähnlicher Erscheinungen zu dem Glauben, daß ein äußerer Wille, mit uns in Verkehr zu treten, in irgendeiner Form vorhanden war.«

Trotz dieses gewichtigen Urteils glauben die modernen Psychologen eine natürliche Erklärung gefunden zu haben: in den Phänomenen der Persönlichkeitsspaltung.

tens der meisten Nachrichten über den Charakter der Ereignisse [illegible] ich, ob sich alle erlebten Ereignisse durch Franz Stoerk [illegible] erklären lassen, selbst wenn man gewisse Wir-kungen [illegible] Hilfe [illegible] nach [illegible] ständiger Präsentationen zu dem Glauben, daß ein anderer Wille mit uns in Verbindung [illegible]

[illegible] gewaltigen Wunsch [illegible] Wir [illegible] in den [illegible] der Parapsychologie [illegible]

Persönlichkeitsspaltung

Die fremden Persönlichkeiten – die von den Spiritisten als Geister bezeichnet werden – seien in Wirklichkeit nur die Medien selbst, abgespaltene Teile ihrer Seele – so lautet die Erklärung vieler Psychologen. Die Erklärung klingt kompliziert, wird aber verständlich, wenn man an einen Schauspieler denkt: Auch er »versetzt« sich wie das Medium in eine andere Rolle – er wird ein verwandeltes Wesen, ein »anderer«.

Ist diese Veränderung krankhaft, so sprach man früher von Besessenheit. Auch dabei verwandelte sich die Persönlichkeit vollständig: Der Besessene schien, wie das Medium, von einem fremden Individuum beherrscht. Äußere Merkmale: Der schnelle Wandel des Gesichtsausdrucks, die Veränderung der Stimme. Aber auch im Innersten schien der Besessene verwandelt, beherrscht von einem zweiten, unheimlichen Ich. Früher sagte man, der »Dämon« sei in ihn gefahren oder die »Seele eines unselig Verstorbenen«. Heute sprechen die Psychologen von einer Persönlichkeitsspaltung.

So war der Priester Ansel Bourne aus der nordamerikanischen Stadt Coventry bis zu dem Tag, an dem er plötzlich nach einem Sonnenstich aus seinem Heimatort verschwand, ein ganz normaler

Mensch. Die Suche nach ihm war ergebnislos. Man hielt ihn für tot. Zwei Monate später geschah in einem Ort bei Philadelphia, Hunderte von Meilen entfernt, etwas Seltsames: Der Inhaber eines kleinen Ladengeschäfts, ein Mr. Brown, wurde frühmorgens durch einen Schuß geweckt. Als er in seinen Laden kam, den er vor zwei Monaten als Fremder hier eröffnet hatte, wunderte er sich, daß ihn alle Leute Brown nannten – wo er doch Ansel Bourne hieß. Überhaupt: Die ganze Umgebung war ihm fremd. Einem herbeigerufenen Arzt gab er ausführliche Auskünfte über Coventry, so daß man dorthin telegrafierte; es stellte sich einwandfrei heraus, daß Mr. Brown mit dem verschwundenen Ansel Bourne identisch war.

Er erinnerte sich an nichts – die Zeit zwischen seinem Verschwinden und seinem seltsamen Erwachen war wie ausgelöscht. Dem Psychologen William James, dem wir diesen Fall verdanken, gelang es schließlich durch hypnotische Einwirkung, daß Bourne sich erinnerte. Die Diagnose des Arztes lautete: Epileptische Störung infolge des Sonnenstichs.

Dies ist ein einfacher Fall von Persönlichkeitsspaltung.

In komplizierteren Fällen haben Mediziner Fälle behandelt, in denen Patienten sich zeitweise in mehrere verschiedene Persönlichkeiten gespalten hatten – jede mit einem ganz anderen, sich widersprechenden Charakter. An einem historischen Fall der Psychiatrie läßt sich das Wesen einer solchen Persönlichkeitsspaltung besonders deutlich erkennen: Die Patientin war eine Krankenschwester in einem Bostoner Hospital, der behandelnde Arzt eine der größten Autoritäten auf dem Gebiet der Persönlichkeitsspaltung, Dr. Morton Prince.

Diese Krankenschwester, Miß Beauchamp, zeigte von Zeit zu Zeit ein vollkommen wechselndes Ich: heute die eine Person, verwandelte sich ihr ganzes Wesen vollkommen, wobei die eine Person nichts von der anderen wußte; es war wirklich, als lebten »zwei Seelen in ihrer Brust«. Dr. Prince nannte diese beiden Persönlichkeiten B 1 und B 4.

Das eine seelische Teilwesen, B 1, war schüchtern, zurückhaltend, ernst, gütig, religiös, liebte Kinder und alte Menschen. B 4 dagegen war leicht jähzornig, intolerant, unreligiös, mit einem Haß gegen Kinder und Greise. B 4 verurteilte die meisten Dinge, die B 1 liebte; keine wußte von der andern.

Neben B 1 und B 4 gab es noch eine dritte Persönlichkeit, B 3, die berühmte »Sally« – weder B 1 noch B 4 wußten von ihrer Existenz, aber Sally kannte die Gedanken der beiden anderen, und sie machte sich ein Vergnügen daraus, diesen anderen Persönlichkeiten, den Rivalinnen um den Körper, übel mitzuspielen: Hatte B 1, ordentlich wie sie war, ihr Zimmer aufgeräumt, ergriff Sally von dem Körper Besitz und brachte alles wieder in Unordnung. Sally fuhr weit aufs Land in eine fremde Gegend, ließ B 1 dort erwachen, hilflos, ohne Geld ... Dr. Prince heilte die Patientin schließlich, indem er ihre verschiedenen Ichs zu einer Art Mittelpersönlichkeit vereinigte.

Über die Gründe, die zu Persönlichkeitsspaltungen führen, besteht keine volle Einigkeit unter Ärzten, doch überwiegt die Deutung, daß der Hauptfaktor in dem liegt, was wir Suggestion nennen: unter dem Einfluß einer starken Suggestion, eines starken emotionellen oder, in Ausnahmen, physischen Schocks verwandelt sich die Persönlichkeit; ja die Ärzte gehen soweit, zu behaup-

ten, allein der *Wunsch*, eine andere Person zu sein, genüge, um die Symptome einer Persönlichkeitsspaltung zu entwickeln. Und so neigt die moderne Psychologie dazu, in der Persönlichkeitsspaltung den Schlüssel zu der medialen Erscheinung gefunden zu haben. Schreibt Dr. Tischner: »Für den, der sehen wollte, wurde es klar, daß darin, daß aus einem Medium ein Geist sprach, kein Beweis gesehen werden kann, daß es wirklich ein vom Medium unabhängiger Geist ist, der sich manifestiert. Die in der Hypnose und bei sonstigen Spaltungen auftretenden Persönlichkeiten sind um kein Haar unselbständiger als die in spiritistischen Sitzungen vorhandenen.« In anderen Worten: Alle »Geister« sind für die Psychologie solche abgespaltenen Persönlichkeiten. Die Medien, sagen sie, produzieren sie selbst.

Sie verweisen dabei besonders auf die Tatsache, daß die meisten Trance-Medien ihre Botschaften von den Geistern nicht direkt erhalten, sondern durch die sogenannten »Kontrollgeister«. Diese »Kontrolle« ist es, die dem Medium die Geheimnisse der Geisterwelt offenbart, der »Geist« setzt sich also nicht direkt mit dem Medium in Verbindung, sondern über den »Kontrollgeist«. Wer diese »Kontrollgeister« sind, läßt sich am besten am Beispiel des berühmten Mediums Mrs. Piper zeigen: Sie empfing ihre erstaunlichen Botschaften aus dem Jenseits fast immer über solche Kontrollgeister: Zuerst war es eine Persönlichkeit, die sich Dr. Phinuit nannte; sie wurde abgelöst durch einen George Pelham. Dann kamen Kontrollgeister, die sich einfach »Imperator«, »Doctor« oder »Rector« nannten.

Nach Meinung der Psychologen sind Dr. Phinuit, George Pelham und die anderen Kontrollgeister nichts anderes als Teilpersönlichkeiten von Mrs. Piper selbst: Unter dem Einfluß der Sug-

gestion, ein spiritistisches Medium sein zu wollen, habe sich diese Persönlichkeitsspaltung selber vollzogen.

Aber diese Erklärung hat drei schwache Punkte: Erstens: Bei den bekannten Fällen von Persönlichkeitsspaltung handelt es sich um eine krankhafte Erscheinung – während gerade die besten Trance-Medien sehr ausgeglichene Menschen sind. Zweitens: Selbst in den kompliziertesten Fällen von Persönlichkeitsspaltung konstatierten die Ärzte im Höchstfalle fünf Personen – während es doch bei einem Medium wie Mrs. Piper an die hundert solcher »fremden Persönlichkeiten« gab.

Und drittens: Eine solche Erklärung berücksichtigt nicht den Inhalt der Botschaften, die eine Mrs. Piper auf diese Weise erhielt; Botschaften, deren erstaunliches Wissen vermuten lassen, daß Persönlichkeitsspaltung, wenn überhaupt, nur zum Teil diese erstaunlichen Phänomene zu erklären vermag.

So steht auch hier Behauptung gegen Behauptung. Nichts ist entschieden. Wir müssen nach weiteren Beweisen für die Existenz einer anderen Welt Ausschau halten, wenn sich die Waagschale endgültig zur einen oder anderen Seite neigen soll. Wir haben bisher nur von Botschaften aus dem Jenseits gesprochen – von echten oder angeblichen Geistern –, die durch den Mund der Medien sprechen. Wir müssen nun von jenen Medien berichten, denen die Boten der anderen Welt selber erscheinen: als seltsam geformte Substanzen, als Hände, Füße, menschliche Gesichter; als im Raum umherwandelnde durchsichtige Phantome.

Materialisationen

Wir stehen in der Tat bei den sogenannten »Materialisationen« – das heißt bei der Verkörperung von Toten – an der Grenze menschlichen Fassungsvermögens. Das Gebiet, das wir damit betreten, ist das umstrittenste und das rätselhafteste der parapsychologischen Forschung. Wir begegnen Dingen, die unserem Verstand schlechthin unerklärlich erscheinen, ja unmöglich.

Auch bei den Materialisationen ist der Mittler zwischen Menschen und Geisterwelt das Medium. Während jedoch die sogenannten Gedankenmedien Sprachrohr der Geister sind, und nur Botschaften vermitteln, spricht man bei den Materialisationen von sogenannten physikalischen oder Materialisationsmedien: Sie wollen den Geistern helfen, Beweise ihrer Gegenwart zu liefern. Sie wollen ihnen helfen, uns leibhaftig zu erscheinen.

Um wieviel rätselhafter ist ihre Welt! Das zeigt sich schon an dem Unterschied, wie sich hier die Geister kundgeben: Sprach dort der »Geist« durch den Mund des Mediums – hier wird seine Stimme direkt vernommen! Waren es dort klopfende Tische – so bewegen sich hier Gegenstände von selbst, ohne erkennbare Ursache, läuten Glocken, spielen Musikinstrumente, von keiner

menschlichen Hand berührt! War es dort das Medium selbst, das, zum Beispiel, in »automatischer Schrift« Botschaften von drüben empfing – hier schreibt die Botschaft sich selbst, wie von »Geisterhand«. Und schließlich, die sogenannten Verkörperungen: aus einem seltsam nebelartigen Stoff – Teleplasma genannt – formen sich sichtbare und anfaßbare Glieder, Köpfe – und ganze Leiber, die Phantome ...

Kein Wunder, daß dies ein Gebiet schlimmster Täuschungen ist und eines nicht endenwollenden Streites. Denn die Bedingungen, unter denen solche Erscheinungen geprüft werden können, sind denkbar ungünstig. Meistens besteht das Medium darauf, daß solche Sitzungen in einem verdunkelten Raum oder doch nur bei schwachem Rotlicht abgehalten werden; hinzu kommt, daß das Medium dabei noch in einem besonderen Kabinett, dem »Dunkel-Kabinett« Platz nimmt. Wenn etwas geschieht, so oft nach langem, ermüdendem Warten, sehr plötzlich, unerwartet. Meint der Forscher H. Driesch: »Ich scheue mich nicht, es auszusprechen, daß ich kein physisches Paraphänomen als ganz gesichert ansehen kann, das im matten Rotlicht oder gar Dunkelheit stattfand.« Und ein Psychologe bekennt: »Es mag stimmen, daß dies alles notwendig ist, damit die Kräfte, mit denen das Medium in Verbindung steht, sich kundtun können. Unglücklicherweise ist Dunkelheit aber auch der beste Helfer bei Betrug.«

Viele Medien sind als Betrüger entlarvt worden. Andere haben ihr »Geheimnis« später selber gelüftet. Kein Wunder, daß die Gegner alles ablehnen und alles für Betrug halten. Ist alles Betrug? »Durch schroffe Ablehnung und vornehmes Ignorieren kommen wir nicht weiter«, meint der Professor der Philosophie-Geschichte, August Messer. »Wir müssen in Deutschland über den

Zustand hinauskommen, daß ein Gelehrter in Gefahr ist, sein wissenschaftliches Ansehen zu erschüttern oder einzubüßen, wenn er unvoreingenommen okkulte Vorgänge untersucht und wohl gar zu dem Ergebnis kommt, daß sie echt sind.«

Gibt es auf diesem Gebiet solche Beweise, beobachtet unter Bedingungen, die mit Sicherheit Betrug ausschalten? Lange hat man solche Beweise mit Hilfe der Fotografie gesucht. Der Gedanke lag nahe. Eine Kamera ist unbestechlich. Seit der Erfindung der Fotografie hat es immer wieder Fotografen gegeben, die behaupteten, sie hätten dem menschlichen Auge unsichtbare Geister auf ihre Platten gebannt. Diese Geisterfotografien nennt man »Extras«: Der angeblich »medial« veranlagte Fotograf machte eine Aufnahme von einem Lebenden, wobei dann beim Entwickeln sich plötzlich auch Verstorbene – die »Extras« – auf der Platte zeigten. Unzählige solcher Geisterfotografen sind im Lauf der Zeit aufgetaucht – die meisten von ihnen wurden früher oder später als Schwindler entlarvt. Ein gewöhnlicher Trick besteht im Doppelbelichten: Der unsichtbare Geist ist schon vorher im Labor auf die Platte gebannt. Wie solche Betrüger arbeiten, zeigt ein Fall, der vor einem amerikanischen Gericht verhandelt wurde:

Lange hegte niemand gegen H. einen Verdacht. Dieser besuchte kleinere Städte, in denen er niemals zuvor gewesen war. Er gab kostenlos eine Vorstellung, bei denen er die Teilnehmer auch mit Geisterfotografien verblüffte: ein verstorbener Vater, ein gefallener Sohn waren darauf zu sehen; niemand konnte an der Echtheit der Fotografien zweifeln. Viele verlangten daraufhin eine »private Sitzung«. H. gewährte sie – bei entsprechendem Honorar. Bis Medium und Helfershelfer im Gefängnis landeten. Denn das war das ganze Geheimnis: Das Medium arbeitete mit einem

Reisenden zusammen, der Wochen zuvor den betreffenden Ort besuchte. Dieser war ein netter, unterhaltsamer Mensch, mit dem jeder gerne eine Weile plauderte, auch wenn er dann nichts kaufte. Sein Hobby, gab er vor, sei die Fotografie; besonders Aufnahmen aus alten Familien-Bibeln und Fotoalben. So kam das »Medium« in den Besitz der Aufnahmen. Alles war also längst vorbereitet, wenn er Wochen später selbst in die Stadt kam.

»Die Geschichte der fotografischen Mediumschaft«, so meint der als »Geisterjäger« bekannte Engländer Harry Price, »ist ein trauriger Bericht von Betrug, Entlarvung, Gefängnis und erstaunlicher Leichtgläubigkeit.« Wieder fragen wir: Auch hier alles Betrug? Auch der erstaunliche Fall einer, wie es Hereward Carrington, dem wir diesen Bericht verdanken, scheint, echten Geisterfotografie stammt aus den Vereinigten Staaten. Es geschah an Bord eines Tankers der Cities Service Company, der »SS Watertown«. Zwei Seeleute dieses Schiffes – Courtney und Meehan – wurden beim Reinigen eines Tanks durch ausströmende Gase getötet. Sie wurden in der See beigesetzt. Am nächsten Tag wurden beide an Bord gesehen – so behaupteten zwei Matrosen. Jedermann glaubte an eine Halluzination. Doch das Phänomen wiederholte sich. Selbst die größten Zweifler und Spötter waren beeindruckt. Jemand schlug vor, eine Aufnahme zu machen. Es geschah. Die Kamera wurde dem Kapitän zur Aufbewahrung gegeben. Als die Filme nach der Rückkehr des Schiffes entwickelt wurden, zeigten sich auf dem Foto die Köpfe der beiden Seemänner! Die Schiffsgesellschaft war nicht überzeugt. Sie verbot die Veröffentlichung der Aufnahmen. Sie verpflichtete jedermann zu strengstem Stillschweigen. Aber die Aussagen der Zeugen waren so bestimmt, daß dem Kapitän für die nächste Fahrt eine Kamera mitgegeben wurde.

Ein neuer Film wurde eingelegt. Die Kamera versiegelt. Wieder geschah das Unglaubliche: An der Stelle, an der die beiden Seeleute im Meer beigesetzt worden waren, zeigten sich erneut die Phantomgestalten; an der Seite des Schiffes, unter der ihre Leichen im Meer versenkt worden waren. Der Kapitän machte sechs Aufnahmen. Die Kamera blieb in seinem Tresor, bis das Schiff wieder in New Orleans vor Anker ging. Der Film wurde vom Kapitän persönlich der Direktion der Schiffsgesellschaft übergeben. Ein Mr. James Patton überwachte das Entwickeln: Fünf der sechs Aufnahmen zeigten nichts Außergewöhnliches. Die sechste jedoch zeigte wiederum die Köpfe der beiden verstorbenen Seemänner – klar erkennbar. Jetzt erst wurden die Tatsachen von der Cities Service Company, einer großen und angesehenen amerikanischen Schiffahrtslinie, bekanntgegeben.

Und doch scheiden solche Fotografien als Beweise für die Existenz von »Geistern« aus. Amerikanische und japanische Forscher haben nämlich entdeckt, daß solche Fotografien auch auf natürliche Weise entstehen können! Diese Forschungen wurden in Amerika von der »Californian Society for Psychical Research« durchgeführt. Das Experiment: Eine unbelichtete fotografische Platte wurde, sicher verpackt, vor den Augen einer Versuchsperson aufgehängt. Vor ihr lag eine Zeichnung, ein schwarzes Kreuz! Sie hatte es intensiv anzustarren und dann ihre Vorstellung davon – zehn Minuten lang – auf die fotografische Platte zu übertragen. Das Resultat – in Tausenden von Versuchen nachgewiesen: Die Platte wies nach dem Entwickeln ganz deutlich ein Kreuz auf.

Der Warschauer Forscher Ochorowiecz erzielte bei Experimenten mit dem Medium Tomczyk solche Aufnahmen: Mehrmals erschienen auf der Platte vier bis fünf Monde, wenn das etwa ein

Meter entfernte Medium sich den Vollmond vorstellte und dieses Bild auf die Platte zu projizieren versuchte.

Auch die Untersuchungen des japanischen Professors Fukarai von der Universität Tokio bestätigten diese seltsame Fähigkeit. Seiner Versuchsperson gelang es, sich japanische Schriftzeichen und Bilder so lebhaft vorzustellen, daß diese gedachten Dinge wenige Minuten später auf einer verhüllten fotografischen Platte erschienen ...

Eine stichhaltige Erklärung dafür ist bis heute nicht gefunden. Nur eines ist gewiß: daß es eine, bis jetzt unbekannte, seelische Kraft des Menschen gibt, auf die Materie einzuwirken! Was also als Geisterfotografie angesehen wird, kann – wo kein Betrug vorliegt – in Wirklichkeit Gedankenfotografie sein. Sie scheidet somit als Beweis für die Echtheit von Phantomen aus.

Schreibt selbst Emil Mattiesen, der wohl überzeugendste Verfechter eines Überlebens des persönlichen Todes: »Selbst überzeugte Befürworter der Echtheit von ›Extras‹ haben Tatsachen beigebracht, die den Anschein erwecken müssen, daß die Bilder gar nicht auf dem normalen Wege, also durch die Linse des fotografischen Apparates, auf die Platte gelangen, sondern eben ›irgendwie anders‹ durch unmittelbare Vorstellungsbeeindruckung ... Selbst überzeugte Spiritisten geben denn auch unumwunden zu, daß das erscheinende ›Extra‹ keinesfalls als echte ›Aufnahme‹ des objektiv-leiblich (wenngleich unsichtbar) anwesenden Abgebildeten aufgefaßt werden könne. Damit aber hört die Tatsache der Fotografie auch auf, ein Beweis für die Objektivität eines Phantoms zu sein.«

Wenden wir uns nun den Materialisationen zu, den Verkör-

perungen. Eines der größten Medien auf diesem Gebiet war eine einfache, des Lesens und Schreibens unkundige Neapolitanerin, Eusapia Paladino. Sie nimmt unter den sogenannten physikalischen Medien dieselbe beherrschende Stellung ein wie Mrs. Piper unter den intellektuellen. Die berühmtesten Forscher haben sie jahrzehntelang untersucht, in England, Frankreich, Polen, Amerika, bevor sie im Jahre 1918 starb. Die Tatsache, daß Eusapia, wenn ihre mediale Kraft nicht ausreichte, betrog, hebt die andere Tatsache nicht auf, daß sie, von solchen Ausnahmen abgesehen, durch die Forschung als echtes Medium anerkannt wurde.

Höhepunkte waren jene Sitzungen in Neapel im Jahre 1908. Die berühmtesten Taschenspieler Englands waren von den Forschern im Auftrag der englischen Gesellschaft für psychische Forschung nach Neapel gerufen worden. Und selbst sie, die Kenner aller Tricks, kamen zu dem Ergebnis: »Die Phantome, die wir beobachtet haben, waren echt – welche Erklärung man ihnen auch immer gibt.«

Meist waren es Hände, die bei diesen Sitzungen beobachtet wurden – sie bildeten sich plötzlich aus dem Nichts, verschwanden ins Nichts. »Ich habe sie sehr genau wahrgenommen«, schreibt einer der bedeutendsten Eusapia-Forscher, Professor Morselli, »und kann sagen: Sie waren nicht die Hände des Mediums, denn diese befanden sich gleichzeitig nicht nur unter Kontrolle, sondern auch für alle sichtbar auf dem Tisch.« Der Forscher Lodge wurde unzählige Male »an Kopf, Rücken, Armen und an den Knien gestoßen, gedrückt«, seine Hand wurde »von etwas gepackt, genau wie eine bloße Hand, und der deutliche Eindruck eines Daumens und Fingers mit Nägeln« blieb zurück. Die englischen Taschenspieler beobachteten »sichtbare Hände, die durch den Vorspalt

des Kabinetts erschienen ... Bald schossen sie rasch heraus und wurden unvollständig gesehen, bald erschienen sie in langsamer, bedächtiger Bewegung ...«

In der 7. Sitzung beobachteten die drei englischen Taschenspieler Carrington, Feilding und Bagally, wie diese »Geisterhand« eine Glocke vom Tisch aufhob, kräftig läutete und sie dann auf den Sitzungstisch warf. Alle drei bezeugen diese Tatsache. Das gleichzeitig diktierte Sitzungsprotokoll bemerkt ausdrücklich:

11.20 Uhr Bagally: »Während dieses ganzen Vorgangs ruhte ihre (Eusapias) rechte Hand auf meiner linken auf dem Tisch.«

Feilding: »Ich hatte ihre ganze linke Hand auf dem Tisch sichtbar in meiner rechten.«

Besonnene Forscher, gewiegte Taschenspieler kommen zu dem Ergebnis: Tatsachen! Aber können wir so etwas noch verstehen? Wollen wir nicht zuviel wissen? Suchen wir nicht Erklärungen für etwas, was besser unerklärlich bleibt? Und doch müssen wir noch einen Schritt weiter gehen. Zu etwas noch Unfaßlicherem: der Materialisation eines ganzen Menschen. Eines Menschen, der nicht von dieser Welt ist. Man spricht bei diesen Verkörperungen von Phantomen.

Wie nahe in solchen Fällen die spiritistische Deutung liegt, zeigt das Beispiel des englischen Naturforschers Wallace. Er bezeugte vor Gericht: »Es war in den ersten Nachmittagsstunden ..., daß ich mit Herrn Wedgwood und dem Geistlichen St. Moses meine erste Sitzung mit Monck hatte. Als das Phantom erschien, befand ich mich mehr als zweieinhalb Meter von Monck entfernt, dieser stand und schien in Trance. Wenige Augenblicke später kam ein

leichter weißer Rauch aus der Brustseite seines Anzugs; die Dichte des Rauches nahm zu; weiße Flecken bewegten sich in der Luft und dehnten sich aus vom Boden bis zur Höhe von Moncks Schulter. Allmählich trennte sich diese weiße Wolke vom Körper Moncks, der, mit seiner Hand zwischen sich und der Wolke hindurchfahrend, sagte: »Seht!« Die Wolke entfernte sich von ihm bis auf drei Meter; dann kondensierte sie sich und nahm die Form einer in wallende weiße Gewänder gekleideten Frauengestalt an. Monck hob den Arm und klatschte leicht mit den Händen. Die Gestalt tat dasselbe, man hörte das dadurch hervorgerufene Geräusch. Schließlich näherte sich das Phantom langsam dem Medium und begann zu verblassen. Die Bewegung der weißen Materie zeigte sich wieder, und alles kehrte ebenso in das Medium zurück, wie es aus ihm entstanden war.«

Das berühmteste dieser Phantome ist Katie King. Der Mann, der diese Erscheinung untersuchte, war ein Naturforscher und Physiker ersten Ranges, der Engländer Sir William Crookes, der Entdecker des Thaliums und Erfinder des Radiometers. Das Medium, in dessen Gegenwart Katie King erschien, war die achtzehnjährige Florence Cook. Crookes' Untersuchungen begannen im Jahre 1874, und zwar auf Grund der »schmachvollen Behandlung«, wie Crookes schreibt, die dem Medium ein Jahr zuvor zuteil wurde: Bei einer Sitzung der »Dialektischen Gesellschaft« glaubten Forscher das Medium Cook bei einem Betrug ertappt zu haben: einige Herren schöpften Verdacht, ergriffen den »Geist« und glaubten festzustellen, daß sie in Wahrheit das Medium selbst in den Händen hielten. Da begann Crookes mit seinen Untersuchungen. Sie fanden meist in seinem Hause statt. Die Bibliothek diente als Kabinett. Das Laboratorium als Sitzungsraum. Das

Medium wurde sorgfältig untersucht, mit Bändern an einen Stuhl gefesselt, die Enden versiegelt. Zitieren wir aus Crookes' Bericht:

»Ich berichte nun über die Sitzung letzte Nacht. Katie erschien in vollkommener Gestalt, fast zwei Stunden lang ging sie im Raum umher und unterhielt sich mit den Anwesenden ... Einige Male nahm sie meinen Arm, und ich hatte den Eindruck, als stünde ein lebendiger Mensch neben mir und nicht ein Besucher aus einer anderen Welt ...« Niemals hatte Crookes bis dahin Medium und Phantom zusammen gesehen. »Aber an diesem Abend«, so fährt er in seinem Bericht fort, »sagte Katie, sie glaube, sich diesmal mit Miß Cook zugleich zeigen zu können ... Ich solle das Gaslicht ausdrehen und mit meiner Phosphorlampe« – Crookes hatte sie für seine Untersuchungen selber konstruiert – »in das als Kabinett benutzte Zimmer kommen. Ich folgte ihr, nachdem ich einen Freund gebeten hatte, all das, was ich sagen würde, niederzuschreiben, da ich die Wichtigkeit erster Eindrücke kannte und nicht mehr als nötig dem Gedächtnis überlassen wollte. Seine Notizen liegen nun vor mir ... Ich fand sie (Miß Cook) am Boden hockend vor. Beim Licht der Lampe sah ich sie in ihrem schwarzen Samtkleid; sie rührte sich nicht, als ich ihre Hand ergriff und das Licht nahe an ihr Gesicht heranbrachte. Die Lampe erhebend, blickte ich umher und sah nun Katie dicht hinter Miß Cook stehen. Sie trug das fließende weiße Gewand, in dem wir sie auch vorher während der Sitzung gesehen hatten. Während ich eine von Miß Cooks Händen in meiner hielt und noch kniete, hob ich die Lampe, um Katies ganze Gestalt zu beleuchten, um mich zu überzeugen, daß ich wirklich die echte Katie erblickte, die ich einige Minuten zuvor gesehen hatte, und nicht die Einbildung eines verstörten Gehirns. Sie sprach nicht, bewegte aber ihr Haupt und lächelte mir

zu wie einem Bekannten. Dreimal hob ich die Lampe und betrachtete Katie, bis ich nicht mehr den geringsten Zweifel an ihrer objektiven Wirklichkeit hatte.«

Das Ergebnis seiner Untersuchungen faßte Crookes später zusammen: »Sich vorzustellen, daß die Katie King der letzten drei Jahre das Resultat eines Betruges sei – das tut jedermanns Vernunft und gesundem Menschenverstand mehr Gewalt an, als ihr zu glauben, was sie selber zu sein behauptete.« – Der Geist einer anderen Welt. So eindeutig dieses Urteil klingen mag: auch in diesem Fall stehen sich die Auffassungen Echt und Schwindel schroff gegenüber. Sir William Crookes' Ehrlichkeit wird niemand bezweifeln, und doch bestehen Zweifel: Die Bedingungen, unter denen seine Untersuchungen, Ende des letzten Jahrhunderts, stattfanden, waren weit davon entfernt, vollkommen zu sein. Dunkelheit, Gaslicht – das alles machte Irrtümer möglich, wenn nicht gar Betrug. Crookes war ein hervorragender Gelehrter auf seinem Gebiet, aber, so meint Moll, »in der Tat kann man auf einem Gebiet eine Autorität sein, ohne auf einem anderen diese Stellung beanspruchen zu dürfen ... Man kann Autorität auf einem Gebiet sein und Laie auf den anderen.« Hinzu kommt, daß wir bei diesen Erscheinungen immer auf die Aussagen von Zeugen angewiesen sind, auf die Exaktheit ihrer Wahrnahme und Beobachtung, auf die Gewissenhaftigkeit und Ehrlichkeit der Person, auf die Treue ihres Gedächtnisses!

Lange Zeit schien es, als würde es nie ein Medium geben, das unter Bedingungen »arbeitete«, wie sie der moderne Forscher verlangt – und verlangen muß. Bis ein Mann auftauchte, der – kein Kabinett benötigte, keine Dunkelheit, der die schärfsten Kontrollen gestattete, der sich jeder wissenschaftlichen Kapazität stellte

und der doch die erstaunlichsten Phänomene der Gegenwart lieferte. Carlos Mirabelli hieß das Medium, dessen Begabung unter solch ungewöhnlichen Bedingungen untersucht wurde. Der Vater war evangelischer Pastor in Rom gewesen, ehe er sich in Brasilien niedergelassen hatte. Die Mutter stammte aus reichem italienischem Adel. Carlos Mirabelli hatte einen ganz und gar gewöhnlichen Beruf gewählt: Er war ein erfolgreicher Kaufmann; mehrfacher Millionär, dabei persönlich ganz anspruchslos und bekannt als großzügiger Mäzen. Er war verheiratet, hatte drei Kinder. Er starb, bei einem Autounglück vor seinem Haus, am 29. April 1951; zweiundsechzig Jahre alt.

Seine mediale Begabung hatte sich schon früh, in seinem 13. Lebensjahr, gezeigt. Bald wußte man in der ganzen Welt Wunderdinge von ihm zu erzählen – Dinge, die selbst unter positiv eingestellten Fachleuten solche Verblüffung hervorriefen, daß viele sie für frei erfunden hielten. Aus ebendiesem Grund hatte sich in Sao Paulo eine »Academia de estudos psychicos Cesar Lombroso« gebildet. Mitglieder waren Fachleute hervorragenden wissenschaftlichen Ranges aus den verschiedensten Fakultäten der Universität Sao Paulo. »Wir haben eine Strenge angewandt«, sagt der Bericht dieser Academia, »welche die Eigenliebe des Mediums und seiner spiritistischen Bewunderer empfindlich treffen mußte.« Ihr Ziel: die beobachteten Phänomene »kühl und leidenschaftslos« zu untersuchen, die »Wahrheit zu entwirren ...«

Richtschnur für die Sitzungen war unter anderem: Das Medium ist stets von zwei Anwesenden zu kontrollieren. Untersuchungen sollen nur bei Tageslicht oder vollem künstlichem Licht stattfinden. Sitzungsraum, Medium, alle Gegenstände im Zimmer, der Fußboden, die Wände, alles, was betrügerischen Vorbereitungen

dienen könnte, ist zuvor sorgfältig zu kontrollieren. Nichts soll als bewiesen gelten, wenn auch nur einer der Anwesenden einen begründeten Einwand erhebt. Nach jeder Sitzung wird ein Protokoll über das Vorgefallene aufgesetzt und von allen Anwesenden unterzeichnet.

Wir besitzen den Bericht der Akademie über eine solche Sitzung: Über fünfzig Personen haben sich in das Gästebuch der Akademie Santos eingetragen: Professoren, Ärzte, Rechtsanwälte, Untersuchungsrichter. Allein die Kontrolle der Versuchsräume durch diese Kommission hatte über eine Stunde in Anspruch genommen: Fußboden, Wände, Fenster, Eisengitter waren untersucht und abgeklopft worden; alle nach außen führenden Türen mit einer Petschaft versiegelt.

»Darauf wurde das Medium in ein abgesondertes Zimmer geführt, vollständig entkleidet«, heißt es in dem Bericht der Kommission, »alle Stücke seiner Kleidung und Wäsche wurden untersucht sowie alle Körperhöhlen, worauf es, ständig überwacht, in den Saal zurückkehrte, in einem Lehnstuhl Platz nahm, seine Füße und Hände gefesselt wurden . . .«

Es ist 15.30 Uhr. Carlos Mirabelli hat in dem Lehnstuhl Platz genommen. Seine Füße und Hände sind gefesselt. Ärzte haben die Kontrolle übernommen. Das Medium stöhnt wiederholt auf, windet sich, alle Muskeln angespannt. Dann geht ein Zucken durch den Körper, er wird regungslos. Dr. Stanislaus Grumbitsch stellt fest: Das Medium befindet sich in Trance. Der Arzt greift nach der Hand, fühlt den Puls. Er blickt auf seine Uhr – 39 . . . 40 . . . 41 . . . 42 . . . Der Puls hat sich auf über die Hälfte verringert. Die Körpertemperatur wird kontrolliert: Sie geht schnell auf

36,08 Grad herab, sinkt weiter. Die anderen Beobachter, über fünfzig, bilden einen Kreis um das Medium. Dann geschieht es, ein rauchartiges Gebilde – forma esfumaceada, so im Originalbericht – taucht wie durch Zauberei nahe der Wand auf. Das Gebilde, zunächst nur einem verdichteten Nebel ähnlich, bewegt sich in allen Richtungen im Saal umher und nimmt plötzlich, »mit geradezu unbeschreiblicher Schnelligkeit, menschliche Gestalt an«, die Gestalt einer Frau, jung, zartgliedrig, in ein Gewand von sehr leichtem, fast durchsichtigem Schleierstoff gekleidet. Barfüßig in der Luft schwebend, berührt die Gestalt den Boden nicht. Das Mikrofon ist eingeschaltet worden. In die fast unheimliche Stille dringen plötzlich aus dem Verstärker Laute: ein regelmäßiges Atmen, ein Hüsteln und dann klar vernehmbar eine Stimme: »Kennt ihr mich nicht?« Der Präsident der Academia übergibt den Fotografen die bis dahin versiegelten Kassetten für die Kameras. Fünf Minuten sind vergangen. Immer noch ist das Phantom allen sichtbar. Sooft es an der Stelle auftaucht, an der es zuallererst als unbestimmter Glanz erschien, »wird es jedesmal weniger körperlich, mehr ätherisch« – bis es plötzlich in sich zusammensinkt, unsichtbar bleibt. Das Medium beginnt zu stöhnen, erwacht schließlich, in Schweiß gebadet, erschöpft. Die Kommission untersucht die Türen. Die Siegel sind unverletzt. Die Aufnahmen werden entwickelt. Eine ist gelungen: Klar erkennbar zeigt sie die Gestalt wie ein wirklich körperliches Wesen.

Die Academia wird über viele Jahre hinweg Hunderte solcher Phänomene beobachten. Haben die Gelehrten auch eine Erklärung? Sie vermeiden ängstlich jede Deutung! Geister? Sie überlassen anderen die Entscheidung. Es geht ihnen nur um die »Feststellung der reinen Tatsachen«. Betrug? »Die zahlreich ergriffenen Vor-

sichtsmaßregeln, die unerbittlich durchgeführte Überwachung«, habe sie überzeugt, daß kein Betrug vorliege. Halluzinationen? – Dazu seien sie alle zu gesund, zu mißtrauisch: »Wir glauben, daß die wenigen, die jemals einer solchen Auffassung zuneigten, angesichts dieser Untersuchungen jetzt anders urteilen werden.« Ihr einstimmiges Urteil: »Die Phänomene sind Wirklichkeit.«

Wenn wir gewillt sind, diese Berichte als unantastbar anzunehmen – nicht alle werden es tun –, gibt es eine Erklärung dieser als tatsächlich beobachteten Phänomene? Es gibt viele. Vier Deutungen überwiegen.

Die erste: Die beobachteten Phänomene sind reine Halluzinationen der Beteiligten, ihrer Wahrnehmung entspricht nichts Wirkliches; ihr Wesen erklärt sich aus den Erkenntnissen, die uns die Lehre von der Hypnose vermittelt: auf dem Wege der Suggestion lassen sich halluzinatorische Vorstellungen hervorrufen.

Die zweite Deutung geht einen kleinen Schritt weiter: Die beobachteten Phantome sind auch danach eine »Gedankenschöpfung« des Mediums – nicht realer als der Schatten, den wir werfen. Der Mensch, besonders aber das Medium, ist im Besitz einer besonderen, unbekannten Kraft; diese ermöglicht es dem Medium zum Beispiel, seine Gedanken auf eine fotografische Platte zu übertragen. Und – in höchster Vollendung – einen Menschen zu schaffen, der auch anderen sichtbar wird!

Die dritte: Der Mensch ist in Wahrheit ein Doppelwesen: Er besitzt neben seinem alltäglichen Körper einen zweiten Geist- oder Astralleib; eine Verkörperung seiner Seele. Und was als Phantom angesehen wird, so besagt diese Deutung, ist dieser zeitweise aus dem Körper des Mediums austretende Astralleib.

Die vierte, die spiritistische Deutung, kennen wir: Nach ihr sind die auftretenden Phantome die »Geister«–besser die Erscheinungen – wirklich Verstorbener, und sie bedienen sich des vom Körper des Mediums gelieferten Teleplasmas als Hilfsmittel zu ihrer Sichtbarmachung.

Können die Spiritisten den Beweis für diese letzte Behauptung antreten? Bisher sind uns diese Phantome – die Vollmaterialisationen – zumeist als seltsame, nebelhafte Gebilde erschienen, namenlos. Haben sie sich zu erkennen gegeben? Sind sie erkannt worden? Wir haben auch hier unsere Beispiele mit Sorgfalt ausgewählt; unser erstes Beispiel stammt wieder von dem Medium Mirabelli. Es ist besonders eindrucksvoll, denn hier erscheint einem Mitglied der Academia, dem Dr. Ganymedes de Souza, sein einer Grippe-Epidemie in der brasilianischen Hauptstadt zum Opfer gefallenes Kind; es lebt wieder – und stirbt gleichsam in den Armen des Vaters ein zweites Mal. Wir halten uns an den Originalbericht der Academia:

Auch diese Sitzung fand in Santos im Saal der Studienkommission statt unter den geschilderten strengen Kontrollmaßnahmen. Carlos Mirabelli hat auf seinem Stuhl Platz genommen, versinkt in Trance: »Die Pupillen sind erweitert, die Augen glasig, die Haut völlig unempfindlich. Temperatur 36,2 Grad, starker Schweißausbruch.« Plötzlich vernehmen die Anwesenden eine kindliche Stimme: »Papa!« Dr. Ganymedes de Souza erklärt tief ergriffen, er erkenne die Stimme seines Töchterchens. »Während die Anwesenden in höchster Bestürzung warten, erblicken alle an der Seite des Mediums die Gestalt eines Mädchens. Der Vater, kaum seinen Sinnen trauend, verläßt den Kreis, geht dem Kind entgegen und schließt es lange in die Arme. Unter Tränen versichert

der Vater, daß er wirklich seine Tochter in den Armen halte und daß ihr Kleid dasselbe sei, worin sie begraben worden sei ...« Während dieses geschieht, liegt das Medium zusammengesunken in seinem Sessel, als kämpfe es mit dem Tode: Sein Gesicht ist wachsfarben, der Atem schwach, der Puls kaum zu fühlen. »Der Colonel Octavio Vianna«, fährt der Bericht fort, »erhebt sich, um sich ebenfalls von der Wirklichkeit des Unglaublichen zu überzeugen. Er umfaßt das Geschöpf mit den Armen, fühlt ihm den Puls, blickt ihm in die tiefen, unergründlichen Augen, richtet Fragen an das Kind, die es mit eintöniger, ausdrucksloser Stimme, aber sinngemäß beantwortet. Er kehrt völlig überwältigt auf seinen Platz zurück und versichert, daß es sich um ein wirkliches Wesen handle ...« Die Erscheinung wird fotografiert; die Aufnahmen später zusammen mit dem Bericht der Untersuchungskommission veröffentlicht. Nach der Aufnahme erhebt sich das Phantom in die Luft. Nachdem das Mädchen noch einige Sekunden in der Luft schwebend gesehen wird, verschwindet es plötzlich. Der Bericht schließt: »Es hatte sich 36 Minuten lang bei Tageslicht unter einwandfreien Bedingungen einer Versammlung gebildeter Männer gezeigt, die bezeugen, daß sie ein vollkommen menschliches Wesen vor sich hatten ...«

»Kein Spott, kein Zweifel, keine Erklärungsversuche wie Betrug und Halluzination können mir meine Überzeugung von der Echtheit dieses Erlebnisses nehmen«, wird Dr. de Souza später bekunden.

Der bekannte italienische Forscher Professor Ernesto Bozzano berichtet uns den zweiten Fall; von einer Sitzung mit dem Medium Eusapia Paladino. »Nach einer Pause«, so Bozzano, »legt sich eine zarte und leichte Hand mir auf die Stirn, dann auf die

linke Schulter, danach auf die rechte und schießlich auf die Brust. Ich begreife, daß sie über mich das Zeichen des Kreuzes macht ... Zwei Arme umschlingen meinen Nacken, ein warmer Atem streift mich, und zwei Lippen machen qualvolle Anstrengungen, Worte hervorzubringen ... Ich bitte diese weibliche Gestalt inständig, mir zu sagen, wer sie sei; endlich gelingt es einer schwachen, aber deutlichen Stimme, in unverkennbar Genueser Mundart die Worte auszusprechen: ›Ich bin deine Mutter!‹ Alle Anwesenden haben gleich mir diese Worte gehört. Fünfmal oder sechsmal stellt sich, auf meine dringende Bitte, die geliebte Gestalt wieder dar und küßt mich, worauf sie schließlich, ehe sie sich endgültig entfernt, das einzige Wort ›Addio‹ äußert ...«

Ein letztes Beispiel von der Wiederkehr eines Verstorbenen bezeugt Frau Jutta Nagel. Das Medium ist der Däne Einer Nielsen, eines der bekanntesten europäischen Materialisationsmedien. Im August 1950 erkrankte der – damals 22jährige – Sohn Joachim Nagel an einer schweren Kinderlähmung. Der Fall schien von Anfang an hoffnungslos; eine hinzutretende Atemlähmung verschlimmert den Zustand des Kranken. Eine Eiserne Lunge verlängerte sein Leben – aber nur für kurze Zeit. Am 31. August 1950 starb Joachim Nagel in einem Hamburger Krankenhaus. »Ich kann keine Worte finden, um meine Verzweiflung zu beschreiben«, berichtet die Mutter. »Das einzige, das Liebste war mir genommen. In der ersten Zeit dachte ich manchmal daran, meinem Leben ein Ende zu machen, aber eine innere Stimme warnte mich davor, ›wenn du das tust, siehst du dein Kind nicht mehr wieder‹.«

Dann – Ostern 1952 – kam ein seltsames Erlebnis. Die Mutter lag gegen Morgen halb wachend, halb träumend, als sie ihren Sohn zu sehen glaubte; sie vernahm seine Stimme: »Aber Mutter,

ich bin doch gar nicht tot, ich lebe doch.« Sie hatte die Stimme vernommen. Sie hatte seine Umarmung gespürt. Aber sie wollte Gewißheit. Im November 1953 trat sie die Reise nach Kopenhagen an. Sie nahm an drei Sitzungen teil. In allen dreien »erschien« Joachim. Die Mutter berichtet: »Dann kam eine große Gestalt auf mich zu und blieb vor mir stehen. Ich rief: ›Achim, bist du es?!‹ Ich hatte ihn schon an seinem Gang erkannt. Er war es. Er rief auf deutsch: Mutter! Dann sank er für einen Augenblick, laut vor Freude schluchzend, zu Boden, stand wieder auf und streichelte viele Male mein Gesicht, das dabei von dem weichen Stoff seines Ärmels ganz eingehüllt wurde ... Ein tiefes Glücksgefühl erfaßte mich, und Freudentränen liefen mir über das Gesicht. Mein Kind war bei mir gewesen, und ich hatte damit den letzten großen Beweis erhalten, daß seine Seele lebt und mir nahe ist ...«

Von den anderen Sitzungen schreibt die Mutter: »Beide Male kam Achim. Ich fragte ihn, ob er glücklich sei. Deutlich rief er ›ja‹. Er nahm mich in seine Arme und küßte mich, hör- und fühlbar auf die Wangen ... Ich küßte ihn ebenfalls und spürte dabei sein festes Gesicht. Dann richtete er sich auf und strich mit beiden Händen seine Kopfbedeckung etwas zurück, *so daß ich sein Gesicht erkennen konnte!* Es war mein Achim!«

Auch die Eltern und der Bruder des bei einem Autounfall tödlich verunglückten Arztes Gerd Böhm sind bereit, zu beschwören, daß ihr Sohn nach seinem Tod leibhaftig erschienen sei. Der Unfall geschah am 6. Juli 1956 in der Nähe von Chartres in Nordfrankreich auf einer von mächtigen Bäumen gesäumten, kurvenreichen Straße. Dr. Gerd Böhm war schon tot, als Polizei und Krankenwagen an der Unfallstelle eintrafen; die glanzvolle Karriere eines begabten Arztes war jäh und grausam beendet. Wenige

Tage später wurde die Leiche des kaum Dreißigjährigen nach Paris übergeführt und dort beigesetzt.

»Eine Trennung für immer? Wir, meine Eltern und ich«, so erinnert sich der Bruder an diesen Augenblick, »konnten uns mit diesem Gedanken nicht abfinden.« Besonders der Vater nicht. Er, ein gebildeter und vielbelesener Mann, kannte jene Berichte, in denen behauptet wurde, daß es möglich sei, mit den Toten durch ein Medium in Verbindung zu treten. Aber niemals hätte der Vater sich mit »Tischrücken« oder etwas Ähnlichem zufriedengegeben. Nur eine Tatsache hätte ihn überzeugen können: seinen Sohn mit eigenen Augen wiederzusehen. Fast zwei Jahre vergingen. Da hörten die Eltern von einem dänischen Medium, Einer Nielsen: Dieser Mann besitze die Gabe, Verstorbene erscheinen zu lassen. Ein Brief ging von München nach Kopenhagen. Kurze Zeit darauf machte sich die Familie Böhm selber auf den Weg, Vater, Mutter, Bruder.

Am Montag, dem 5. Mai 1958, fand die erste Sitzung in der Wohnung Einer Nielsens statt. Und wirklich, so berichtet der Bruder, der Vater spürte, »wie zwei Hände mit großer Zärtlichkeit über seine Wangen glitten und ihm mit einer etwas zitternden, ihm aber wohlbekannten Stimme das Wort ›Papa‹ zugeflüstert wurde.« Die Mutter »fühlte eine Hand auf ihrer Schulter«. Aber die Erscheinung ist kurz – war es wirklich der Sohn? Acht Tage später, am 12. Mai, findet eine zweite Sitzung statt. Der Bruder des Toten berichtet: »Endlich öffnete sich die Tür ... Nielsen nahm im Korbstuhl Platz. Er stützte seinen Kopf in die Hand und schloß die Augen ... Des Mediums bemächtigte sich zusehends Unruhe. Es streckte seine Arme mit nach oben gerichteten Handflächen aus. Seine Gesichtszüge verkrampften sich, es war, als

empfände er Angst vor körperlichen Schmerzen . . . Als Nielsen sich mühsam erhob, hatte er sich völlig verwandelt, seine Gesichtszüge waren verfallen. Den Kopf erhoben, mit geschlossenen Augen trat er aus der Nische des Kabinetts. Das Licht wurde gelöscht. Eine rote Lampe an der Decke diente als einzige Beleuchtung.« Was nun geschieht, wird von einem Dutzend Zeugen beobachtet: Eine dunstige, mattleuchtende weiße Masse steigt auf, ballt sich zusammen, nimmt allmählich schärfere Umrisse an, schon halb ein menschenähnliches Phantom, es bewegt sich direkt auf den Vater zu. »Mir stockte der Atem«, berichtet der Bruder. »Kann es wirklich sein? Mein Bruder Gerd? Als die Gestalt mit einer Geste ihrer Hände meinen Vater auffordert, sich zu erheben, verliert er die Beherrschung. Laut schreit er auf: ›Gerd‹! Die Erscheinung schweigt. Mein Vater hat sich erhoben. Ich mache hinter ihm Anstrengungen, mich zu nähern. Die Kehle wird mir trocken, mein Herz schlägt in rasendem Tempo. Jetzt ist der große Augenblick gekommen, der Zweck unserer Reise ist erfüllt. Mein Bruder, unser Gerd, hat eine viel größere Reise unternommen, um seine Eltern und seinen Bruder zu überzeugen, daß er nicht tot ist, weil es keinen Tod gibt, keinen geben kann, da das irdische Leben sonst sinnlos wäre. Mein Vater kann vor Erschütterung nur schluchzen. Das unfaßbare Wiedersehen eines Vaters mit seinem Kind, das er vor zwei Jahren zu Grabe getragen hat. Gerd hat seine Schleier um meinen Vater geworfen. ›Papa‹, sagt Gerd mit schwacher Stimme. ›Umarme mich, mein Kind‹, bittet ihn mein Vater. Sein Gesicht ist nur wenige Millimeter von dem seines Kindes entfernt.«

Man muß den Originalbericht des Bruders lesen, um einen Eindruck davon zu bekommen, wie überzeugt er und seine Eltern

seither sind, daß sie Zeugen der Rückkehr eines Toten geworden sind. Allen Zweiflern hält der Bruder entgegen: »Wenn dieser Bericht in die Hände der Neunmalklugen fällt, die sich anmaßen, alles zu kennen, was auf Erden möglich und was nicht möglich ist, dann werden sie wahrscheinlich sagen, daß wir entweder den Verstand verloren haben oder Opfer einer Halluzination, wenn nicht gar eines raffinierten Betruges wurden ... Ich achte den ehrlichen Zweifler, doch gibt es auch hartnäckige und verbohrte, die nicht überzeugt werden wollen ... Es gibt Menschen, die nur das glauben wollen, was sie sehen, und absolut nicht lieben, etwas zu sehen, was sie nicht glauben wollen ... Das Fassungsvermögen des Menschen macht vor den okkulten Phänomenen halt. Man kann sie mit dem Verstand nicht erklären. Man zieht es daher in den meisten Fällen vor, sie zu leugnen.«

Er jedenfalls glaubt, richtig gesehen zu haben. Und er ist nicht der einzige. Es sind Hunderte, die bis zu Einer Nielsens Tod am 26. Februar 1965 nach Kopenhagen kamen. Ein norwegischer Richter, Ludvig Dahl, berichtet von einer Sitzung mit Einer Nielsen im Hause eines Herrn H. E. Bonne in der Nähe von Kopenhagen: »In dieser nahmen meine beiden Söhne – Ludvig und Ragnar – gleichzeitig Gestalt an und nannten ihre Namen ... Besonders Ludvig war sehr erkennbar in Gestalt, Haltung und Bewegungen. Ich hätte sie unter Hunderten erkannt ... Jemand im Zirkel rief aus »Sehen Sie doch, da ist jemand, der ›Ragnar‹! sagt.« Da bemerkte ich auch ihn, die Erscheinung beugte sich über mich und umarmte mich ... ich sah die Umarmung mehr, als daß ich sie fühlte ...«

Die Augenzeugen sind bereit, die Echtheit der erlebten Phänomene zu beschwören. Nichts macht sie schwanken. In Wien, in

der »Arbeitsgemeinschaft für Parapsychologie« der Katholischen Wiener Akademie, die seit Jahren solche Phänomene untersucht, wird das Tonband mit der Stimme des bei Einer Nielsen aufgetretenen Phantoms »Jakob« aufbewahrt. Soll ich an den Worten des Priesters und Leiters der »Arbeitsgemeinschaft«, Professor Dr. Hohenwarter, und, was um so schwerer wiegt, Naturwissenschaftlers, der sich für die Echtheit verbürgt, zweifeln? Und ich habe auch die andere Seite gesprochen. Jene, die sagen, nichts davon sei bewiesen. Alles sei, zumindest, unbewußte Täuschung. »Vergessen Sie nicht«, faßt ein Psychologe seine Meinung zusammen, »eine persönliche Überzeugung und ein wissenschaftlicher Beweis – das sind zwei verschiedene Dinge.« Bei solchen Sitzungen begegnen sich die Teilnehmer in einem Zustand gefühlsmäßiger Erregung und Erwartung. Sie sind von dem Wunsch beseelt, die Existenz des Übersinnlichen möge sich beweisen. Und wo solche starken Emotionen mitspielen, bin ich als Psychologe skeptisch; der Verstand ist dabei nicht immer kritisch genug.« Oder stimmt der Schluß, zu dem einer der bedeutendsten Forscher des Spiritismus, Dr. Emil Mattiesen, kommt! »Es gibt auf diesem Gebiet Tatsachen ... beobachtet unter Bedingungen, die ein solches Maß von Sicherheit gegen ... Betrug geben, daß man ihnen nur noch den entschlossenen Willen zur Nichtanerkennung entgegensetzen kann, aber keinen *begründeten* Zweifel.«

Eines scheint sicher: Die Fälle von solchen Phantomerscheinungen sind zu zahlreich, zu gut bezeugt, um sie einfach als Betrug abzutun. Viele kritische Forscher, die solche Phänomene untersucht haben, sind schließlich zu der Überzeugung gelangt, daß die Toten uns erscheinen können.

»Ich habe lange gezögert, das Vorhandensein geistiger Wesen

anzuerkennen«, schreibt Hinrich Ohlhaver, »aber die Macht der zahllosen Beweise, die ich erhalten habe, zwang mich zu der Erkenntnis, die nach und nach zur zweifelsfreien Gewißheit ausreifte, daß wir von einer geistigen Welt und von geistigen Wesen umgeben sind und daß unsere Verstorbenen in Wahrheit nicht tot sind, sondern als Bewohner jener unsichtbaren Welt weiterleben und uns häufig nahe sind.«

Dr. Hodgson – einer der skeptischsten und scharfsinnigsten amerikanischen Forscher der Parapsychologie – überzeugte ein persönliches Erlebnis: In seiner Jugend hatte er in Australien ein Mädchen geliebt. Die Eltern waren aus religiösen Bedenken strikt gegen eine Heirat. Hodgson kehrte nach den USA zurück. Er hatte das Mädchen nie mehr gesehen und nie mehr von ihm gehört. Aber er blieb unverheiratet. Nach vielen Jahren, bei einer Sitzung mit einem amerikanischen Medium, meldete sich das Mädchen, von dem niemand wußte. Nachforschungen ergaben, daß sie vor kurzem gestorben war . . .

Diese Beobachtung kann immer wieder gemacht werden: Es sind zumeist persönliche, gefühlsmäßige Gründe, die viele zu der Anschauung bekehren, daß man sich tatsächlich durch die Medien mit der jenseitigen Welt in Verbindung setzen könne. Die Mehrzahl der Forscher jedenfalls, das muß gesagt werden, konnte sich auf wissenschaftliche Beweise nie einigen! Das berühmteste Beispiel dafür ist der Fall Margery. Diese, die Frau eines angesehenen Bostoner Chirurgen, war eines der bekanntesten amerikanischen Materialisationsmedien. Sie wurde – auf Grund eines 2500-Dollar-Preises der amerikanischen Zeitschrift Scientific American – von einem Gremium von Fachleuten untersucht: sie – Professor William McDougall, Dr. D. F. Comstock, H. Carrington,

Dr. W. F. Prince und Harry Houdini, der berühmte Taschenspieler – galten als die unbestrittensten Koryphäen auf diesem Gebiet. Sie hielten über dreihundert Sitzungen mit dem Medium Margery ab. Die erstaunlichsten Phänomene wurden beobachtet, darunter Materialisationen von menschlichen Gliedern. Wurde der Preis verteilt? Selbst diese Fachleute konnten sich nicht einigen. Zwei hegten Zweifel an der Echtheit der Phänomene – konnten dem Medium Betrug jedoch nicht nachweisen. Zwei waren überzeugt, echte Phänomene beobachtet zu haben – konnten sich aber nicht entschließen, sie als endgültigen Beweis anzuerkennen.

So geht der große Streit der Gelehrten weiter. Und es scheint, als würde er noch lange andauern.

Wir Laien auf diesem Gebiet können daher ehrlicherweise nur sagen: Es ist weder bewiesen noch ist es widerlegt, daß Medien uns mit der jenseitigen Welt in Verbindung bringen können. Was in den bisher beschriebenen Sitzungen mit Medien vor sich geht – sind sozusagen Experimente mit dem Jenseits. Sie sind nicht zu verwechseln mit den Erscheinungen von Verstorbenen, die sich außerhalb solcher Sitzungen kundtun; wir kommen noch darauf zu sprechen. Zunächst aber müssen wir von der seltsamen Tatsache sprechen, daß es solche Erscheinungen auch von Lebenden gibt: Viele Anzeichen und Beobachtungen sprechen dafür, daß der Mensch seinen Körper vorübergehend verlassen kann. Er wird an zwei Orten zugleich gesehen. Der Volksmund spricht vom Doppelgänger.

Doppelgänger

Als er sich seinem Haus näherte – einem alten Palais am Rande des Englischen Gartens –, sah er ihn vor sich, zehn Schritte voraus, kein Zweifel – er war es selber, sein Doppelgänger. Nie zuvor hatte der Kunsthändler Dr. Friedländer dergleichen erlebt. Er war an jenem Abend wie immer eine halbe Stunde im nahen Hofgarten spazierengegangen. Er war alles andere als ängstlich, und als er nun den Mann, der ihm aufs Haar glich, sah, ging er ihm nach, entschlossen, der Sache auf den Grund zu gehen. Der Gedanke, daß seine Augen und Sinne ihn täuschen konnten, kam ihm gar nicht, so real und lebendig war das Bild.

Aber dann zögerte Dr. Friedländer – der andere ging auf sein Haus zu. Er stieg die Stufen hinauf, griff in die Tasche, holte einen Hausschlüssel hervor – mit den gleichen für ihn typischen Bewegungen. Er war jetzt nur zwei Schritte neben ihm. Der andere schloß die Tür auf. Und ehe er ins Haus trat, sah Dr. Friedländer das Gesicht – es war sein eigenes. Für eine Sekunde starrte er es an, als blicke er in einen Spiegel. Dann wandte der andere sich ab, verschwand ins Haus. Die Tür fiel hinter ihm ins Schloß.

Eine halbe Stunde später klingelte Dr. Friedländer bei einem

guten Freund. Er berichtete, was vorgefallen war. »Du kannst mich jetzt auslachen«, meinte er, »aber ich hab' es gesehen mit meinen eigenen Augen. Es war unheimlich, ich habe mich einfach nicht ins Haus getraut.« Er blieb die Nacht über bei diesem Freund. Am anderen Morgen begaben sich die beiden Freunde gemeinsam in das Palais. Sie fanden nichts. Alles war unverändert, nirgends ein Anzeichen, daß jemand das Haus in seiner Abwesenheit betreten hatte. Bis sie in das Schlafzimmer kamen, da sahen sie es: Ein Teil der hohen Stuckdecke hatte sich gelöst und war herausgebrochen. Zusammen mit schwerem Mauerwerk war sie auf das Bett gestürzt.

Hätte er dort geschlafen, er wäre in dieser Stunde tot oder schwer verletzt gewesen. Das seltsame, unerklärliche Bild des Doppelgängers hatte ihm vielleicht das Leben gerettet . . .

Die Vorstellung, daß unser Körper von einem zweiten Ich bewohnt sei, das mitunter als Doppelgänger gesehen wird – diese Deutungsmöglichkeit spiritistischer Phänomene ist so alt wie die Menschheit. Das Schlimmste, was man bei gewissen primitiven Völkern einem Feind antun konnte, war zum Beispiel dies: Man wartete, bis er schlief, und trug dann den Schlafenden in eine fremde Hütte – sein Geist, sein Doppelwesen, befand sich wahrscheinlich unterwegs und fand bei der Rückkehr den Körper nicht mehr vor. Eine andere Methode: Das Gesicht des Feindes wurde während des Schlafes bis zur Unkenntlichkeit bemalt oder mit einer Maske versehen: Auch in diesem Fall war es dem wandernden Doppelgänger unmöglich, den richtigen Körper wiederzufinden. Die Folge: Der Feind starb, oder aber ein anderer fremder Geist kehrte in seinen Körper ein. Solche Erfahrungen sind tief in die Seele des Menschen eingegraben. Und bis in die heutige Zeit

hat sich der Glaube, daß der Mensch ein Doppelwesen sei, erhalten. Der moderne Wissenschaftler allerdings erklärt, ohne das Phänomen selbst zu leugnen, die Erscheinung als Halluzination, als Einbildung, als nach außen projektiertes inneres Erlebnis. Für die Spiritisten aber gilt die Existenz des Doppelgängers, wie wir sehen werden, als der stärkste und entscheidendste Beweis, daß der Mensch seinen Tod überlebt.

Überprüfen wir auch hier die Tatsachen. Berichten wir zuerst von jenen Fällen, in denen Menschen – wie im Fall Dr. Friedländer – ihr eigenes verdoppeltes Ich wahrnehmen. Es gibt unzählige Beispiele – jeder Mediziner kennt sie –, in denen Menschen diese Erscheinung eines zweiten Körpers an sich beobachtet haben: »Es ist mir zweimal begegnet, daß ich die ganz deutliche Empfindung hatte, daß mein Innerstes sich aus dem Körper hinausbegibt und in ihn zurückkehrt«, so der bekannte Religionswissenschaftler Professor Dr. Beth. »Vier- oder fünfmal habe ich, während ich im Bett lag, die unbeschreibliche Empfindung erlebt, anscheinend von meinem Körper getrennt zu sein ... Ich habe dann das Gefühl, daß ich in der Luft schwebe, über meinen Körper schwebend, den ich betrachte, und völlig meiner Umgebung mir bewußt.«

Ein Dr. Franz Hartmann sah sich während einer schweren Zahnoperation »neben dem Stuhl stehen, in welchem mein Körper lag. Ich sah alle Gegenstände im Zimmer, hörte alles, was gesprochen wurde; aber als ich versuchte, eins von den Instrumenten auf einem kleinen Tisch neben dem Stuhl aufzuheben, war ich dazu nicht imstande, da meine Finger hindurchgingen.«

Ein Herr L. L. Hymanns berichtet aus London: »Ich erwachte morgens im Hotel, ziemlich unwohl (ich habe ein schwaches Herz), und verlor das Bewußtsein. Zu meinem größten Erstaunen befand

ich mich bald im oberen Teil des Zimmers, von wo ich meinen leblosen Körper im Bett betrachtete, dessen Augen geschlossen waren ... Nach ein bis zwei Stunden hörte ich mehrmals an die abgeschlossene Tür klopfen, ohne ein Lebenszeichen geben zu können ... Bald kamen die Hotelverwalterin und andere herein. Ein Arzt traf ein, ich sah ihn den Kopf schütteln – und erwachte im Bett. Alles dies hat mindestens zwei Stunden gedauert ...«

Und schließlich der Bericht eines Schweizers, eines Mannes, der an schweren Nierenkoliken litt, der uns von Aniela Jaffé mitgeteilt wird: »Das Wetter war sehr schön und sonnig. Ich hatte so furchtbare Schmerzen, daß ich mir sagte: Jetzt solltest du irgendwie aus dir selbst heraus können, dann wären die Schmerzen weg... Plötzlich sah ich vor mir einen Mann, der auf das Gartentor zuschritt. Er öffnete das Tor und schritt die Straße hinaus – bis mir zum Bewußtsein kam: Das bin ich ja selbst! Ich sprang auf, von dem einen Wunsch beseelt, ich muß den Mann irgendwie einholen. Schon bog er um die Ecke einer Seitengasse und war meinem Blick entschwunden. Ich raste dem Mann nach, holte ihn ein, schien ihn zu fassen – und das Ganze löste sich auf. Wie, das kann ich nicht erklären. Auch meine Schmerzen, von denen ich während dieser Zeit befreit gewesen war, kehrten zurück.«

Auch in Experimenten, und ihnen käme erhöhte Bedeutung zu, ist von Forschern versucht worden, den Nachweis für dieses seltsame Doppelgängerphänomen zu erbringen. Von einem solchen – erfolgreichen – Experiment berichtet Professor Blank von der amerikanischen Harvard-Universität in einem Brief an Professor William James:

»Ich hatte mit einer Bekannten A. über ein damals erschienenes Buch, das diese Fragen eines Geist- oder Astralleibes behandelte,

gesprochen. Aber keiner von uns hatte bis dahin ein Experiment angeregt.

Eines Abends nun, gegen 21 Uhr 45 oder vielleicht kurz vor zehn Uhr, als ich allein in meinem Zimmer saß, beschloß ich, den Versuch zu machen, ob es mir nicht gelingen würde, mich A. sichtbar zu machen. Ich wußte nicht, wie ich dabei vorgehen sollte, ich öffnete mein Fenster, das in Richtung von A. Haus lag, etwa einen Kilometer entfernt, jenseits eines Hügels und vom Fenster aus nicht sichtbar. Ich rückte mit meinem Stuhl ans Fenster. Mit aller Kraft, deren ich fähig war, versuchte ich mich in die Gegenwart von A. zu versetzen. In meinem Zimmer brannte kein Licht. Ich saß dort, ganz auf diesen Gedanken konzentriert, ungefähr zehn Minuten lang. Ich spürte nichts Ungewöhnliches dabei.«

Am nächsten Tag trafen sich die beiden. Der Professor schwieg über sein Experiment. A. kam von sich aus darauf zu sprechen: »Was war nur gestern abend? Gegen zehn Uhr saß ich mit B. beim Abendessen im Eßzimmer. Plötzlich glaubte ich Sie am Fenster des Raumes zu sehen. Ich sagte zu B.: ›Da ist Blank, dort an der Tür.‹ B., der mit dem Rücken zur Tür saß, antwortete: ›Warum kommt er nicht herein?‹ Ich stand auf, öffnete die Tür, blickte in den Vorraum, aber ich sah niemand. Sagen Sie, was haben Sie um diese Zeit nur gemacht?«

»Das waren ihre Worte«, schließt der Professor seinen Bericht, »und dann erst erklärte ich, was ich getan hatte.«

Was ist gegen einen solchen Bericht einzuwenden? So sagt Dr. W. F. Prince in seiner Arbeit über diesen Fall: »Ein solch erfolgreiches Experiment wiegt ein Dutzend spontaner Erscheinungen der Lebenden auf. Zu vermuten, daß eine Frau nur durch die

Aktivität ihres Gehirns ohne irgendeine außersinnliche Kraft die Halluzination (dieses Mannes) hatte, wäre absurd.«

Es sind viele Fälle, die beweisen, daß jene Geschichten von Doppelgängern also keineswegs ins Reich der Phantasie gehören. Für eines der eigenartigsten Doppelgängererlebnisse verbürgt sich Dr. Max Kemmerich:

Der Münchner Ingenieur Dr. Karl Sch. arbeitete damals in Berlin an der Konstruktion eines Theaters. Die statische Berechnung der Bühnenkuppel bereitete große Schwierigkeiten. Er hatte den ganzen Vormittag daran gearbeitet, ohne die Lösung zu finden. Ziemlich verdrossen ging er schließlich zum Essen, in Gedanken immer noch mit der Aufgabe beschäftigt. Um zwei Uhr kehrte er in sein Büro zurück. Da sah er, über das Zeichenbrett gebeugt, eifrig zeichnend – sich selbst. Der Doppelgänger war wie er gekleidet, selbst die eingerissene Stelle an der Tasche fehlte nicht.

»Etwa zehn Minuten«, berichtet Dr. Kemmerich, »jedenfalls aber eine relativ lange Zeit, beobachtete Dr. Sch. die Erscheinung, weit mehr interessiert als erstaunt. Sie arbeitete emsig mit dem Bleistift. Allmählich sank sie unter den Tisch, und er sah, ohne an seinem Körper die geringste Veränderung feststellen zu können, wie die Füße gleichsam zerschmolzen, bis das Phantom gänzlich verschwunden war. Der Ingenieur trat an das Zeichenbrett, wo er zu seinem größten Erstaunen die zeichnerische Lösung der Aufgabe fand.« Das Original der Zeichnung befindet sich heute noch im Archiv der ausführenden Baufirma.

S. J. Muldoon, der viele Doppelgängerfälle sammelte, nachdem er dieses Phänomen an sich selber erfahren hatte, schildert das folgende Erlebnis eines Nachbarn: Dieser befand sich an einem Win-

tertag mit seinem Pferdeschlitten auf dem Nachhauseweg, als ganz in der Nähe der Schuß eines Jägers fiel. Die aufgescheuchten Pferde galoppierten los, warfen den Fahrer zu Boden, mit dem Kopf voran. Er spürte jedoch den Fall nicht, sondern er glaubte aufrecht zu stehen und sah »sein anderes Ich reglos neben der Straße liegen – das Gesicht im Schnee.« Den fallenden Schnee, die davonrasenden Pferde, den Jäger, der auf ihn zukam – das erlebte er ganz wirklichkeitsgetreu, während der andere wie tot dalag. Dann verschwamm alles vor seinen Augen, das nächste, was er wahrnahm, war die Gestalt des Jägers, der sich über ihn beugte und Wiederbelebungsversuche an ihm machte.

Eine ähnliche Beobachtung machte ein Dr. I. K. Funk nach einem Tag voller Anstrengung. »Es war mir einen Augenblick«, schreibt er, »als verlöre ich das Bewußtsein. Als dieser Zustand wich, war mir, als schwebte ich in der Luft – ich sah gleichzeitig auf den im Bett liegenden Körper.

Worte können nicht beschreiben, was ich dabei empfand. Dieser andere schien in jeder Hinsicht tot. Kein Anzeichen des Lebens war an ihm zu bemerken, und dennoch – hier war ich, getrennt von dem Leib, mein Geist völlig klar und mit dem Bewußtsein eines anderen Körpers.«

Der bekannte Nervenarzt Dr. Marcinowski berichtet von einer seiner Patientinnen: Der, ihm als besonders ängstlich bekannten, Kranken mußten zwei Zähne gezogen werden. Er war sehr erstaunt, als die Patientin alles ohne jedes Wehklagen hinnahm. Erst nachdem alles vorbei war, schrie sie plötzlich auf. Dr. Marcinowskis Erklärung: »Die Patientin, von klein auf mit Doppelgängerbildung behaftet, hatte ihren Körper verlassen und dem ganzen Vorgang – wie er erzählte – *von außen her interessiert*

zugeschaut. Erst dann ... kam es auf einmal zu dem vorher nicht vorhandenen Schmerzgefühl ...«

Unser letztes Beispiel stammt aus den Akten der englischen »Gesellschaft für psychische Forschung«. Ein Frl. Sophie Swoboda war am Nachmittag unter heftigen Kopfschmerzen auf der Couch in ihrem Zimmer eingeschlafen. Plötzlich hellwach, fühlte sie sich »leicht und schmerzlos«. Sie erhob sich, ging ins Wohnzimmer. Die Mutter strickte, der Vater las ihr aus einem Buch vor. Niemand schien sie zu bemerken, sie selbst konnte sich ihnen nicht verständlich machen. Die Mutter erhob sich mit der Bemerkung, nach der Tochter sehen zu wollen. Diese folgte ihr – und sah sich leichenblaß und mit geschlossenen Augen auf der Couch liegen. Dann verschwamm alles vor ihren Augen. Als sie die Lider öffnete, stand ihre Mutter vor ihr. Und doch war das Ganze keine Täuschung: Sie konnte genau wiederholen, was der Vater der Mutter, drei Zimmer weiter, vorgelesen hatte, was die Eltern miteinander gesprochen hatten.

Betrachten wir die hier geschilderten Fälle von Doppelgängererscheinungen, so fällt auf: Ein plötzlicher Schock, krankhafte Erschöpfungszustände, eine besondere Anstrengung, eine ungeahnte, dumpf gefühlte Furcht – die Mehrzahl der Doppelgängerfälle tritt in solchen Augenblicken auf. Die moderne Psychologie ist daher überzeugt, das seltsame Phänomen des Doppelgängers ganz natürlich erklären zu können. Den Schlüssel zu diesem Geheimnis lieferte ein bekanntes Phänomen: Die Tatsache, daß bei Menschen, die plötzlich ein Glied verlieren, sich dort ein körperloses Scheinglied als Ersatz bildet – sie können es – obwohl es gar nicht vorhanden ist – fühlen, greifen und Schmerzen darin empfinden. Allein in der Bundesrepublik gibt es heute über 200 000

solcher Kriegsamputierter, die meisten kennen dieses Phänomen des »Amputationsphantoms«, wie die Mediziner es nennen, viele leiden an furchtbaren Schmerzen.

Der Münchner Professor Dr. Max Mikorey ist der wohl bedeutendste Fachgelehrte auf diesem Gebiet. Das Amputationsphantom ist, nach seiner Meinung, keine Sinnestäuschung. Der Mensch besitzt zwar nicht mehr, wie gewisse Tiere, die Kraft, das verlorene Glied nachwachsen zu lassen. Er hat dafür etwas anderes: die Kraft, das verlorene Glied in seiner *Vorstellung* neu wachsen zu lassen.

Professor Mikorey: »In etwa 95 Prozent der Fälle von plötzlicher Amputation bildet sich am Stumpf anstatt des verlorenen Gliedes, das irgendwo getrennt vom Körper verkommt und verfault, ein körperloses, schattenhaftes, gespenstisches Scheinglied als Ersatz.« Nichts anderes geschieht nach Professor Mikorey beim Doppelgänger: Hier wird nicht ein einzelnes fehlendes Glied ersetzt, sondern der ganze Mensch. Der Münchner Arzt hat Hunderte solcher Fälle, in denen Patienten sich doppelt sahen, an der Münchner Universitäts-Nervenklinik beobachten können.

»In der akuten Katastrophenlage«, erklärt der Arzt, »versuchte der Organismus gleichsam aus der Haut zu fahren, um« – zum Beispiel bei Querschnittlähmungen – »sich in zwei Teile zu teilen, um die kranke Hälfte als Ballast abzuwerfen. Ich selbst beobachtete eine Kranke..., welche anfallweise darüber klagte, daß ihre beiden Körperhälften ... auseinanderträten und sich dann etwa einen halben Meter voneinander entfernten.«

Die Krankheit wird also dem Doppelgänger aufgeladen. Er ist »der gute Kamerad, dessen Hauptaufgabe darin besteht, von der

Kugel getroffen zu werden, die eigentlich für den Kranken selbst bestimmt war... Als Endergebnis dieses Spiels mit höchstem Einsatz resultiert dann die verblüffende Lösung, daß der Kranke gesund scheint, weil ihm sein Doppelgänger alle Leiden abnimmt.«

Besonders Herzkranke, so wurde beobachtet, haben auffallend oft solche Erlebnisse. »Der Herzkranke, der die Nähe des Todes fühlt«, erklärt Professor Mikorey, »will weiterleben und schafft sich durch das Doppelgängererlebnis gleichsam einen Ersatzkörper.« Aber nicht nur bei körperlichen Leiden ist der Doppelgänger der »gute Kamerad«. In Momenten bewußter oder unbewußter Gefahr, bei seelischen Konflikten, läßt der Mensch den Doppelgänger für sich leiden. Er verleiht dem Menschen die Kraft, »sich sozusagen wie Münchhausen am eigenen Schopf aus dem Sumpf zu ziehen.« Ja Professor Mikorey geht noch weiter: »Der Mensch ist ein phantombildendes Lebewesen. Die Phantombildung des Doppelgängers ist nur ein Teil dieser Kraft. Wie der leidende Mensch sich einen Doppelgänger erschafft, so erschafft sich der Mensch, der um seinen Tod weiß, Geisterwesen, die sein Überleben beweisen.«

Kein Arzt, kein Psychologe wird heute also an den Berichten über Doppelgänger zweifeln und sie spöttisch abtun. Er wird nur alle die Fälle, die wir geschildert haben, »natürlich« erklären: als für einen Augenblick sichtbar gewordene, nach außen projizierte Inhalte der Seele – als Halluzinationen. Wie das amputierte Phantomglied – in Wirklichkeit nicht vorhanden. Aber ist das die ganze Erklärung?

Denn solche Doppelgängererscheinungen werden nicht nur von einzelnen Menschen selbst wahrgenommen. Auch von anderen, Außenstehenden wurden sie immer wieder objektiv beobachtet.

Ein besonders charakteristischer, wenn auch nicht besonders gut verbürgter, Fall dieser Art ist der einer 32jährigen französischen Erzieherin aus Dijon, Mlle. Emilie Sagée.

Schon kurz nachdem Mlle. Sagée ihre Stelle in einem vornehmen Pensionat in der Nähe Rigas angetreten hatte, kursierten über sie sonderbare Geschichten: Immer wieder war Mlle. Sagée von Schülerinnen an zwei Orten zugleich gesehen worden. Eines Tages, als die Lehrerin eine Aufgabe an die Tafel schrieb, wird die ganze Klasse Zeuge des Vorfalls: Mlle. Sagée steht zweimal an der Tafel, beide Gestalten zum Verwechseln ähnlich. In dem Verhör durch die Pensionatsleiterin bezeugen alle 13 Schülerinnen das Geschehene. Schon bald wiederholt sich dasselbe: Als die Erzieherin mit einer Grippe zu Bett liegt und die Schülerin Julia von Wrangel ihr vorliest, wird die Kranke plötzlich ganz bleich und scheint ohnmächtig zu werden. Im gleichen Augenblick sieht die Schülerin die Gestalt der Lehrerin doppelt – im Bett und im Zimmer auf und ab gehend. Ein andermal wird Mlle. Sagée im Garten beim Blumenpflücken beobachtet – gleichzeitig beaufsichtigt sie die Klasse bei ihren Hausarbeiten.

Diese seltsamen Vorgänge sprachen sich bald herum. Besorgte Eltern nahmen ihre Kinder von der Schule. Schließlich wurde der Erzieherin gekündigt. Dabei stellte sich heraus, daß sie aus denselben Gründen schon viele andere Stellungen verloren hatte.

In einem anderen Fall hatte der Landgerichtsrat F. seinen Amtsdiener mit einem Auftrag in ein benachbartes Dorf geschickt. Nach einer halben Stunde trat der Amtsdiener ins Zimmer. Ohne zu grüßen ging er an das Bücherregal, nahm ein Buch, blätterte darin, bis er gefunden zu haben schien, was er suchte. Bis dahin hatte F. alles schweigend beobachtet. Dann sprach er den Amtsdiener an.

Im gleichen Augenblick verschwand die Gestalt. Das Buch fiel zu Boden. Die Erklärung? Ein Beamter hatte den Amtsdiener begleitet. Unterwegs gerieten sie über eine bestimmte Pflanze in ein botanisches Streitgespräch. Der Amtsdiener war seiner Sache ganz sicher – die betreffende Stelle aus einem bestimmten Buch war ihm so gegenwärtig, als habe er es aufgeschlagen in der Hand. Das allein hatte genügt, den Landgerichtsrat F. den Doppelgänger seines Amtsdieners sehen zu lassen.

Aber nicht immer wird die Gestalt des Doppelgängers gesehen; es gibt auch hörbare Doppelgängererlebnisse. Der Forscher T. Wereide, Professor für Physik an der Universität Oslo, berichtet: »Es ist in Norwegen eine fast alltägliche Erscheinung, daß die Ankunft von Menschen durch einen Doppelgänger angekündigt wird.« Er wird im Volksmund »Vardögr« genannt, was soviel wie Vorläufer heißt. Er kündigt seine Ankunft durch Geräusche an: Man vernimmt, wie die Wohnungstür aufgeschlossen wird; wie der Spazierstock an seinen Platz gestellt wird; wie jemand die Treppe hinaufsteigt – alles in der charakteristischen Art dessen, der auf diese Weise angemeldet« wird. Eine Hausfrau, so weiß Professor Wereide zu berichten, beginnt auf diese Geräusche hin zu kochen, damit das Essen fertig ist, wenn der so Angekündigte in eigener Person heimkommt. Sie kann sich, so behauptet sie, auf die ungewöhnliche Art der Anmeldung vollständig verlassen.

Nachträgliche Kontrollen und Versuche haben ergeben, daß der »Vardögr« in dem Augenblick erscheint, in dem die Person sich zu dem betreffenden Haus hin auf den Weg macht oder kurz zuvor, wenn die Person den Entschluß faßt, jetzt dorthin zu gehen. Wereide: »Die Bewohner unserer ländlichen Bezirke, in unseren

Bergen, leben seit Jahrhunderten in größerer Abgeschlossenheit als die Menschen anderer Nationen. Die Verbindung zwischen den einzelnen war schwierig, und daher hat die Natur von ›übernatürlichen‹ Mitteln Gebrauch gemacht, um diese Isolation zu kompensieren.«

Aber auch in diesen Fällen sehen Psychologen nur die Kräfte unseres Unterbewußtseins – unser gestaltgewordenes zweites Ich – am Werk. »Nichts spricht für die spiritistische Ansicht«, so meint Dr. Richard Baerwald, »daß jeder Mensch ohne Unterschied ein fertiges ›Reserve-Ich‹ in sich trägt, das nur auf den Tod wartet, um, vom Körper befreit, ein neues höheres Leben zu beginnen.« – Denn dies ist die Überzeugung der Spiritisten. Sie sagen: Wenn es stimmt, daß der Mensch schon zu seinen Lebzeiten – als Doppelgänger – gesondert, außerhalb seines Körpers existieren kann – warum dann nicht nach seinem Tode! Die Fälle von Doppelgängern sind für sie also eine Art »Theaterprobe des Todes«. Was dabei für Augenblicke geschieht – nämlich die Trennung von Leib und Geist –, geschieht ihrer Meinung nach im Tod endgültig: Der »Doppelgänger« überlebt den Tod des Menschen. »Wie der zu Lebzeiten seinen Leib Verlassende bewußt persönlich weiterlebt«, so meint Dr. Emil Mattiessen, »so lebt auch der ihn im Sterben Verlassende bewußt persönlich weiter . . .«

Es gibt in der Tat zu denken, daß die Erscheinung des Doppelgängers häufig mit dem Sterben oder dem Tod des Menschen in engem Zusammenhang steht. Unter den Berichten, die Aniela Jaffé in ihrem Buch »Geistererscheinungen und Vorzeichen« anführt, befindet sich auch diese Mitteilung einer Mutter: Als ihre sechsundzwanzigjährige Tochter, eine Pianistin, eines Nachmittags am Klavier saß und übte, »sah ich zu ihr hin und bemerkte

zu meinem großen Erstaunen, daß neben ihr auf der linken Seite meine Tochter noch einmal saß, ganz gleich gekleidet, aber ganz durchsichtig. Ich sagte meiner Tochter nichts. Nach einem halben Jahr starb sie unter tragischen Umständen. Als wir von der Beerdigung heimkamen und ich die Gangtür aufschloß, um ins Eßzimmer zu gehen, da kam sie mir entgegen, ganz gekleidet wie üblich, nur durchsichtig; sie ging an mir vorbei, dann sah ich nichts mehr.«

Einem amerikanischen Arzt, Dr. A. S. Wiltse, verdanken wir einen ausführlichen in alle Einzelheiten gehenden Bericht, aus dem wir nur einige Stellen zitieren können. Er war an Typhus erkrankt. Auf dem Höhepunkt der Krise lag Dr. Wiltse eine Stunde lang ohne wahrnehmbaren Puls. Er wurde bereits für tot gehalten. Dennoch war er sich bewußt über das, was geschah: »Ich überlegte in Ruhe folgendermaßen: Ich bin gestorben – und doch bin ich ein Mensch wie nur je zuvor. Ich beobachtete den merkwürdigen Vorgang der Trennung von Leib und Seele ... Ich sah meinen eigenen Leichnam. Ich war überrascht von dem bleichen Aussehen des Gesichts. Ich hatte tagelang in keinen Spiegel geblickt und geglaubt, ich sei nicht so blaß ... Ich sah mehrere Personen um den Leichnam herumsitzen und -stehen, und bemerkte insbesondere zwei Frauen ...« Er versuchte, sich verständlich zu machen. Ohne Erfolg. Sie saßen nur weinend um das Bett. »Sie betrachten«, fährt der Arzt in dem Bericht fort, »was sie für mich halten. Aber sie irren. Das bin nicht ich. Dies bin ich, und ich bin so lebendig wie nur je ...«

Aber auch von anderen ist die Erscheinung des Doppelgängers in der Stunde des Sterbens beobachtet worden: Eine Ärztin, deren Patientin »nur noch wenige Augenblicke zu leben hatte«, be-

richtet: »Plötzlich hatte ich das Gefühl, jemand zur Seite zu haben; ich wandte mich um, und verharrte wie vom Blitz getroffen: denn ich sah vor mir die Kranke in Person, die im selben Augenblick verschieden war... Die Überzeugung blieb, daß ich dem Abschied einer Seele beigewohnt hatte.«

Eine englische Krankenschwester, Mrs. Joy Snell, will öfters bei Sterbenden in der Todesstunde eine Doppelgängergestalt beobachtet haben, »Gestalten, zunächst nur in Umrissen sichtbar, bis sie völlig deutlich wurden«.

Ein Sohn sah – laut Protokoll der englischen »Gesellschaft für psychische Forschung« – beim Tode seines Vaters den Sterbenden und »gleichzeitig in voller Lebensgröße, blendend hell« seinen Doppelgänger.

Auch in diesen Fällen wird die Gestalt des Doppelgängers nicht immer gesehen. Häufiger wird davon berichtet, daß der Sterbende seinen Tod entfernten ihm nahestehenden Menschen meldet. Bilder fallen aus unerklärlicher Ursache von den Wänden; Gläser zerspringen; eine Glocke schlägt an, die niemand geläutet hat; Türen gehen von selbst auf ... »Es ist«, erklärt Wilhelm Horkel, »als ob ein Mensch seine allerletzte seelische Energie darauf verwenden könne, an beliebigem Ort etwas zu verändern, was die Nachlebenden an ihn erinnert ...« Niemand glaubt so recht an diese Dinge. Und doch ist gerade die Tatsache der »Totenanmeldung« zuverlässig beobachtet worden.

Solch einen erstaunlichen Fall berichtet ein protestantischer Theologe, Dr. C. Vogl, von seinem Freund Johannes Illig ... Bei einem Besuch in Göppingen im März 1934, als sie sich beide über dieses Phänomen unterhielten, machte der Theologe seinem Freund

einen Vorschlag: Derjenige von ihnen, der zuerst sterbe, schreibt Dr. Vogl darüber, »solle dem anderen sich sterbend irgendwie kundtun«. Illig lehnte ab. Es bedürfe solcher Beweise nicht, und außerdem: Er wolle kein Versprechen geben, das er vielleicht nur schwer werde erfüllen können. Wenige Tage später reiste der Freund ab. Monate vergingen. Dann, am Morgen des 4. Novembers, geschah es: »Beim Erwachen mußte ich besonders lebhaft an Illig denken. Ich sah nach der Uhr, die neben meinem Bett stand: sie zeigte fünf Minuten vor sieben. Sie stand. Sie hätte mindestens noch zwölf Stunden gehen müssen.« Er rief seine Frau, im Speisezimmer nach der Uhr zu sehen. Auch sie stand. Er rief seine Tochter: Auch ihre Uhr war stehengeblieben. »Unsere sämtlichen ständig in Gebrauch befindlichen Uhren«, schreibt Dr. Vogl, »waren stehengeblieben ... Uhren, die bis dahin niemals stehengeblieben waren und die sich auch nachher (während ich dieses schreibe, sind fast drei Monate nach jenem Ereignis vergangen) wieder als ganz zuverlässig erwiesen haben. Sämtliche Uhren waren regelrecht aufgezogen. Das Ereignis mutete natürlich seltsam an, und ich äußerte zu meiner Frau, ob dies nicht etwas zu bedeuten habe...« Drei Stunden später hatte er die Erklärung. Mit der Post kam eine Todesanzeige. Vom Sohn des Freundes. Johannes Illig war drei Tage zuvor, am 1. November, gestorben. Die Stunde aber, in der die Uhren bei seinem Freund stehengeblieben waren, war die Stunde, in der der Sarg mit dem Toten aus dem Haus getragen worden war. Der Freund war überzeugt, daß dies nur eines bedeuten konnte: Der Freund hatte ihm einen Beweis geliefert, daß der Tod in Wahrheit kein Ende ist.

Spuk

Am 30. September wurde eine Pensionärin des Pavillons St. Jean, Mlle. Raymonde, durch eigenartige Geräusche, die sie in ihrem Zimmer hörte, aufgeschreckt: Es handelte sich um Schläge, die so stark waren, daß man sie von außen hören konnte und die auf Möbeln und Vitrinen zu ertönen schienen. Jedesmal, wenn das Fräulein diese Schläge hörte, bemühte sie sich vergeblich, eine Ursache aufzufinden. Es schlug an die Tür, sie öffnete sie daraufhin und fand nichts; oder der Lärm kam vom Fenster, sie stürzte hin, sah aber niemand.

Zwei Serviermädchen, Josiane, 19 Jahre, und Marie, 51 Jahre, begannen, wachsam geworden, Detektiv zu spielen und nach einer Erklärung zu suchen. Die Geräusche traten hauptsächlich in der Abenddämmerung auf, und so legten sie sich in der Nähe des Zimmers auf die Lauer in der Hoffnung, es könne sich um einen schlechten Scherz handeln. Sie spannten sogar Schnüre auf der Treppe, die zum Flur führte – ohne Resultat. Als das Gepolter immer stärker wurde, beschloß man, die Oberin des Hauses zu benachrichtigen. Diese maß zunächst den Erzählungen keinerlei Bedeutung zu. Erst als die obengenannten Personen darauf be-

standen und Beschwerden der dort wohnenden Pensionärinnen laut wurden, entschloß sie sich, selbst nachzusehen, was hier passierte. Sie mußte sich sofort überzeugen lassen: Sehr heftige Schläge schienen an einem Punkt, dann wieder an einem anderen aufzutreten, ohne daß eine natürliche Ursache oder ein Schabernack zu finden war. Die Oberin und Mlle. Raymonde hatten nunmehr den – vielleicht unglücklichen – Einfall, den Versuch zu unternehmen, mit der Ursache dieser Manifestationen in Verbindung zu treten. Daher stellten sie einige Fragen, während die unerklärlichen Phänomene sich abspielten.

Zu ihrer großen Überraschung kamen die Antworten mit großer Bestimmtheit. Gemäß den Abmachungen wurde mit einem, zweien oder mehreren deutlichen Klopfzeichen geantwortet. Sie mußten bald feststellen, daß der »Geist«, nennen wir das Unerklärliche von jetzt ab einmal so, ohne daß wir damit eine Erklärung für die beobachteten Phänomene unterstellen, daß also der Geist ganz deutlich eine Antwort gab.

Eines Abends, als die Schläge heftiger als je zuvor auftraten und Josiane und Marie mit der Oberin und zwei anderen Schwestern im Zimmer von Mlle. Raymonde standen, schlug man Josiane vor, ihre Hände auf die Fensterscheibe zu legen, wo die Schläge in diesem Augenblick ertönten ... Josiane legte ihre Hände auf das Glas. Sie erhielt sofort einen sehr heftigen Schlag, den sie mit einem elektrischen Schlag verglich, der sie von oben bis unten durchzuckte und den Eindruck einer elektrischen Entladung machte.

Genau von diesem Augenblick an ... stellte man fest, daß die Phänomene endgültig den Umkreis von Mlle. Raymonde verlassen hatten, um sich nunmehr an die unglückliche Josiane zu heften.«

So beginnt der erstaunliche Bericht eines typischen Spukfalles: Er zeigt, wie er entsteht, sich ausbreitet, sich allmählich an eine bestimmte Person heftet. Es gibt viele solcher Berichte. Nicht alle sind verläßlich. Dieser stammt von einem Mann, der über den Verdacht erhaben ist, »okkultgläubig« zu sein: von dem Professor für Gerichtsmedizin an der Universität Lille, Dr. L. Christaens. Der Schauplatz des Spuks: eine von einem religiösen Orden geleitete, angesehene Haushaltsschule mit 100 Schülerinnen und einem Heim für begüterte alte Damen; beide in einem kleinen französischen Ort. Der Zeitpunkt der Ereignisse: zwischen dem 30. September und dem 6. November 1940. Viele Jahre ruhten die Dokumente, keinem zugänglich, im Archiv des Gerichtsmedizinischen Instituts der Universität Lille. »Ihre Seltsamkeit«, bekennt Professor Christaens, »legte uns solche Reserve auf, daß wir sie auch heute noch nur mit einem gewissen Zögern freigeben.«

Was Professor Christaens bei seinen Nachforschungen feststellte – und was Polizeiprotokolle bestätigen –, konnte einem in in der Tat das Gruseln lehren. Die Oberin, Mutter T., hatte Josiane, als die Klopfgeräusche für die Pensionärinnen immer unerträglicher wurden, ein Zimmer in einem alleinstehenden Pavillon angewiesen.

»In diesem Zimmer«, heißt es in dem Bericht der Universität, »spielten sich etwas länger als einen Monat außergewöhnliche Phänomene ab, deren wachsende Intensität allmählich die Bevölkerung auf den Plan rief . . .« Zuerst waren es weiterhin nur Geräusche, von denen das Zimmer heimgesucht wurde: Schläge in den Mauern, Schläge an der Tür zum Flur »von so großer Heftigkeit, daß sie sogar in Häusern, die 100 Meter entfernt waren,

gehört wurden. An manchen Abenden nahm der Lärm ein ungeheures Ausmaß an, so daß auf der Straße eine Menschenmenge zusammenlief.« Aber der »Geist« richtete seine Aggressivität auch auf die Person der Josiane: »An den Sprungfedern des Bettes wurde wie mit starken Nägeln oder mit einem metallenen Instrument derart gekratzt, daß man sich bald entschloß, Josiane auf der Matratze am Boden schlafen zu lassen ... Josiane selbst wurde häufig geschlagen. Sie erhielt hauptsächlich Schläge ins Gesicht. Man sah nichts, aber hörte den Schlag und sah, wie das Mädchen eine Abwehrbewegung machte und ihre Wange in der Größe einer Handfläche rot wurde.«

Die unerklärlichen Vorgänge erreichten ihren Höhepunkt, wenn gebetet wurde oder wenn man um Josiane herum religiöse Gegenstände aufstellte: Heiligenstatuen flogen umher und zersprangen. Man fand religiöse Bücher zerrissen am Boden. Man band die Statuen an die Möbel fest. Die Fäden wurden zerrissen, die Gegenstände auf den Boden geworfen. Die Oberin – »eine kultivierte Persönlichkeit von großer Autorität und mit ausgewogenem, gesundem Menschenverstand« – hatte das Zimmer neben Josiane bezogen. Jede Nacht schlief eine andere Oberschwester bei dem Mädchen als Wache. »Außer der Oberin, deren religiöse und geistige Integrität von keinem, der sie kannte, in Zweifel gezogen werden konnte, beobachteten auch die jede Nacht wechselnden Zeugen, von denen ich die meisten befragen konnte, die auftretenden Phänomene.«

Dennoch: Von Tag zu Tag wurden die Ereignisse außergewöhnlicher. Man sah, »wie die Möbel sich bewegten, Stühle gingen vor und zurück. Die elektrische Deckenbeleuchtung schien Leben gewonnen zu haben und bewegte sich. Einmal rückte eine sehr

schwere Kommode hin und her, und alle Schubladen, die man nur mit Mühe öffnen konnte, fielen durch die seitliche Hin- und Herbewegung heraus.« Der »Geist« hatte es ausschließlich auf Josiane abgesehen. Wenn die Phänomene auch nachts besonders stark auftraten, auch am Tag hörten sie nicht auf. »Es schien«, schreibt Professor Christaens in seinem Bericht, »als ob das Mädchen die ganze Zeit von diesem ›Geist‹ belästigt und verfolgt würde. Überall, wo sie sich aufhielt, geschahen die seltsamsten Dinge...« Wenn sie sich in der Küche zeigte, gab es jedesmal »ein regelrechtes Lärmtheater. Die Kasserollen, die an den Wänden der geräumigen Küche hingen, vollführten einen fürchterlichen Spektakel.« Sogar in der Kirche spielten sich »massive Phänomene« ab, wenn Josiane dort war: leichte Schläge auf der Kommunionbank, zwei Kerzenleuchter, die vom Altar fielen.

Im Ort wurde von nichts anderem geredet. Skeptiker spöttelten über die »Ammenmärchen«. Die Oberin schlug den Leuten vor, Josiane eine Nacht bei sich aufzunehmen und sich selbst zu überzeugen. »Endlich entschlossen sich zwei Frauen... Josiane eine Nacht zu sich zu nehmen, als die Neugier über ihre Furcht siegte... Ich habe sie zusammen und auch getrennt befragt. Beide bestätigten mir mit ihren eigenen Worten, daß sie »reichlich bedient worden wären«. Kaum hatte sich Josiane um neun Uhr ins Bett gelegt, als das Gepolter begann. Die Schläge, die die Wand erschütterten, schienen das ganze Haus zum Zittern zu bringen. Ein Regal am Kopfende des Bettes, das als kleine Bücherablage diente, wurde besonders angegriffen. Zu wiederholten Malen wurden alle religiösen Bücher herausgerissen. Man hörte ein Geräusch, als ob die Seiten geknittert oder angefaßt würden, und diese Bücher wurden zur Erde geworfen, während profane Bücher un-

berührt blieben. Der Nachttisch, auf dem ein Heiligenbild stand, lief – wie man sah – durchs Zimmer, und jedesmal, wenn die Mädchen einzuschlafen versuchten, fiel er gegen ihr Bett. Sie bemerkten, daß ihre Katze während dieser Vorfälle bizarre Sprünge aufführte, als ob sie elektrisiert würde.«

Schließlich wandte sich die Oberin um Hilfe an den Bischof der Diözese. Auf der Fahrt dorthin »hörten die Geräusche nicht auf«. In der Bahnhofshalle drehten sich alle Fahrräder, die abgefertigt werden sollten, auf dem Boden um. Im Zug vernahmen die Mitreisenden »Schläge auf Fenster und Wände des Abteils«. Der Bischof »tat die Sache einfach ab«, aber auf den Rat der Missionsoberen wurde ein bekannter Professor der Psychiatrie hinzugezogen; er riet, das junge Mädchen wegzubringen.

Verwandte waren bereit, sie aufzunehmen. Aber »Josiane kam nicht dazu, ihren Koffer zu packen, der unter den Augen mehrerer Zeugen jedesmal umgestülpt wurde, wenn sie etwas hineintat. Als sie ihre Reisekleider anziehen wollte, wurden alle Knöpfe und Spangen abgerissen. Man mußte sie mehrere Male wieder annähen. Der »Geist« versuchte alle Vorbereitungen zu sabotieren, als ob ihn die Abreise in Wut versetzte.« Endlich war es soweit, daß Josiane abfahren konnte. Wie mit einem Zauberschlag hörten alle Phänomene im Hause auf, das wieder ein normales Leben führte und durch kein Ereignis mehr gestört wurde.

Und Josiane? Auf der Fahrt zu ihren Verwandten setzten die Spuk-Phänomene noch einmal mit aller Wucht ein. »Als alle Reisenden schlummerten, hörte man einen infernalischen Lärm, so daß man glauben konnte, eine Bombe hätte in den Wagen eingeschlagen. Die Fensterscheiben wurden zertrümmert, die Vor-

hänge von oben bis unten zerrissen. Entsetzt flüchteten die Reisenden in den Gang . . .« Aber dann ließen die Phänomene nach. Schließlich verschwanden sie ganz. Vier Jahre später heiratete Josiane, bekam zwei Kinder, führte eine glückliche Ehe; ihrem Mann hat sie nie von dem Vorgefallenen erzählt.

»Dies sind also die Ereignisse«, schließt Professor Christaens seinen Bericht. »Unsere erste Reaktion war, daß man solche Geschichten nicht glauben könne.« Er konnte sich von ihrer Wirklichkeit überzeugen. Aber die Erklärung? Professor Christaens wagt nicht, sie zu geben. »Was soll man aus all diesen diabolischen Dingen schließen? Eine Mystifikation scheint ausgeschlossen . . . Psychiatrische Erklärungen scheinen uns schwierig, Wahnideen mit Kollektivhalluzinationen . . . lassen sich hier nicht rechtfertigen. Die befragten Dämonologen wiesen den Gedanken einer Besessenheit zurück.«

Viele Leute haben sich schon die Köpfe zerbrochen, um eine Erklärung der sogenannten Spukphänomene zu finden. Dabei sind zwei Arten des Spuks zu unterscheiden: Der an bestimmte Orte und Häuser gebundene Spuk, der oft über Generationen hin andauert. Den an bestimmte Personen gebundenen Spuk, der oftmals aufhört, wenn die Person den Ort des Spuks verläßt.

Spuk – in seiner ursprünglichen Form Spuch – bedeutet Stimme, Reden. Aber was wir heute gewöhnlich Spuk nennen, hat mit »Geisterstimmen« wenig zu tun: Es sind meistens jene Erscheinungen, wie sie uns in dem geschilderten Fall eines personengebundenen Spuks begegnet sind: Lärmerscheinungen jeder Art und ohne erkennbare Ursache: Schritte, Stöße, dumpfe Schläge, das

Gepolter von schweren Gegenständen, das Gerassel von Ketten, das Rollen von Fässern. Bewegungserscheinungen: das Umherfliegen von Gegenständen, das Umherschieben von Möbelstücken. Und schließlich jene Erscheinungen, die wirklich ganz den Eindruck machen, als sei dabei die Hand eines Geistes im Spiel: Türen werden aus den Angeln gehoben, Bettdecken und Gegenstände werden mit großer Gewalt weggezogen, Schläge ausgeteilt, Tischdecken zerschnitten, Tiere zusammengebunden.

Wissenschaftler, wie Professor Christaens, die solche Spukerscheinungen untersuchten, sind zurückhaltend mit der landläufigen Behauptung, hier seien »Geister am Werk«. Und sie haben in vielen Fällen ganz simple, natürliche Erklärungen gefunden: unterirdische Wasserläufe, Erdstöße, Beschädigungen des Hauses; und oft genug war auch Betrug die Lösung des Rätsels. So kam der englische Spukforscher Dingwall im Jahre 1953 dem wahren Grund eines seltsamen Spuks, der sich im Museum der englischen Stadt York abspielte, auf die Spur: Der Kurator des Museums hatte eines Tages eine Halluzination: Er glaubte den »Geist« eines alten Mannes durch die Bibliothek des Museums wandern zu sehen. Unglücklicherweise hatte er dieses Erlebnis anderen mitgeteilt. Da er fürchtete, daß er deswegen als unzuverlässig gelten und seine Stellung verlieren könnte, kam er auf die Idee, auch andere den »Geist« sehen zu lassen! Mit einem einfachen Trick – er versah Bücher mit feinen Fäden – sprangen plötzlich die Bücher aus den Regalen. Viele »übernatürliche« Spuk-Erscheinungen haben so eine ganz einfache Erklärung gefunden. Aber – nicht alles ist Betrug! Nicht alles kann so leicht erklärt werden. So phantastisch und märchenhaft manche Spukberichte klingen – zahlreiche Untersuchungen bezeugen die Realität des Spuks. Es gibt zu viele Fälle,

in denen Spukerscheinungen objektiv, von über allen Zweifeln erhabenen Wissenschaftlern beobachtet worden sind.

Der klassische, wenn auch lange zurückliegende, Fall eines an einzelne Personen gebundenen Spuks ist noch immer der des Schweizer Nationalrates und Rechtsanwaltes Melchior Joller. Aus heiterem Himmel setzten in seinem Haus in Stans am Vierwaldstätter See, das er mit seiner Frau und seinen sieben Kindern bewohnte, die Spukerscheinungen ein. Sie dauerten über zwei Jahre – bis Joller aus dem Haus floh, das zu einer wahren Hölle geworden war. Auch hier begann es mit Geräuschen: dumpfe Schritte kamen die Stiege herunter; Klopfgeräusche auf Tischen und Wänden. Türen sprangen auf, obwohl sie verriegelt waren.

Eines Tages fand man den »furchtlosen, robusten« neunjährigen Sohn im Holzschuppen bewußtlos auf. »Nach einigen Stunden«, berichtet Joller, »wie er der Sprache wieder mächtig geworden war, erzählte er uns, daß kurz nachdem er in die Holzkammer getreten sei, es dreimal an die Tür geklopft habe. Dieses habe er wenig beachtet, da sei plötzlich die Tür aufgefahren und eine weißliche, unförmige Gestalt hereingekommen, worauf ihm Hören und Sehen vergangen sei.« Am hellen Tag, vor zahlreichen glaubwürdigen Zeugen wurden Gegenstände geworfen, Möbel verschoben, selbst in abgeschlossenen Räumen, Personen von unsichtbaren Händen berührt. Die Ereignisse sprachen sich herum. Mit Polizeikräften wurden die Neugierigen abgewehrt. Als das Haus schließlich unter polizeiliche Aufsicht gestellt und die Familie solange ausquartiert wurde, hörten die Erscheinungen auf. Kam die Familie zurück, setzten die Erscheinungen wieder ein.

Rudolf Lambert, ein namhafter Forscher auf diesem Gebiet,

meint: »Ich kann versichern, daß ich vor wenigen Jahren noch wie alle sogenannten Aufgeklärten für diese Erscheinungen nur ein überlegenes Lächeln übrig hatte... Nachdem ich aber die dafür sprechenden Dokumente geprüft habe, besteht für mich nicht mehr der geringste Zweifel an der Tatsächlichkeit dieser Erscheinungen...«

Und der bekannte Schweizer Psychiater Professor C. G. Jung schreibt: »Selbst gebildete Leute, die es besser wissen könnten, brauchen gelegentlich die unsinnigsten Argumente, werden unlogisch und verleugnen das Zeugnis ihrer eigenen Sinne. Sie unterschreiben gegebenenfalls ein Sitzungsprotokoll und ziehen nachher – ihre Unterschrift wieder zurück, da ja das, was sie beobachtet und bestätigt hatten, doch unmöglich sei – wie wenn man genau wüßte, was möglich ist!«

Auch beim Spuk geht es wie bei so vielen Phänomenen, über die wir bereits berichtet haben: Über die Tatsachen sind sich viele Wissenschaftler einig. Der Streit beginnt erst bei den Erklärungen. Sie sind so zahlreich und widersprechend wie die Phänomene selbst:

Spuk ist nur eine Halluzination. Unsere Sinne spiegeln uns dabei etwas vor, was gar nicht da ist, nur weil wir es zu sehen wünschen oder aus Angst sehen. Man spricht geradezu von »Erwartungsspuk«.

Es ist beim Spuk wie beim Doppelgänger: Der kranke Mensch schafft sich ein Ventil: Schuldgefühle, unterdrückte Rachegedanken, boshafte Triebe, sadistische oder selbstquälerische Neigungen, die sonst eine seelische Erkrankung des Menschen, die Neurose, erzeugen können, werden durch den Spuk abreagiert.

Gewisse Menschen besitzen eine besondere, aus dem menschlichen Körper ausstrahlende Energie, die – auf noch unbekannte Weise – die Umwelt beeinflussen kann. Diese Energie kann sich auf die verschiedenste Art auswirken: als Wärme, Licht, Schall, Bewegung; sie kann also alle Erscheinungen des Spuks hervorrufen.

Wir sehen: Eine überzeugende Erklärung für die Spukphänomene können uns die Wissenschaftler nicht geben. Einig sind sie sich nur in einem: Es ist der *lebende* Mensch, der die Spukerscheinungen hervorruft. Die Tätigkeit eines »Geistes« einer »verstorbenen Seele« – lehnen sie ab. Und selbst überzeugte Spiritisten führen den an Personen gebundenen Spuk nicht als Beweis für die Frage an, um die es uns hier vor allem geht: ob es ein Überleben nach dem Tode gibt.

Wie steht es aber mit jenen Spukphänomenen, die nicht an bestimmte Personen gebunden sind, sondern an einen bestimmten Ort? Durch Generationen hindurch tritt er, oft in immer gleicher Art, am gleichen Ort auf: in einem bestimmten »Spukhaus«, auf bestimmten Friedhöfen, Schlössern, Schlachtfeldern. An Orten, an denen, nach dem Volksglauben, zumeist ein Unheil geschehen ist. Wie sollten hier Lebende die Ursache sein? Da werden Klagelaute vernommen, ein Wimmern, Seufzen, Stöhnen. Rufe wie »Helft mir doch!« »Erbarmt euch meiner!« Ein anderer verlangt: »Blot twei Missen«, bloß zwei Messen. In den Fällen des personengebundenen Spuks scheint die Sinnlosigkeit die Hauptsache zu sein; ein wesenloses Unheilstiften und Zerstören; man spricht vom »bösartigen Spuk«. Beim ortsgebundenen Spuk, auch »Arme-Seelen-Spuk« genannt, scheinen die »Geister« um Erlösung zu flehen. So nähren solche Geschichten seit jeher den Glauben, daß

es sich hierbei wirklich um die Seelen Verstorbener handelt. Während beim personengebundenen Spuk ein namenloser »Poltergeist« sein Unwesen treibt, geben sich die »Geister« hier, wenn auch meist noch anonym, zu erkennen. »Oft haben sie eine feste Persönlichkeit«, schreibt Richard Baerwald, »und wissen auf irgendeine Weise ihre Identität mit einem verstorbenen Menschen zu beglaubigen. Sie machen Angaben, die sich als wahr erweisen, man erkennt in ihnen eine Person wieder, meist eine solche, die früher das Haus bewohnt und eine ungesühnte Schuld begangen; die sich das Leben genommen hat oder ermordet worden ist. Oder man findet an der Stelle, an der ein Geist zu erscheinen pflegt, vergrabene Knochen, die auf ein früheres Verbrechen schließen lassen.« Der italienische Forscher Bozzano untersuchte Spukfälle. Er machte dabei erstaunliche Feststellungen: 180 Fälle standen im Zusammenhang mit einem tragischen Ereignis. In 71 Fällen war in dem betreffenden Raum ein Mensch gestorben. In 27 Fällen wurde am Spukort ein Skelett gefunden. In 26 Fällen hatte die »geisternde Person« lange Zeit an dem betreffenden Ort gelebt. »Die Tatsache, daß sich unter 374 Fällen 304 befinden, in denen ein Todesfall mit dem Spuk in Verbindung steht«, schreibt Bozzano, »macht die Hypothese wahrscheinlich, daß hier ein ursächlicher Zusammenhang besteht« und der katholische Theologe Alois Wiesinger meint: »In solchen ortsgebundenen Spukfällen zögere ich nicht, anzunehmen, daß die Erscheinung wirklich die einer verstorbenen Seele ist, besonders dann, wenn es sich um ein ernsthaftes Anliegen handelt, wenn zum Beispiel die Seele eine Schuld abträgt oder erscheint, um zu warnen, oder zu trösten, oder um unser Gebet zu bitten . . .«

Den Bericht über eine solche Erscheinung zitiert Aniela Jaffé in

ihrem Buch »Geistererscheinungen und Vorzeichen«. Die Zeugen sind eine Schweizerin und ein katholischer Priester. »Am 18. Januar 1951«, schreibt die Zeugin, »begegnete ich ihm auf der Straße, wir gerieten miteinander ins Gespräch.« Plötzlich stellte er die Frage: »Glauben Sie an Geister?« »Ich schaute ihn verblüfft an, dann verneinte ich und erklärte, daß ich noch nie ein Gespenst oder einen Geist gesehen hatte, folglich auch nicht daran glaube.« Der Pfarrer forderte sie daraufhin auf, am Abend zu ihm ins Pfarrhaus zu kommen. Er wolle ihr etwas erzählen und zeigen. Am Abend ging sie zu ihm. Er erzählte ihr folgendes: »Wie ich gestern abend mein Brevier durchgebetet hatte, löschte ich das Licht und verriegelte die Tür des Studierzimmers. Die Treppen hinuntersteigend, hörte ich das Schrillen des Telefons; man rief mich zu einem Sterbenden ...« Zurückgekommen sah er, daß im Studierzimmer Licht brannte. Und einen Schatten, der sich bewegte. Hatte er das Licht nicht gelöscht? Die Tür abgeschlossen? Langsam stieg er die Treppe hinauf. Ein Einbrecher! Das erschien ihm die einzige einleuchtende Erklärung. Er drückte die Türklinke herunter. Sie gab nach. Langsam öffnete er die Tür. »Mein Blick«, so berichtete er weiter, »fiel gerade auf meinen Schreibtisch. Vor dem Pult stand ein Geistlicher und suchte etwas in einem Buch. Sie können sich denken, wie erstaunt ich war, einen meiner Berufskollegen hier zu treffen. Er drehte sich um, sah mich an, winkte mir zu und sagte, das Jahrzeitbuch vor mich hinhaltend: ›Sehen Sie das! Im Jahre 1891 ist eine heilige Messe für einen Verstorbenen nicht gelesen worden. Bitte holen Sie das nach.‹ Ich schaute ihn an, dann nahm ich das Buch in meine Hände. Und richtig, da entdeckte ich, daß die Totenmesse für A. O. nicht gelesen worden war. Als ich den Besucher fragen wollte, woher er komme und wieso er das wisse, sah ich, daß niemand mehr im Zimmer war außer mir ...«

Auch in diesem Spukfall ist der »Geist« noch ein Unbekannter, er bleibt namenlos. Wäre es unmöglich, solche Erscheinungen Verstorbener einwandfrei zu identifizieren – wäre das nicht ein Beweis für das persönliche Überleben des Todes? Gibt es solche Beispiele, gut bezeugt, so daß sie nicht mit Zufall oder schlechter Beobachtung erklärt werden könnten?

Unsterblichkeit

Die Frage, ob mit dem Tod alles zu Ende sei, ist so alt wie die Menschheit selbst. Neandertaler begruben ihre Toten mit Waffen und Nahrung für das nächste Leben – und die Mumien in den ägyptischen Grabpyramiden und die Altäre der Azteken zeugen von demselben Glauben. Je vollkommener die Wissenschaft und ihre Methoden, um so drängender wurde die Frage der Menschen und ihre Hoffnung auf eine Antwort. Ist der Tod die letzte Antwort? Oder gibt es eine andere?

Im Grunde ist die Antwort darauf einfach. Die Menschen glauben seit Urzeiten an ein Leben nach dem Tode. Philosophen und Dichter haben sich dazu bekannt. Und alle großen Weltreligionen wären ohne den Glauben an das Überleben nicht denkbar. Aber vielen genügt das Glauben nicht. Sie wollen wissen. Je vollkommener die Wissenschaft, je fortschrittlicher ihre Untersuchungsmethoden – um so mehr erhoffen sich die Menschen von ihr eine Antwort. Aber nur wenige Wissenschaftler wagen es, sich mit diesem Problem zu beschäftigen.

»Die Frage ist tabu«, erklärte mir ein bekannter Universitätsprofessor, »keiner will sich die Finger daran verbrennen. Wer

sich dennoch damit befaßt, gilt als unseriös. Er begegnet Spott und Feindseligkeit von seiten seiner Kollegen. Viele bedeutende Wissenschaftler sind so entmutigt worden, ihre Forschungen auf diesem Gebiet fortzusetzen.« Und H. Driesch schreibt: »Die Frage des Überlebens der Person bleibt nun einmal das Hauptproblem aller Wissenschaft, mögen auch unsere offiziellen Philosophen und Psychologen alle einen weiten Bogen um sie machen und tun, als ob sie sie überhaupt nicht sehen«

Zu Lebzeiten hatte der englische Forscher Harry Price Hunderte von Medien untersucht, in deren Sitzungen sich angeblich die »Geister« Verstorbener kundtaten. Seine unermüdlichen Untersuchungen hatten ihm den Namen Ghosthunter, Geisterjäger, eingetragen. Derselbe Harry Price lieferte – wie ein anderer Forscher glaubt – ein »vom wissenschaftlichen Standpunkt aus ungewöhnlich gutes« Beispiel für die Existenz eines Lebens jenseits des Todes. Dr. Björkhem, der dieses Beispiel mitteilt, ist einer der bedeutendsten schwedischen Forscher auf dem Gebiet der Parapsychologie. Damals, als dieser Fall sich ereignete, war er Assistenzarzt in der Poliklinik Lund.

Am 9. Oktober 1948, so erinnert sich der Arzt, suchte ihn ein Patient mit einem ungewöhnlichen Anliegen auf. »Ich verwies ihn an den Stationsarzt, meinen Chef.« Aber: »Er wollte jedoch gerade mit mir und niemand sonst sprechen, da es eine Sache betreff, die er Außenstehenden nicht anvertrauen wolle.«

Das Krankenblatt informierte Dr. Björkhem, daß der Patient erst am Tage zuvor in das Krankenhaus Lund aufgenommen worden war: E. war ein 31jähriger Textilarbeiter, verheiratet, zwei Kinder. Befund: anomale Abmagerung. Aber nicht deswegen suchte der Patient den Arzt auf. Er hatte ihm ein außer-

gewöhnliches Erlebnis anzuvertrauen. »Der Patient erzählte, Ende März oder Anfang April 1948 wachte er eines Nachts auf und sah – einen fremden Herrn leicht über sein Bett gebeugt stehen. Er empfand dabei alles ganz natürlich und bekam auch keine Angst.« Die Erscheinung redete zu ihm, aber E. verstand fast nichts, denn sie sprach englisch. Nur den Namen: Harry Price. Die seltsame Erscheinung wiederholte sich. Bald verstand E. das meiste von dem, was dieser Mr. Price ihm erzählte, die Anweisungen, die er ihm gab: Er habe sich früher, in seinem Leben, mit der Erforschung von Spukerscheinungen befaßt. E. zweifelte niemals an der Realität der Erscheinung. Auch seine Frau hatte sie mehrmals wahrgenommen, ebenso eines seiner Kinder. »Und Mr. Price war es nun auch gewesen«, fährt Dr. Björkhem in seinem Bericht fort, »der ihm ausdrücklich den Auftrag gegeben hatte, ins Bezirkskrankenhaus von Lund zu fahren – denn dort würde er Hilfe gegen seine Krankheit, die Abmagerung, finden. Wenn E. Price richtig verstand, sollte es sich um eine Entzündung im oberen Teil des Rückgrates handeln. Mr. Price hatte ihn eindringlich aufgefordert, seine Erlebnisse demjenigen Arzt zu erzählen, der ihn bei der Aufnahme untersucht hatte, aber niemand sonst. Mr. Price zufolge sollte das, was geschehen war und sich noch weiter ereignen könnte, gleichsam der Wissenschaft etwas zu denken geben ...«

Man kann sich Dr. Björkhems Verblüffung vorstellen. Vorsichtige Fragen ergaben, daß der Patient niemals zuvor den Namen Harry Price vernommen hatte. Hatte er sich das alles eingebildet? War Price überhaupt tot? In den schwedischen Zeitungen – Dr. Björkhem war sich dessen sicher – hatte nichts darüber gestanden. Also: einfach ein seltsames Zusammentreffen? Oder doch mehr? Zwei Tage nach diesem Gespräch geschah ein weiterer »Zufall«.

Dr. Björkhem erhielt einen Brief aus Stockholm, von einem Professor J. T., mit dem er vor langer Zeit über die Arbeiten des Forschers Harry Price korrespondiert hatte. In seinem Brief erwähnte dieser Professor nur ganz nebenbei: »Ich kann dir übrigens mitteilen, daß Harry Price gestorben ist. Habe eben in einer englischen Zeitschrift gelesen, daß er am 29. März 1948 starb. Und«, so hatte er scherzend hinzugefügt, »nachdem Price sein ganzes Leben dem Spuk nachgejagt ist, hat er ja jetzt Gelegenheit, selbst zu spuken, wenn er will.« Harry Price war also am 29. März gestorben. Und gleich darauf war er zum erstenmal dem Patienten erschienen. Auch dies bloßer Zufall?

Der Patient war inzwischen im Krankenhaus behandelt worden. Aber trotz aller erdenklichen Untersuchungen hatten die Ärzte bei ihm keine organische Erkrankung feststellen können. Er nahm weiter ab, verfiel von Tag zu Tag. Ein nun zugezogener Psychiater diagnostizierte schließlich: ein Nervenleiden schizophrenen Ursprungs. Der Patient wurde in eine Nervenklinik überwiesen. Zwei Monate später, im Dezember, erhielt Dr. Björkhem den Anruf eines Oberarztes aus jener Klinik. Man hatte endlich die wirkliche Ursache der Abmagerung entdeckt. Eine Schizophrenie? Nein – eindeutig eine Fehldiagnose! Der Patient war geistig vollständig gesund. Sein Leiden – ein organisches: Entzündung im oberen Teil des Rückgrates, durch irgendeine Infektion hervorgerufen. Es war die Diagnose, die Price gestellt hatte! Der Patient konnte vollständig geheilt werden.

»Ist dies nun nur eine alltägliche Geschichte aus einem großen Krankenhaus, oder enthält sie etwas mehr?« fragt sich Dr. Björkhem am Ende seines Berichtes über diesen Fall. Nämlich eine Antwort auf die Frage: War Harry Price wirklich »von den Toten

zurückgekehrt«? Dr. Björkhem: »Beruhen alle diese Ereignisse auf einem Zufall, oder steht ein ordnender Wille dahinter? Wollte er (Harry Price) der Wissenschaft eine Nuß zu knacken geben?... Warum ist er dann aber zu einem Textilarbeiter in Malmö gekommen – je mehr man fragt, desto unmöglicher wird es, zu antworten.«

Zumindest die letzte Frage scheint noch eine Antwort gefunden zu haben: Jahre später meldete sich eine Zeugin, die dazu berichtete: In einem Gespräch, in dem es wieder einmal um die »ewige Frage« ging, hatte Harry Price zu dieser Zeugin gesagt: »Wenn ich einmal gestorben bin, werden alle Medien Englands schwören, daß ich mich gemeldet hätte. Aber wenn ich in der Lage bin, mich zu äußern, wird dies in ganz neuartiger Weise geschehen, nämlich jenseits des Meeres...« Hatte er sein Versprechen wahrgemacht?

Überprüft man die bekanntgewordenen Fälle von Erscheinungen der Toten, so stellt man fest, daß die meisten im Umkreis des Todes spielen. »Es ist eine bemerkenswerte Tatsache«, so stellt Aniela Jaffé fest, »daß die Erscheinungen Verstorbener in der Zeit unmittelbar nach dem Tod häufiger beobachtet werden als in späteren Jahren, so als seien diese – zuerst noch näher.« Und sie meint: »Die volkstümlichste Begründung lautet: Wenn ein Mensch am Sterben sei, erhielte die Seele die Fähigkeit der Ubiquität. Sie könne hier und dort gesehen werden. Sie könne auch dies und jenes veranlassen: den Gang einer Uhr aufhalten, ein Fenster öffnen, ein inneres Bild, eine Ahnung, eine Vision hervorrufen.«

Verschiedene Theologen sind denn auch der Meinung, daß alle spiritistischen Phänomene sich nicht in einem echten Jenseits, son-

dern in einem Zwischenreich zwischen der Welt, in der wir leben, und dem »echten Jenseits« abspielen. »Die spiritistischen Erscheinungen verharren noch im Schattenreich des Todes«, meint der evangelische Theologe Wilhelm Horkel. »Sie sind jenseits unserer gegenständlichen, kausal-faßbaren Welt, aber noch diesseits der eigentlichen Ewigkeit, wie sie unser christlicher Glaube versteht.«

Zwei Beispiele, mit denen die Erscheinungen mit dem Augenblick des Sterbens fast zusammenfallen, mögen dies veranschaulichen; beide sind von Aniela Jaffé zitiert: »Meine Freundin Trudy von S. und ich«, so beginnt der erste Bericht, »besuchten im Jahre 1936 eine Gartenbauschule in England. Unter den Schülerinnen befand sich auch Patricia, die Tochter eines englischen Landpfarrers.« Die Mädchen hatten sich angefreundet. Oft waren sie übers Wochenende bei den Eltern zu Gast. Zwei Jahre später kehrten sie in die Schweiz zurück. Am 14. Februar 1938, mittags um zwölf Uhr, hatten sich die beiden Freundinnen in Zürich beim »Pfauen« getroffen. »Plötzlich sah ich zwischen den vielen Menschen Pat, unsere gemeinsame englische Freundin«, berichtet die eine. »Sie trug trotz des schönen Wetters ihren alten Regenhut und Regenmantel. ›Trudy‹, rief ich, ›siehst du, dort ist Pat! Ich will sie rufen.‹ Ich rannte zur Trambahnhaltestelle, als Pat in die Tram Nummer fünf einstieg und sich setzte. Ehe ich sie erreichen konnte, fuhr die Tram weg.« Eine Täuschung? Die Erscheinung war so real gewesen, daß man am Nachmittag zur Fremdenpolizei ging, um die Adresse Patricias zu erfahren. Aber sie war nicht gemeldet! »Einige Tage später erhielt ich einen Brief von der Mutter der Freundin und eine Todesanzeige mit der Nachricht, daß ihre Tochter Pat am 14. Februar um die Mittagsstunde vom Pferd gefallen sei und sich dabei das Genick gebrochen habe . . .«

»Mein Mann«, so beginnt der zweite Bericht, »ein äußerst nüchtern denkender, allen Geistererscheinungen gegenüber unbedingt skeptisch eingestellter Akademiker, mußte selbst etwas erleben, was seine ganze Einstellung den unsichtbaren Dingen gegenüber merklich erschütterte.« Er hatte, so erfahren wir, am Dienstagabend wie üblich das Haus verlassen. Er war auf dem Weg zu seinem Kegelabend, als er von weitem die markante Gestalt seines Freundes sah, eines Architekten und Obersten der Reserve, in dessen Regiment auch er diente. Er grüßte, aber der andere »sah ihn nur befremdend starr an und schwenkte plötzlich nach rechts, aus den ›Lauben‹ dem Bahnhofsplatz zu, wo ganz in der Nähe sich sein Architekturbüro befand.« Er hatte am Abend im Kegelklub davon erzählt und nach der Rückkehr seiner Frau – es gibt also viele Zeugen. Am anderen Morgen fand er die Todesanzeige in der Zeitung. »Darin stand, daß der Oberst Sonntag nachts plötzlich einem Gehirnschlag erlegen sei. Ratlos sah mich mein Mann an. Als er dann begriff, daß der Oberst bereits seit zwei Tagen tot sein mußte, begab er sich unverzüglich ins Trauerhaus, um ganz sicher zu sein, daß kein Mißverständnis vorliege.« Es lag keines vor.

Die »Geister« Verstorbener – scheint es nicht die einfachste und einleuchtendste Erklärung? Aber die meisten Psychologen würden auch in diesen Fällen ein energisches »Nicht beweisend!« entgegenhalten. Jener Textilarbeiter aus Malmö – vielleicht wußte er doch mehr über Harry Price, als er zugab! Und die richtige Diagnose? Zufall. Auch in den anderen beiden Fällen würden sie die »Erscheinungen« als nicht wirklich, sondern als Täuschung der Sinne erklären. Und doch! Es ist schwer zu glauben, daß alle die vielen Fälle so erklärt werden können. Sie sind zu zahlreich, zu

gut dokumentiert. Der Jesuitenpater Ludwig Bonvin – zehn andere Geistliche bestätigen seine Aussage – berichtet von einer Audienz bei Papst Pius XI.: »Während wir im Vorzimmer warteten, öffnete sich die Tür, und vor uns stand der vor mehr als neun Jahren verstorbene Pius X. Wir alle waren sprachlos, denn wir erkannten ihn sofort. Er wandte sich uns zu und sagte: ›Die unglücklichen Zeiten werden noch zwei Jahre dauern.‹ Darauf verschwand er. Während wir alle noch unter dem Eindruck dieser Erscheinung standen, wurden wir ins Privatgemach des Papstes zur Audienz gerufen. Unsere Ergriffenheit bemerkend, erkundigte er sich nach der Ursache. Einer von uns erzählte das Geschehene. Darauf erwiderte der Papst nur in ruhigem Ton: ›Er war also wieder da‹.«

Ein anderer berühmter Fall stammt aus den Berichten der englischen »Gesellschaft für psychische Forschung«: Ein Fall, bei dem, nach Meinung des katholischen Theologen Alois Wiesinger, kein Grund besteht, an dem tatsächlichen Erscheinen des Verstorbenen zu zweifeln, zumal die Tatsachen von einem Gericht überprüft wurden.

James L. Chaffin war ein Farmer aus dem Staat Nord-Carolina, Vater von vier Söhnen, John, James, Marshall und Abner.

Am 16. November 1905 machte er auf Betreiben seines dritten Sohnes, Marshall, ein Testament, indem er diesen als Alleinerben einsetzte und seine Frau und die anderen drei Söhne überging.

Am 16. Januar 1919 jedoch schrieb er ein zweites Testament, in dem er sein Vermögen allen vier Kindern zu gleichen Teilen vermachte – nachdem er das 27. Kapitel der Genesis (Jakob bringt seinen Bruder Esau um das Recht der Erstgeburt) gelesen hatte.

Er verbarg dieses zweite handgeschriebene Dokument in einer alten Familienbibel, die er von seinem Vater, einem Geistlichen, geerbt hatte, und zwar zwischen den Seiten des 27. Kapitels der Genesis. Diese Tatsache hatte er – soweit sich feststellen ließ – keinem gegenüber erwähnt; dagegen nähte er eine Notiz in das Futter eines Mantels ein: »Lest das 27. Kapitel der Genesis in der alten Bibel meines Vaters.«

Am 7. September 1921 starb James L. Chaffin infolge eines Unglücksfalles. Sein dritter Sohn trat die Erbschaft an – auf Grund des ersten Testaments.

Aber das, was der Vater anscheinend befürchtet und warum er schließlich sein Testament geändert hatte, trat ein: Der dritte Sohn verwaltete das Erbe schlecht: Im Juni 1925 nun begann der zweite Sohn, James, immer öfter von seinem Vater zu träumen. Er berichtet: »Mein Vater erschien an meinem Bett, sprach aber nicht. Einige Zeit danach, ich glaube, es war gegen Ende Juni 1925, erschien er wieder an meinem Bett, gekleidet, wie ich ihn oft im Leben gesehen hatte, in einem Mantel ... Diesmal sprach meines Vaters Geist zu mir: ›Ihr werdet mein Testament in der Tasche meines Mantels finden‹.«

James Chaffin erwachte mit der festen Überzeugung, daß der Geist seines Vaters ihn aufgesucht habe, um einen Irrtum aufzuklären. Er suchte nach dem Mantel, erfuhr aber, daß dieser seinem Bruder John übergeben worden war. Bei ihm wurde er gefunden und die eingenähte Notiz entdeckt. Die Bibel wurde in der Schublade einer alten Kommode gefunden. In Gegenwart von Zeugen wurden die zusammengeklebten Seiten geöffnet. Die Brüder erkannten den Willen ihres Vaters an: Sie übernahmen gemeinsam das Erbe.

Dies sind keine Einzelfälle. Es gibt Hunderte andere, sorgfältig überprüft. Und eine Reihe angesehener Forscher kommt auf Grund solcher Fälle zu dem Schluß, daß an der Realität der Erscheinungen nicht zu zweifeln sei. Auf der anderen Seite beharren die meisten Psychologen weiter auf dem »Unbewiesen!« Weil so etwas wie eine Seele nicht existiere und der Gedanke des Überlebens daher absurd sei.

Wie bei so vielen anderen Phänomenen, über die wir berichtet haben: Die Wissenschaft kann sich nicht einigen. Gewisse Tatsachen sind nicht nachweisbar – aber müssen sie deshalb unwahr sein? Selbst wenn wir nie beweisen könnten, daß es ein Leben nach dem Tod gibt – spricht das gegen die Unsterblichkeit?

Aber vielleicht ist es gut, daß etwas so Wunderbares sich letztlich unserem Zugriff entzieht! Vielleicht ist dies keine Frage der Wissenschaft, sondern der Religion. Keine Frage des Beweises, sondern des Glaubens.

Vieles von dem, was die Wissenschaft einst leidenschaftlich ablehnte und bekämpfte, hat sie inzwischen anerkennen müssen. Dieser Bericht wollte nichts beweisen – was nicht als bewiesen gilt. Er wollte nichts leugnen – was nicht zu leugnen ist. Er wollte in dem großen Streit des Für und Wider nur aufzeigen, was wirklich ist. Entscheiden muß sich jeder selbst. Seit Jahrtausenden bewegen die Menschheit diese »okkulten« Erscheinungen. Vielleicht ist dies ihr Sinn: Sie zwingen den Menschen immer wieder, sich mit sich selbst zu beschäftigen. Auch die Wissenschaft kann ihnen auf die Dauer nicht ausweichen.

Wir bereichern unser Wissen von Tag zu Tag. Wir entdecken die Welt der Mikroben, der Elektronen, der Atome. Wir erfor-

schen die Tiefen des Meeres, und wir schicken uns an, das All zu erobern. Alle diese Dinge mögen wichtig sein. Der Mensch will wissen! Aber darüber sollte nie vergessen werden, daß es immer noch ein Gebiet gibt, das viele weiße, unerforschte Flecken aufweist: die Tiefen unserer menschlichen Seele. Sie ist und bleibt das große und letzte aller Geheimnisse.

III. Teil | Anhang

Quellen und Literatur

Das vorliegende Buch erhebt nicht den Anspruch, ein wissenschaftliches Werk zu sein. Es ist eine – wie der Autor glaubt – notwendige Darstellung eines Laien für Laien. Es wird daher auch auf eine umfassende Bibliographie verzichtet; neben den benutzten Quellen wird der Leser, der sich über dieses Gebiet weiter informieren will, daher nur auf jene Werke hingewiesen, die in den meisten Bibliotheken greifbar sind. Zwei Standardwerke seien besonders empfohlen. Für den Teil I des Buches: Fanny Moser, Der Okkultismus, Täuschungen und Tatsachen. Für den Teil II: Emil Mattiessen, Das persönliche Überleben des Todes.

H. H.

1. Kapitel – Unterbewußtsein

Bechterew, W. »Von den Versuchen über die aus der Entfernung erfolgende unmittelbare Einwirkung einer Person auf das Verhalten der Tiere«, Zeitschrift für Psychotherapie, 1924

Brunton, P. »Geheimnisvolles Ägypten«, Zürich 1951

Claparède »Les chevaux savants d'Elberfeld«, Genf, 1912

Krall, K. »Denkende Tiere«, Leipzig, 1912

Du Prel, C. von »Die Magie als Naturwissenschaft« Leipzig, 1920
»Das Rätsel des Menschen«, Wiesbaden, 1950

Schleich, C.-L. »Vom Schaltwerk der Gedanken«, Berlin, 1929
»Das Wunder der Seele«, Frankfurt, 1951

Seligmann, S. »Die Zauberkraft des Auges und das Berufen«, Hamburg, 1922

2. Kapitel – Schlaf und Traum

Dunne, J. W. »An Experiment with Time«, London, 1951

Estabrooks, G. H. »Spiritism«, New York, 1947

Freud, S. »Die Traumdeutung«, Frankfurt 1961

Jaffé, A. »Geistererscheinungen und Vorzeichen«, Zürich, 1958

Jung, C. G. »Über die Psychologie des Unbewußten«, Zürich, 1951

Loewenfeld, L. »Somnambulismus und Spiritismus«, Wiesbaden, 1907

Moufang, W. und Stevens, W. O. »Mysterium der Träume«, München, 1953

Moser, F. »Der Okkultismus, Täuschungen und Tatsachen«, 2 Bde., München, 1935

Rhine, J. B. »Neuland der Seele«, Stuttgart, 1938
»Die Reichweite des menschlichen Geistes«, Stuttgart, 1950

Sadger, J. »Über Nachtwandeln und Mondsucht«, Wien, 1914

3. Kapitel – Hypnose

Baudouin, C. »Suggestion und Autosuggestion«, Leipzig, 1926

Bender, H. »Die mediale Diagnose«, Manuskript
»Bemerkungen zur Geschichte der sensitiven Diagnose«, Manuskript

Bernheim, H. »De la suggestion et de ses applications à la thérapeutique«, Paris, 1891

Björkhem, J. »Die verborgene Kraft«, Olten, 1954

Cayce, H. L. »Venture Inward«, New York, 1964

Carpenter, W. »Principles of mental physiology«, London, 1874

Krafft-Ebing, R. v. »Eine experimentelle Studie auf dem Gebiete des Hypnotismus«, Stuttgart, 1888

Liébeault, A. A. »Therapeutique suggestive«, Paris, 1891

Loewenfeld, L. »Hypnotismus und Medizin«, Wiesbaden, 1922

Mayer, L. »Die Technik der Hypnose«, München, 1954

Poll, W. »Die Suggestion«, München, 1951

Schultz, J. H. »Hypnose-Technik«, Jena, 1935

Sonnet, A. »Wunderheiler und Heilwunder«, Heidenheim, 1960

Tenhaeff, W. H. C. »Außergewöhnliche Heilkräfte«, Olten, 1957

Verweyen, J. M. »Die Probleme des Mediumismus«, Stuttgart, 1928

4. Kapitel – Telepathie

Baerwald, R. »Okkultismus, Spiritismus und unterbewußte Seelenzustände«, Berlin, 1920
»Die intellektuellen Phänomene«. In: Der Okkultismus in Urkunden, Bd. 1, Berlin, 1925

Berger, H. »Psyche«, Jena, 1940

Bergier, J. »La transmission de pensée – arme de guerre«. In: Constellation, Nr. 140, 1959

Bonsen, F. zur »Das Zweite Gesicht nach Wirklichkeit und Wesen«, Köln, 1916

Dessoir, M. »Das Ich, der Traum, der Tod«, Stuttgart, 1951

Driesch, H. »Parapsychologie«, Zürich, 1952

Garret, E. J. »Adventures in the supernormal, a personal memoir«, New York, 1949

Gurney, E., Myers, F. H., Podmore, F. »Phantasms of the Living«, London, 1918

Kindborg, F. »Suggestion, Hypnose und Telepathie«, München, 1920

Moufang, W. »Magier, Mächte und Mysterien«, Heidelberg, 1954

Neureiter, F. von »Wissen um Fremdes Wissen«, Gotha, 1935

Owen, D. »Footfalls of the boundary of another World«, Philadelphia, 1860

Piper, A. L. »The Life and Work of Mrs. Piper«, London, 1929

Richet, C. »Experimentelle Studien auf dem Gebiet der Gedankenübertragung und des sogenannten Hellsehens«, Stuttgart, 1921

Tabori, P. »Harry Price, The Biography of a Ghost-Hunter«, London, 1950

Tischner, R. »Über Telepathie und Hellsehen«, Wiesbaden, 1921

Wassiliew, L. L. »Theoretische Bedeutung und praktische Anwendung der psychischen Fernwirkung«, Neue Wissenschaft, 6, 2, 1963

5. und 6. Kapitel – Hellsehen, Prophetie

Chowrin, A. N. »Experimentelle Untersuchungen auf dem Gebiete des räumlichen Hellsehens«, München, 1919

Gubisch, W. »Hellseher, Scharlatane, Demagogen?«, München, 1961

Hellwig, A. »Okkultismus und Verbrechen«, Berlin, 1929

Lambert, G. W. »The Dieppe Raid Case«, Journal of the S. f. Psychical Research, Band 36 Nr. 670

Maeterlinck, M. »Les débris de la guerre«, Paris, 1918

Neuhäusler, A. »Telepathie – Hellsehen – Praekognition«, München, 1957

Pagenstecher, G. »Hellsehen in die Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft«, Leipzig, 1928
»Die Geheimnisse der Psychometrie«, Leipzig, 1928

Tenhaeff, W. H. C. »Beschouwingen over het gebruik van paragnosten voor politiële en andere praktische doeleinden«, Utrecht, 1957

Wissiak, H. »Der Leitmeritzer Hellseher-Prozeß Hanussen«, Leipzig, o. J.

Zenz, R. »Ist Hellsehen möglich, Der Insterburger ›Hexen-Prozeß‹ «, Königsberg, 1928

II. Teil

7. Kapitel – Medien

Abbot, D. P. »Behind the Scenes with the Mediums«, Chicago, 1908

Dessoir, M. »Vom Jenseits der Seele«, Stuttgart, 1931

Flournoy, Th. »Spiritismus und Experimental-Psychologie«, Leipzig, 1921

Horkel, W. »Geist und Geister«, Stuttgart, 1963

Jouvenel, M. de »Einklang der Welten«, Olten, 1953

Lodge, O. H. »Raymond oder Leben und Tod«, Pfullingen, o. J.

Mattiesen, E. »Das persönliche Überleben des Todes« 3 Bde., Berlin, 1936–39

Prince, W. F. »The Case of Patience Worth«, Boston, 1927

Tenhaeff, W. H. C. »Het Spiritisme«, Den Haag, 1951

Verweyen, J. M. »Das Problem des Mediumismus«, Stuttgart, 1928

8. Kapitel – Persönlichkeitsspaltung

James, W. »Principles of Psychology«, New York, 1892

Prince, M. »The Dissociation of a Personality«, New York, 1908

Prince, W. F. »Die Spaltung der Persönlichkeit«, Stuttgart, 1932

Tischner, R. »Ergebnisse okkulter Forschung«, Stuttgart, 1950

9. Kapitel – Materialisationen

Böhm, A. »Mein Bruder Gerd«, Garmisch, 1963

Bottazi, F. »Die wissenschaftlichen Untersuchungen der Eusapianischen Phänomene an der Universität Neapel«, Leipzig, 1918

Carrington, H. »Essays in the occult«, New York, 1958
»Eusapia Palladino and her Phenomena« London, 1909

Crookes, W. »Materialisationsversuche«, Leipzig, 1923

Fukurai, T. »Clairvoyance and Thought-photography«, London, 1931

Gerlof, H. »Materialisationen, Die Phänomene von Kopenhagen«, München, o. J.
»Das Medium Carlos Mirabelli«, Tittmoning, 1960

Messer, A. »Wissenschaftlicher Okkultismus«, Leipzig, 1927

Mirabelli, C. »Resultado de um in querito pela Academie des estudos psychicos ›Cesar Lombroso‹«, Santos, 1926

Moll, A. »Psychologie und Charakterlogie der Okkultisten«, Stuttgart, 1929

Nagel, J. »Joachims Wiederkehr«, Garmisch, 1962

Prince, W. F. »A Review of the Margery Case« The American Journal of Psychology, Juli 1926

Schrenck-Notzing, A. von »Materialisationsphänomene«, München, 1923

10. Kapitel – Doppelgänger

Crookall, R. »The Study und practice of Astral Excursion«, London, 1961

Horkel, W. »Botschaft von Drüben«, München, 1949

Kemmerich, M. »Die Brücke zum Jenseits«, München, 1927

Mikorey, M. »Phantome und Doppelgängererscheinungen«, München, 1952

Muldoon, S. J. und Carrington, H. »The Projection of the Astral Body«, London, 1929

Prince, W. F. »Noted Witnesses for Psychic Occurrences«, Boston, 1928

Vogl, C. »Das Neue Licht«, Purkersdorf bei Wien, Februar 1936

Wereide, T. »Psykiska fenomen«, Stockholm, 1921

11. Kapitel – Spuk

Christiaens, L. »Was ist ein Geist«, Neue Wissenschaft, Heft 3, 1960

Grabinski, B. »Erlöste Seelen«, Wiesbaden, 1958

Moser, F. »Spuk – Irrglaube oder Wahrglaube?«, Baden b. Zürich, 1950

Owen, A. R. G. »Can we explain the Poltergeist?« New York, 1964

12. Kapitel – Unsterblichkeit

Carrington, H. »Death, it's Causes and Phenomena« London, 1913

Grabinski, B. »Was wissen wir vom Jenseits«, München, 1950
»Leben die Toten?«, Olten, 1949

Kuhaupt, W. »Die okkulten Erscheinungen und das Wunderbare und die Person Jesu«, Braunschweig, 1925

Wiesinger, A. »Okkulte Phänomene im Lichte der Theologie«, Granz, 1948

Bildnachweis

Autor:

Seite 137, Paragnost Gerard Croiset

Bildarchiv Burda-Druck und Verlag, Offenburg:

Seite 51, Edgar Cayce
Seite 103, Professor Leonid Wassiliew

Historia-Photo, Charlotte Fremke, Bad Sachsa:

Seite 51, Gedankenleserin Robin
Seite 86, Jan Eric Hanussen
Seite 155, Robertsons Phantaskop

Historisches Bildarchiv, Handke, Bad Berneck:

Seite 103, Gedankenleser Cumberland
Seite 138, D. D. Home, Henry Slade, Katharina Emmerich
Seite 189, Gefälschtes Geisterfoto aus Amerika
Seite 190, Geisterfotos aus dem Atelier, Besuche aus dem Jenseits

Leif Geiges, Photograph. Atelier für Forschung, Wissenschaft und Kunst, Staufen/Brsg.:

Seite 104, Professor J. B. Rhine und Professor Bender, Professor W. C. Tenhaeff, Kartenspiel für Untersuchungen über Telepathie und Hellsehen

Ullstein Bilderdienst, Berlin-Tempelhof:

Seite 33, Holzschnitt der Lübecker Bibel
Seite 34, Giottos Fresko
Seite 52, Aushängeschild eines Traumdeuters
Seite 85, Bernburger Hellseherprozeß, A. Chr. Drost
Seite 86, Else Günther-Geffers
Seite 156, Pythia auf dem Dreifuß zu Delphi
Seite 207, Materialisationsversuche, Dr. von Schrenck-Notzing
Seite 208, Materialisationsversuch

Hans Herlin

Die Welt des Übersinnlichen